Des
Herrn Düport dü Tertre

# Geschichte

der sowohl
alten als neuern Verschwörungen,
Meutereyen
und
merkwürdigen Revolutionen.

Aus dem Französ. übersetzt.

## Fünfter Theil.

Breßlau,
verlegts Wilhelm Gottlieb Korn,
1766.

# Verschwörungen

## der Niederländer

## gegen Spanien.

Flandern, das man ehemals als den dritten Theil von Gallien ansahe, hatte gegen Morgen den Rhein, gegen Mittag die Segre, gegen Abend und Mitternacht aber das Weltmeer zur Grenze. Es enthielt siebzehn Provinzen, von denen Flandern die ansehnlichste war, welche ihren Namen dem ganzen Lande gab. Diese siebzehn Provinzen wurden auch die Niederlande genannt, weil man fast keinen Berg darinne findet, und eine Menge Flüsse aus demselben sich ins Meer stürzen. Flandern, das auf diese Weise ein Land von ziemlichem Umfange war, hat verschiedene Veränderungen erfahren: ein Theil dessel-

ben stand lange Zeit unter der Herrschaft der Franzosen a). Lyderick von Harleben ward unter der Regierung Carls des großen mit dem Titel eines beständigen Statthalters dahin geschickt, und hatte seine Nachkommen zu Nachfolgern, bis auf die Zeit, da Balduin, mit dem Zunamen der eiserne Arm, Flandern unter dem Titel eines Marquisats oder Grafschaft erhielt b). Die Prinzen dieses Hauses blieben Besitzer davon, vom Balduin an, bis auf Arnold VIII. Eine Erbinn dieser Herrschaft heyrathete in der folgenden Zeit den Wilhelm von Dampierre, aus dem Hause des Archibald de Bourbon; ihre Nachkommen besaßen gleichfalls Flandern. Nach einigen Generationen war davon nur noch eine einzige Tochter übrig, welche Margaretha hieß, und an den Herzog von Burgund, Philipp, den Bruder Carls V, verheyrathet wurde. Dieses Haus war gleichfalls bis auf eine einzige Erbinn herunter gekommen, welche den Maximilian von Oesterreich heyrathete. Es kam nur auf Ludewig XI an, um die Prinzeßinn, von der ich geredet habe, für seinen Sohn zu erhalten: dieser Monarch aber, der seinen Verstand nie anders als schlecht zu gebrauchen wußte, ließ durch

a) Die Provinz Flandern, die Landschaft Brügge, das Gebiete der Stadt Gent und die Grafschaft Artois gehörten schon seit den Zeiten des Clodovâus zu Frankreich.

b) Carl der Kahle war es, der den Balduin in den Besitz von Flandern setzte.

durch eigene Schuld eine so schöne Gelegenheit, seine Staaten noch mit weitläuftigen Ländern zu vermehren, entwischen, und gab einer auf ihn eifersüchtigen Macht die Mittel an die Hand, sich zu vergrößern, und sich allen seinen Nachbarn furchtbar zu machen: denn durch diese Vermählung Maximilians mit der Erbinn des Herzogthums c) Burgund setzte sich eben das Haus Oesterreich, welches zuvor so gar mächtig nicht war, in den Stand, eine große Rolle in Europa zu spielen d).

Alle Beherrscher von Flandern, vom Lyderik an, sind Vasallen der Könige in Frankreich gewesen, bis Franciscus I für sich und seine Nachkommen auf dieses Recht Verzicht that. Die Niederlande, die ehemals nur einen einzigen Staat zusammen ausmachten, sind heut zu Tage unter den König in Frankreich, die Königinn von Hungarn und die Holländer getheilt. Wodurch ist es diesen letztern gelungen, einige Provinzen von Flandern loszureißen, eine mächtige Republik daraus zu bilden,



c) Nachdem Philipp, Herzog von Burgund, die Erbinn der Grafschaft Flandern geheyrathet hatte gab man seinen gesammten Staaten den Namen des Herzogthums Burgund.

d) Man weiß, wie sehr sich das Haus Oesterreich durch Heyrathen vergrößert hat, welches zu folgenden Versen Anlaß gegeben:

Bella gerant alii; tu, felix Austria, nube:
Quæ dat Mars aliis, dat tibi regna Venus.

prächtige Städte mitten aus Morästen empor steigen zu lassen, ein Element zu bezwingen, dessen Wuth sonst nichts im Zaume halten kann, armselige Fischerkähne in ansehnliche Flotten zu verwandeln, den unfruchtbarsten Boden tragbar zu machen, unermeßliche Reichthümer in ein Land zu ziehen, das nur durch die Armuth seiner Einwohner bekannt war, plumpe und beynahe ganz tumme Menschen in Staatsmänner zu verwandeln, die im Stande sind, es mit den artigsten und witzigsten Nationen in Europa aufzunehmen? Hier sehen wir, was die Liebe zur Freyheit vermag, besonders wenn man das Joch der Tyranney getragen hat. Wir wollen nun sehen, was zu einer Veränderung Anlaß gegeben, welche dem ganzen Flandern eine ganz andere Gestalt gegeben hat.

Philipp II, König in Spanien, gab die Statthalterschaft der Niederlande seiner Schwester Margaretha, Herzoginn von Parma, und empfohl ihr besonders, sich dem Fortgange des Lutherthums zu widersetzen. Man fieng demnach an, alle der Religion wegen verdächtige Leute vor Gericht zu fodern, und strafte sie hart. Da man verschiedene neue Bißthümer in Flandern errichtet hatte, so glaubten die Protestanten, daß man in kurzem auch ein Inquisitionsgericht anlegen würde. Sie setzten ein Glaubensbekenntniß auf, das dem Könige Philipp II übergeben werden sollte, und baten, daß, nach Ablesung desselben, man aufhören möchte, die Unschuldigen zu verfolgen, und sie ungehört

zu

zu verdammen. Sie stellten vor, daß man die Gemüther nicht durch Gewalt gewönne; und um allen Verdacht eines Aufruhrs von sich abzulehnen, erklärten sie am Ende ihrer Bittschrift, daß man den von Gott eingesetzten Obrigkeiten gehorchen, Tribut bezahlen, ihnen alle Arten von Unterwürfigkeit und Ehrerbietung beweisen, und den Himmel um ihre Erhaltung anflehen müsse.

Da die Niederländer sahen, daß man auf ihre Vorstellungen nichts achtete, beschlossen sie, das Joch der Tyranney abzuwerfen. Sie haßten den Cardinal Granvelle aufs äußerste, den Philipp II in Flandern zurückgelassen, und zugleich der Herzoginn von Parma befohlen hatte, sich nach dem Rathe dieses Prälaten zu richten. Granvelle war zum Erzbischofe zu Mecheln ernennet worden, nach der Aufrichtung der neuen Bißthümer. Er wollte unter diesen den Primas vorstellen, weil er das Haupt der Inquisition war, die man einführen wollte. Die Vornehmen, die nicht ohne zu erröthen, sich gewissermaßen als Sclaven eines Priesters sahen, der von sehr geringer Herkunft war, und der nur suchte, sie zu unterdrücken, brachen bald in Murren und Klagen aus. Das gemeine Volk war eben so wenig zufrieden; am meisten aber waren die Mönche aufgebracht, weil man die Einkünfte ihrer Klöster zum Unterhalt der Bischöfe anwandte, als welche noch keine gewissen Einkünfte hatten. Floris de Montmorenci Baron von Montigni, ward nach Spanien ge-

schickt, um den König von dem traurigen Zustande zu benachrichtigen, in welchem sich damals Flandern befand. Auf einer andern Seite ernannte auch die Stadt Antwerpen einige Deputirte, die Sr. catholischen Majestät vorstellen sollten, daß die Einführung der Inquisition der Handlung und der Freyheit des Landes nicht anders, als sehr nachtheilig seyn könnte. Philipp begnügte sich mit der Antwort, daß die Einwohner von Antwerpen keine Unbequemlichkeit von diesem Gerichte empfinden sollten, und versprach, daß man vorjetzt nicht weiter an die Einsetzung neuer Bischöfe gedenken wollte.

Die Lehre des D. Luthers nahm alle Tage in Flandern mehr und mehr überhand; man sahe daher auch allenthalben nichts, als Scheiterhaufen brennen, um die Ketzer zu bestrafen: diese schrecklichen Mordspiele dienten aber zu nichts, als das Volk in Wuth zu bringen. Ein Carmeliter, Nahmens Christoph Fabri, ward zum Tode geführt, und mitten in die Flammen geworfen; der Scharfrichter aber ward durch einen Hagel von Steinen genöthiget, den Körper halb verbrannt zu verlassen. Nach der Zeit, da man es nicht mehr wagte, die Verurtheilten öffentlich hinzurichten, brachte man sie im Gefängnisse um; man band diese Unglücklichen mit dem Kopfe und den Knien zusammen, und warf sie in ein großes Faß voll Wasser, worinne man sie ersaufen ließ. Der Pöbel, da er dieses erfuhr, stürmte die Gefängnisse, und ließ eine gute Anzahl Gefangene heraus.

Man

Man machte das Concilium zu Trident bekannt, und diese Bekanntmachung ward von verschiedenen Verordnungen wider die Ketzer begleitet, die man jetzt heftiger als jemals verfolgte, unter dem Vorwande, daß sie auf der Kirchenversammlung verdammt worden wären. Ein so gewaltsames Verfahren brachte das Volk und den Adel auf, der Prinz von Oranien, der Graf von **Egmond** und der Graf von Horn schrieben an den König, und meldeten ihm, daß sie kein ander Mittel, Flandern zu beruhigen, ersähen, als wenn er den Cardinal Granvelle absetzte, der sich bey der ganzen Nation verhaßt gemacht habe. Dieser Prälat, der alles zum Aufruhre geneigt sahe, und mit Grunde befürchtete, daß er das erste Schlachtopfer des allgemeinen Hasses seyn würde, begab sich nach Besanzon, woher er gebürtig war, um daselbst zu erwarten, wo es hinaus wollte. Die Entfernung des Cardinals gereichte der Statthalterinn zu großem Vergnügen, die dadurch alle Gewalt allein in die Hände bekam: sie ward aber in kurzer Zeit gewahr, daß Granvelle, ungeachtet seiner Entfernung, Flandern immer noch durch seine Spions regierte, die in den drey höchsten e) Gerichten zerstreut waren, welche Philipp II errichtet hatte, als er die Niederlande verließ. Da nun die Sachen immer verwirrter wurden, so beschloß man endlich, den Grafen von Eg-



e) Der Staatsrath, der geheime Rath und das Finanzcollegium.

mond an den Hof nach Madrid zu schicken; man wußte, daß man sich auf diesen Herrn verlassen konnte, und daß er beym Könige etwas vermöge, wegen der wichtigen Dienste, die er demselben geleistet hatte. Der Graf begab sich nach Spanien, und stellte dem Könige mit vieler Freymüthigkeit vor, daß die strenge Vollziehung der Befehle des Hofes die größten Unruhen in den Niederlanden zu erregen fähig sey; daß man über den bloßen Namen der Inquisition schon erschräcke; daß die Großen und der Adel über die Verletzung ihrer Rechte und Freyheiten schwürig wären, und daß das gemeine Volk in allen Städten, Flecken und Dörfern sich beschwerte; er beschloß seine Rede mit der Vorstellung, daß allen diesen Uebeln nicht anders abzuhelfen sey, als wenn man die Befehle und Verordnungen wegen der Religion wiederriefe, oder wenigstens milderte, wenn man die neuen Bischöfe abschaffte, und die alte Freyheit wieder herstellete.

Der Graf von Egmond ward dem Anscheine nach sehr gnädig aufgenommen, angehört, und wieder fortgeschickt; er glaubte hoffen zu können, daß man einen Theil seines Ansuchens bald in Ausführung bringen werde; er kam demnach mit guten Vertröstungen nach Flandern zurück, und gab seinen Landsleuten zu verstehen, daß sie von der Gnade des Königs alles zu hoffen hätten. Philipp II indeß war ernstlich entschlossen, die Inquisition in den Niederlanden einzuführen, und den Einwohnern mit der äusersten

serſten Strenge zu begegnen, wenn ſie ſich wi- derſetzen wollten. Er ſchrieb an die Herzoginn von Parma, und befahl ihr über der Beobachtung der alten ſowohl als neuen Verordnungen ſtrenge zu halten, weil er glaubte, daß eine allzu große Gelindigkeit der Ketzerey ſo viel Fortgang gegeben habe. „Wenn ei- „nige Richter,„ ſagte er, „Bedenken tragen, „meinen Befehlen nachzukommen, indem ſie ei- „nen Aufruhr beſorgen, ſo kann man ihnen ſa- „gen, daß man andere an ihre Stelle ſetzen wol- „le, die mehr Entſchloſſenheit und Muth ha- „ben; es werden ſich in Flandern noch eifrige „Bürger finden, welche ſichs angelegen ſeyn laſ- „ſen, die alte Religion und den Gehorſam, den „man der königlichen Majeſtät ſchuldig iſt, auf- „recht zu erhalten.„ Der König ſetzte in ſeinem Schreiben noch hinzu, wie er nicht geſtatten wolle, daß jemand die Diener der Inquiſition beunruhige, ſondern daß ſo gar ein jeder ihnen beyſtehen ſolle, wenn ſie einige Hülfe nöthig hätten. Es ward der Statthalterinn anbefohlen, künftig keine Berathſchlagungen über die Einführung einer ſo nöthigen Sache mehr zu erlauben; es kam zugleich ein Befehl, daß das tridentiniſche Concilium durchgängig angenommen, und alle Ausſprüche deſſelben aufs heiligſte beobachtet werden ſollten.

Die Herzoginn von Parma ſchickte Abſchriften von dieſen Briefen in alle Provinzen, und äußerte ihre Geſinnung dahin, daß man dem

Könige gehorchen müsse. Die neuen Bischöfe hielten Provincialversammlungen, und machten verschiedene Verordnungen, die zwar keine andere Absicht hatten, als die alte Religion aufrecht zu erhalten; die aber doch alles in Aufruhr brachten, weil man mit vieler Härte auf die Beobachtung derselben drang. Die Stände von Brabant widersetzten sich zuerst den Unternehmungen des Hofes und der Geistlichkeit, indem sie dagegen einwendeten, daß dieselben nicht statt finden könnten, ohne den Eid zu verletzen, den der König geschworen habe, daß er die Provinz bey ihren Privilegien schützen wolle. Sie erklärten, daß, wofern man in ihre Rechte Eingriffe thäte, sie ihre Klagen bey den Generalstaaten von Flandern anbringen, und daselbst um Hülfe bitten würden.

Die Anhänger der neuen Lehre, da sie sahen, daß man auf ihre Ausrottung bedacht war, liessen Satyren und Schmähschriften herum laufen, die man an die Thüren der Kirchen und des Schlosses anschlug. Sie fanden Mittel, der Statthalterinn eine Schrift in die Hände zu bringen, in welcher man zeigte, daß die Staaten von Flandern sich den Befehlen des Hofes, der Inquisition, und den Verordnungen der Bischöfe widersetzen könnten. Diese Schrift war voller Drohungen gegen diejenigen, die entweder aus Furcht oder andern Bewegungsgründen die gemeine Sache verließen. Die Herzoginn, welche einsahe, daß diese aufrührischen Schriften Vorboten eines allgemeinen Aufstandes wären,

ließ

ließ im Jahre 1566 eine Schrift ausgehen, folgendes Inhalts: Man könne daraus, daß seit dem Jahre 1550 keine Inquisition in Brabant gewesen, ersehen, daß es die Absicht des Königs nicht sey, die Unterthanen zu quälen, sondern daß er ihnen vielmehr den völligen Genuß ihrer Privilegien und Freyheiten lassen wolle.

Nachdem die Stände das zum Theil erhalten hatten, was sie verlangten, trieben sie ihre Anfoderungen immer noch weiter. Sie verlangten Versicherungen darüber, daß man die Inquisition in Brabant nie einführen wolle, und daß die gewöhnliche Obrigkeit über alle Arten von Verbrechen, und selbst über die Ketzerey Richter seyn solle: die Statthalterinn gab darauf zur Antwort, daß sie es mit den Herren und Gliedern des Raths in Ueberlegung nehmen wolle.

Der hohe Adel indeß und die gemeinen Edelleute, die während diesen Unruhen auf ihren Landgütern blieben, und sahen, daß der König von Spanien, ohne sich an seinen Eid zu kehren, ihr Land unterdrücken wollte, versammleten sich zu Gertrudenburg bey Antwerpen, und machten zur Unterstützung der allgemeinen Freyheit einen Bund mit einander. „Weil sich Fremde,„ sagten sie, „die nur ihre Herrschsucht und Geiz „zu befriedigen suchen, unterstanden haben, un„ter dem Vorwande, die Religion zu erhalten, „ein blutdürstiges Gericht anzulegen, das die „ganzen Niederlande in den Abgrund zu ziehen „fähig ist, so bezeugen wir bey Gott, daß bloß „in der Absicht, ein solches Unglück abzuwenden,

„wir

„wir uns mit einander verbunden haben, um „den Gehorsam zu behaupten, den wir dem Kö„nige schuldig sind, um die Freyheit des Landes „und die Privilegien der Nation aufrecht zu er„halten. Wir verpflichten uns demnach mit ei„nem Eide, zu verhindern, daß die Inquisition „in Flandern nicht eingeführt werde, und erklä„ren zu gleicher Zeit, daß wir nichts gegen die „Ehre Gottes und die Majestät des Königs un„ternehmen wollen, und daß wir nichts weiter „suchen, als den Uebeln abzuhelfen, welche das „Land verwüsten.„

Die Conföderirten setzten einstimmig eine Bittschrift auf, die sie der Statthalterinn im Namen der Stände von Flandern übergeben wollten. Die Vornehmsten bey dieser Versammlung waren Heinrich von Brederode, Ludewig von Nassau, der Graf von Gyllenburg, und der Graf von Berg. Diese Herren begaben sich, in Begleitung von mehr als vierhundert Edelleuten, nach Brüssel, und verlangten Audienz bey der Statthalterinn; sie zogen vier und vier nach dem Schlosse, in einem tiefen Stillschweigen; sie waren alle grau gekleidet, hatten kleine hölzerne Kellen an ihren Hüten hängen, und eine goldene Medaille am Halse, auf deren einen Seite das Bildniß des Königs, auf der andern aber ein Bettelsack war, den zwey in einander geschlossene Hände in die Höhe hielten, mit der Umschrift: Getreu dem Könige, bis zum Bettelsacke. Nachdem sie bey der Statthalterinn zur Audienz gelassen

lassen worden, führte Brederode das Wort, und sagte zur Prinzessinn, daß er nebst seinen Begleitern gekommen sey, ihr eine Bittschrift in aller Unterthänigkeit zu übergeben. Er beklagte sich hierauf, daß man ihn, und die andern anwesenden Herren, eines Aufruhrs oder einer Untreue wegen im Verdacht habe; er bat, daß man ihm die Ankläger nennen möchte, und daß man alsdenn sehen wollte, wer wirklich am meisten strafbar sey.

Nachdem die Herzoginn von Parma die Bittschrift angenommen hatte, versprach sie in kurzer Zeit darauf zu antworten, und schickte die Conföderirten wieder zurück. Als sie aber weggiengen, sagte der Graf von Barlaimont zur Statthalterinn: Sie haben nichts von diesen Leuten zu befürchten; es sind eitel Bettler (gueux). Ihre Kleidung gab zu diesem Einfalle Gelegenheit, und von der Zeit an gab man in Flandern denen den Namen Bettler (gueux), die man in Frankreich Hugonoten nannte. Die Statthalterinn ließ den folgenden Tag in öffentlicher Rathsversammlung die Bittschrift ablesen, deren Inhalt war, daß die Conföderirten sich lieber der Gefahr, ausgelacht zu werden, hätten aussetzen, als das aus der Acht lassen wollen, was sie dem Könige und dem Vaterlande schuldig wären; daß sie sich in keiner andern Absicht versammlet hätten, als um dem Unglücke zuvor zu kommen, womit das Land bedrohet würde; daß sie bäten, man möchte freyen Leuten das Joch der Inquisition nicht

auflegen;

auflegen; daß man die neuen Bischöfe abschaffen möchte, welche dieses verhaßte Tribunal einzuführen befehligt wären; daß man die Strenge der Verordnungen mildern, und einem jeden die Gewissensfreyheit gestatten solle; daß sie um alle diese Dinge bloß bäten, weil sie die Uebel voraus sähen, welche Flandern ohnfehlbar treffen würden, wenn man ihre Bittschrift nicht in Erwägung ziehen wollte. Sie riefen hierauf Gott zum Zeugen ihrer Treue und ihres Gehorsams an, und betheuerten, daß, nach diesem Schritte, den sie jetzt gethan hätten, ihnen die Unruhen, und die traurigen Spaltungen, die mit der Zeit entstehen könnten, nicht zur Last gelegt werden dürften.

Die Meynungen, wegen der Antwort, die man auf diese Bittschrift geben sollte, waren getheilt. Der Graf von Horn war der Meynung, daß man kein Mittel, die Conföderirten zu befriedigen, verabsäumen sollte, wenn man sich nicht den abscheulichen Verwüstungen eines bürgerlichen Krieges aussetzen wolle. Die Spanier aber warfen einen so weisen Rath weit weg, und die Statthalterinn befand sich in großer Verlegenheit. Es sahe diese Prinzeßinn, daß die Gemüther zum Aufruhre geneigt waren, und hätte bey so bewandten Umständen gern nachgegeben: sie durfte aber nicht, wegen der Befehle, die sie vom Könige, ihrem Bruder, erhalten hatte. Sie antwortete demnach den Conföderirten, daß sie herzlich gern in ihre Bitten gewilligt hätte, daß sie aber für sich nichts thun

könne.

könne. „Ich will einen Deputirten an den Kö„nig schicken, sagte sie, und will versuchen, so „viel ich durch meine Briefe und Bitten thun „kann, ihn euch geneigt zu machen; ich bitte „euch indeß inständigst, dahin bedacht zu seyn, „daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit nicht „gestöhrt werde. Ich werde auf meiner Seite „Sorge tragen, daß die Inquisitoren sich be„scheiden und klug aufführen; und beym Köni„ge will ich alles anwenden, damit diese Pro„vinzen von der Inquisition befreyet werden.„

Die Conföderirten dankten der Statthalterinn für eine so günstige Antwort, und versprachen sich aufs vorsichtigste aufzuführen. Die Statthalterinn versicherte sie außerdem, daß der Hof zu Brüssel nichts wegen der Religion verordnen solle, bis det König seinen Willen zu erkennen gegeben habe. Man schickte ohne Verzug den Baron von Montigny und den Grafen von Berg nach Spanien, welche beym Hofe vorbitten sollten, daß die Verordnungen nicht nach der Strenge erfüllt werden dürften. Sie wurden daselbst lange aufgehalten, ehe sie eine bestimmte Antwort bekamen. Man machte unterdessen eine Verbesserungsformel der Edicte bekannt, welche die Niederländer noch mehr aufbrachte, und alle die zu lachen machte, die dabey nicht interessirt waren. Denn es stand in dieser neuen Verordnung, daß man es als eine große Gnade anzusehen habe, wenn die Protestanten, ihre Kirchendiener, ihre Wirthe, und alle, die zu einigem Misvergnügen und

Aergerniß Anlaß gäben, nicht verbrannt, sondern gehangen würden. Diese lächerliche Verordnung ward vom Hofe aus an die Stände einer jeden Provinz geschickt, daß sie dieselbe unterschreiben sollten. Die Einwohner von Arras, Hennegau und Namur unterschrieben, und hierauf ward sie auch in Flandern und Brabant bekannt gemacht; denen Provinzen Holland, Seeland und Frießland aber ward sie nicht zugeschickt, weil man wohl wußte, daß sie dieselbe nicht annehmen würden.

Es gieng ein Gerücht, daß Philipp II nach den Niederlanden kommen wolle, um die Einwohner von Flandern zu züchtigen. Diese Nachricht, die einige Bestürzung beym Volke hätte erregen sollen, vermehrte die Kühnheit desselben nur noch mehr; denn man fieng in Flandern, Brabant, Frießland und andern Gegenden, sowohl in den Städten als auf dem Lande an, die Predigten sehr häufig zu besuchen. Die Protestanten kamen anfänglich unbewaffnet zusammen; nach diesem brachten sie Degen, und endlich Schießgewehr mit, um im Stande zu seyn, sich zu vertheidigen. Der Rath zu Antwerpen, der einen Aufruhr befürchtete, schrieb an die Statthalterinn, und bat, daß sie kommen, und die Aufrührer durch ihre Gegenwart im Zaume halten möchte: diese Prinzeßinn fand es aber nicht für gut, ihre Person der Gefahr auszusetzen. Die Sectirer, da sie sahen, daß man anfieng sich vor ihnen zu fürchten, übergaben dem Rathe ein Schreiben, worinne sie sich zu

beweisen

beweisen bemüheten, daß die Predigten, die bisher im Geheim wären gehalten worden, künftig öffentlich müßten gehalten werden, wegen der großen Menge der Zuhörer; sie baten, dem zu Folge, daß man ihnen einen Ort in der Stadt anweisen möchte, wo sie ihre Religion üben könnten. Der Rath schickte diese Bittschrift an die Statthalterinn, und bat diese Prinzeßinn nochmals, sich in Person nach Antwerpen zu verfügen; sie wollte aber darein nicht willigen, oder wenigstens eine gute Anzahl Soldaten in die Stadt voraus schicken, welches sich aber die Einwohner zu Antwerpen nicht wollten gefallen lassen. Man brachte es indeß dahin, daß die Protestanten die Waffen niederlegten: es geschahe dieses aber durch gütliche Vorstellung, und nicht durch Gewalt.

Einige Zeit darnach breitete sich der Ruf aus, daß Erich von Braunschweig, der in spanischen Diensten war, auf Befehl des Königs, Truppen angeworben habe, um sie gegen Flandern zu brauchen. Und als man den Großprofoß mit seinen Knechten in Flandern herum ziehen sahe, bildete man sich ein, daß es deswegen geschehe, um das Volk von der Besuchung der Predigten abzuhalten. Dieser Argwohn schien um so vielmehr Grund zu haben, da man zu Mecheln ganze Wagen mit Waffen und Schiffe mit Canonen beladen gesehen hatte. Die Protestanten hielten es für nöthig, auf ihrer Hut zu seyn, und giengen nicht anders als truppweise und wohl bewaffnet aus. Der

Prinz von Oranien hatte viel zu thun, daß er sie im Zaume hielt, und mußte bald Bitten, bald Drohungen gegen sie anwenden.

Da die Conföderirten sahen, daß man an die Zusammenberufung der Generalstaaten von Flandern nicht gedachte, versammelten sie sich zu St. Tron, im Bißthum Lüttich; von da begaben sie sich nach Arschot und nach Düffel. Die Statthalterinn schickte den Prinz von Oranien, und den Grafen von **Egmond** an sie, welche mit ihnen in Unterhandlung treten, und sie benachrichtigen sollten, daß man ihrentwegen den Baron von **Montigny** und den Grafen von **Berg** nach Spanien geschickt habe. Man stellte den Conföderirten vor, daß, seit ihrer letztern Bittschrift, nichts mehr für die Inquisition unternommen worden sey; man ermahnte sie, ihre Pflicht nicht aus den Augen zu setzen, und dem Könige nicht neue Gelegenheit zu Beschwerden zu geben, da er sehr gern das Vergangene vergessen wolle; man bat ferner, die Sectirer im Zaume zu halten, welche mit einem Aufruhre droheten, indem sie auf den Beystand der Krone Frankreich rechneten. Die Conföderirten antworteten schriftlich, und dankten der Statthalterinn, wegen der an alle Gouverneurs ergangenen Befehle, daß sie den Protestanten kein Leid zufügen sollten. „Jedoch, setzten sie hinzu, „dieser Befehl wird in den „Städten Tournai, Lille, Mons, Aire, Aht „und Brüssel sehr schlecht beobachtet, weil verschiedene Personen der Religion halber ins Ge-

„fängniß

„fängniß sind gesetzt worden. Wir haben unser „möglichstes gethan, um die Gesellschaften zu „verhindern, worüber man sich so sehr beschwert: „wir haben aber nichts beym Volke ausgerich„tet; welches einmal argwöhnisch geworden ist, „weil die Antwort, welche die Statthalterinn in „zween Monaten zu geben versprochen hat, noch „nicht aus Spanien gekommen ist, und weil „man nichts mehr von der Zusammenberufung „der Generalstaaten von Flandern gedenket, wo„zu man uns Hoffnung gemacht hatte. Man „glaubt, daß uns die Franzosen beyzustehen ver„sprochen haben, im Fall wir ihrer Hülfe be„nöthigt wären: wir wissen davon nicht ein „Wort; wir betheuern vielmehr, daß ein jeder „von uns bereit sey, die Waffen zu ergreifen, „und sich einer jeden auswärtigen Macht zu wi„dersetzen. In Ansehung des uns gemachten „Vorwurfs, daß wir das Volk aufgemuntert „hätten, sich der Ausübung der Religion wegen „zu versammeln, ist uns nichts so angelegen, „als uns wegen dieser Verläumdung zu rechtfer„tigen, so wie auch wegen des Lasters der Re„bellion, das man uns Schuld giebt. Ob„gleich die meisten von uns die Lehre der Prote„stanten ergriffen haben, so sind wir doch nicht „weniger geneigt, dem Könige alles zu geben, „was wir ihm schuldig sind. Wir setzen kein „Mistrauen in die Gnade Sr. Majestät; da „wir uns aber keines Verbrechens schuldig ge„macht haben, so haben wir weder Pardon „noch Gnade nöthig.„

Die Conföderirten beschwerten sich ferner, daß man sie verhaßt zu machen suchte; daß die vornehmsten Herren des Landes nichts mit ihnen zu thun haben wollten, weil sich ein Gerücht verbreitet habe, daß der König bald nach Flandern kommen solle, um diejenigen zu bestrafen, die er als Rebellen ansähe; daß Philipp schon um einen Durchzug durch Frankreich angesucht habe; daß der Herzog von Savoyen ihm seine Dienste angeboten, und die Geistlichkeit eine große Summe Geldes vorschießen solle. „Weil man für unsere Sicherheit nicht sor-
„gen will, sagten sie, so verhehlen wir es nicht,
„daß wir uns Freunde in Deutschland gemacht
„haben, zu denen wir, im Fall der Noth, unse-
„re Zuflucht nehmen können. Mit den Fran-
„zosen, wir sagen es noch einmal, haben wir
„uns in keine Verbindung zur Vertheidigung
„unserer Freyheit eingelassen. Wenn man uns
„überzeugt haben will, so muß man uns nicht
„auszurotten suchen. Wir bitten, daß der
„Prinz von Oranien, die Grafen von Horn
„und Egmond zu den Berathschlagungen der
„Statthalterinn gezogen werden, und daß man
„nichts unternehme, ohne sie darum wissen zu
„lassen. Man kennet die Verdienste und die
„Treue dieser drey Herren, denen wir unsere Sa-
„che anvertrauen wollen. Sie können keinen
„Verdacht wider sich erregt haben. Wir ver-
„sprechen die Waffen niederzulegen, mit der
„Bedingung, daß man für unsere Sicherheit
„sorge, wenn einige grausame Gemüther An-

„schläge

„schläge wider uns schmieden. Es ist uns nichts „mehr übrig zu bitten, als daß Ihro Hoheit „geruhen mögen, in jeder Provinz einen von „den Conföderirten zu ernennen, der auf unser „Bestes ein wachsames Auge habe. Wenn „man dem Unglücke, womit dieses Land bedro„het wird, nicht bey Zeiten abhilft, so könnte „es wohl geschehen, daß die Franzosen, die be„ständigen Feinde Flanderns, sich darein mengen „wollten, und vielleicht von unsern innerlichen „Spaltungen Vortheil ziehen würden.„

Die Antwort der Conföderirten diente zu nichts, als daß sie die Treue der Grafen von Horn und Egmond verdächtig machte, und in der folgenden Zeit den Untergang dieser beyden Herren veranlaßte. Die Statthalterinn, die noch keine neue Verordnungen aus Madrid erhalten hatte, wußte nicht was sie unter so bedenklichen Umständen für eine Parthey ergreifen sollte. Während daß die Prinzeßinn auf Mittel dachte, die Protestanten zu beruhigen, erfuhr sie, daß dieselben in verschiedenen flandrischen Städten die Kirchen geplündert, die Altäre niedergerissen, die Bilder zerbrochen, und alle Arten von Gewaltthaten verübt hätten. Der Tumult und die Ausschweifungen wurden nirgends so weit getrieben, als zu Antwerpen. Bey einer feyerlichen Procession, wobey man das Bild der heil. Jungfrau herum getragen hatte, trieben einige junge Leute, die sich an der Kirchthüre aufhielten, ein Gespötte mit dieser Cerimonie: diese Göttinn, sagten sie, muß

in der That sehr schüchtern seyn, weil sie so geschwind wieder in ihren Winkel gekrochen ist. Andere junge Leute, die in der Kirche gegenwärtig waren, fiengen an dem Prediger nachzuspotten. Einer von ihnen stieg auf ein Pult, und hielt eine lächerliche Rede; seine Cameraden warfen ihm indeß kleine Steinchen zu, die er mit einem Stecken zurück zu schleudern suchte. Ein Matrose, den diese Unverschämtheit verdroß, schlich sich hinter das Pult, und warf den Prediger herunter; sogleich fiel die ganze zuhörende Gesellschaft über den Matrosen her, der noch mit genauer Noth entfliehen konnte, und am Schenkel verwundet ward. Man führte auch Kinder in die Kirche, und ließ sie allerhand Schimpfreden gegen das Bild der Maria hersagen. Eine alte Frau, welche Wachskerzen und Lichter an der Thüre der Kirche feil hatte, warf mit Koth nach diesen Kindern, und fiel ihnen sogar in die Haare; es entstand Lärm darüber; die Stadtknechte mengten sich darein; sie mußten sich aber gar bald zurück ziehen, weil sie sonst vom Pöbel in Stücken wären zerrissen worden, der die Ausschweifungen bis aufs äußerste trieb. Man schlug die Thüren der Kirchen auf; man plünderte mit Fackeln in der Hand Manns- und Frauenklöster. Das sonderbarste war, daß kein Zank über die Theilung der Beute entstand, und daß niemand von den herabfallenden Steinen getroffen und beschädigt ward, da man die Bildsäulen von allen Kirchen herunter warf.

Der

Der Rath indessen, die vornehmsten Bürger und selbst eine große Anzahl Protestanten, die diesen Unfug nicht billigten, stellten Wachen auf den Gassen aus, weil sie befürchteten, daß dieser rasende Pöbel, wenn er die Kirchen geplündert hätte, auch in die Häuser einbrechen würde. Man schloß auch die Thore der Stadt zu, und nur ein einziges ward offen gelassen, durch welches ein Theil dieser Bilderstürmer sich hinaus verfügte, um seine Wuth an den Kirchen in der Vorstadt und auf dem Lande auszulassen. Die in der Stadt geblieben waren, setzten ihre Räuberey darinne fort; endlich aber griff der Rath nebst den andern Einwohnern zu den Waffen, um diesen rasenden Pöbel zu verjagen. Es wurden verschiedene beym Kopfe genommen; einige wurden gehangen, und andere auf andere Art bestraft. Es ward bey Lebensstrafe befohlen, diesen Unfug einzustellen, und alles wieder zu geben, was geraubt und weggeschleppt worden wäre. Man suchte besonders eine Menge vortrefflicher Gemälde wieder zu bekommen, welche die schönste Zierde der Kirchen ausmachten, und von Kennern bewundert wurden. Wie viel kostbare Denkmäler, unschätzbare Meisterstücke sind bisweilen in einem Augenblicke von einem rasenden und tummen Pöbel verwüstet worden!

Die angesehensten Protestanten, die leicht vermuthen konnten, daß ihnen alle diese vorgegangenen Ausschweifungen zur Last würden gelegt werden, machten durch eine Schrift öffent-

lich bekannt, daß alle diese Vergehungen ohne ihr Wissen und Willen geschehen wären; daß, ob sie gleich die Bilder gern abgeschafft sähen, weil sie einen solchen Dienst der Ehre Gottes für nachtheilig hielten, sie doch eine Handlung misbilligten, die nicht mit Genehmhaltung der Obrigkeit geschehen wäre; daß sie Rauben und Plündern, und überhaupt alle Arten von Gewaltthätigkeiten verabscheueten, und daß sie durch ihre Prediger alle, die von ihrer Parthey wären, wollten vermahnen lassen, das Entwendete wieder zu geben; daß sie gar wohl wüßten, wie die Obrigkeiten von Gott selbst eingesetzt wären, daß man folglich ihnen gehorchen müßte, und daß sie bereit wären, wenn man es verlangte, ihren Eid der Treue und des Gehorsams zu erneuern. Sie baten hierauf, daß man ihnen einen Ort einräumen möchte, wo sie sich versammlen könnten, und entschuldigten sich, daß sie aus Noth gezwungen wären, sich einiger Kirchen zu bedienen, um ihre Predigten darinne zu halten. Endlich baten sie, durch ein Edict zu verbieten, daß man sie der Religion wegen weder schmähen, noch sich sonst an ihnen vergreifen sollte. Es ward ihnen demnach vom Rathe die Neustadt zu ihren Versammlungen angewiesen, und einem der augspurgischen Confession zugethanen Prediger ward erlaubt, in der Kirche des heil. George zu predigen.

Unterdessen schrieb der Rath zu Antwerpen einen Brief über den andern an den Prinzen von Oranien, und bat, daß er in ihre Stadt kommen

men möchte. Er wollte unter keiner andern Bedingung darein willigen, als wenn man ihm freye Macht und Gewalt in der Regierung gäbe, welches ihm aber schon war abgeschlagen worden. Man ließ deswegen den Stadtrath zusammen rufen, und es ward die Verordnung gemacht, daß man dem Prinzen von Oranien gehorchen solle, daß er unter der Margaretha, Herzoginn von Parma, uneingeschränkt regieren, die Truppen und Besatzungen nach seinem Gefallen gebrauchen, Gesetze und Verordnungen geben solle, wie er es dem gemeinen Besten und der öffentlichen Ruhe für vortheilhaft hielte, daferne nur den Privilegien und Gewohnheiten der Stadt kein Eintrag geschähe. Da der Prinz von Oranien sahe, daß man ihm alles einräumte, was er verlangte, begab er sich nach Antwerpen, allwo er wie ein unumschränkter Herr aufgenommen ward.

Die Wuth gegen die Bilder hatte sich in ganz Flandern ausgebreitet, und besonders in denen Provinzen, welche heut zu Tage die Republik Holland zusammen ausmachen, gräuliche Verwüstungen angerichtet. Die Statthalterinn fieng an für ihre Person in Sorgen zu seyn. Anfänglich war sie willens, Brüssel zu verlassen, und sich nach Mons zu begeben, wohin sie die Gouverneurs der Provinzen unter einer guten Bedeckung begleiten sollten; als sie aber benachrichtigt ward, daß die Einwohner die Thore versperren, und sie nicht hinaus lassen wollten, trug sie das Commando der Stadt dem Grafen

von

von Mansfeld auf. Dieser ließ die angesehensten Bürger auf dem Rathhause zusammen kommen, wobey sich auch der Prinz von Oranien f), die Grafen von Egmond und von Hochstraaten einfanden, welche erklärten, daß die Statthalterinn gern in der Stadt bleiben wolle, wenn man nur keine Predigten hielte, und sich an den Kirchen nicht vergriffe. Die Statthalterinn verlangte auch, daß man in allen Stücken dem Grafen von Mansfeld gehorchen solle. Die Einwohner willigten in alles, und machten sich sogar durch einen Eid dazu verbindlich.

Die Herzoginn von Parma ward auf diese Weise von einer großen Unruhe befreyet: es dauerte aber nicht lange; denn sie erfuhr fast zu eben der Zeit, daß die Gegenparthey den Anschlag gefaßt habe, den Prinzen de Ligne g) nebst dem Grafen von Barlaymont umzubringen, und sich der Statthalterinn selbst zu bemächtigen. Die Protestanten hatten dieses Gerücht ausgebreitet, damit die Herzoginn von Parma ihnen vortheilhaftere Bedingungen einräumen müßte. Dieser Kunstgriff gelung ihnen: denn die Prinzessinn, die einen allgemeinen Aufstand befürchtete, glaubte, daß man sich in die Zeit schicken müsse, und bewilligte, mit Beystimmung der vornehmsten Herren, Predigten

f) Es geschah dieses noch vor der Abreise des Prinzen nach Antwerpen.

g) Johann de Ligne Prinz von Barbanzon und Graf von Aremberg.

digten an den Orten zu halten, wo man derglei- chen zu halten gewohnt war; sie erlaubte es aber nur unter der Bedingung, daß man die Waf- fen niederlegte, und daß diese Vergünstigung auch nicht länger währen sollte, als bis der Kö- nig ein anderes verfügte.

Es ward dem Prinzen von Oranien, den Grafen von Egmond, von Horn, von Montmorenci, von Achicourt und von Assouville aufgetragen, mit den Conföderirten in Unterhandlung zu treten. Diese ernannten von ihrer Seite Ludewigen von Nassau, Eustachium von Fienne, Montigny und noch einige andere vornehme Herren dazu. Nach verschiedenen Conferenzen that die Statthalte- rinn durch eine Schrift, welche den 23. August 1556 publicirt ward, kund, daß, bis sie vom Hofe zu Madrid eine bestimmte Antwort bekä- me, die Inquisition in Flandern nicht Statt haben, und niemand der Unruhen wegen, die sich seit einiger Zeit ereignet, zur Verantwor- tung gezogen werden sollte. Sie versicherte auch, daß sie bereit sey, den Conföderirten sol- che Versicherungen zu geben, als sie nur ver- langen würden, wenn sie dagegen nur versprä- chen, nichts ferner gegen die Autorität des Kö- nigs und die allgemeine Ruhe zu unternehmen. Sie verlangte ferner, daß die Conföderirten al- les mögliche thun sollten, die Aufwiegler wieder zum Gehorsam zu bringen, und die Beraubung der Kirchen zu verhindern; sie befahl außer- dem, daß man sich nicht an den Geistlichen,

an den Dienern der Gerechtigkeit, an den Edelleuten und andern Unterthanen des Königs vergreifen solle; daß man sich nicht bewaffnet an den Orten versammeln solle, wo den Conföderirten erlaubt würde, ihre Religionsgebräuche auszuüben; daß alle Fremde, die an den letztern Unruhen Theil gehabt hätten, aus dem Lande gejagt werden sollten, und endlich, daß man sich denen Decreten und Verordnungen, die der Religion und der allgemeinen Ruhe wegen vom Könige und den Generalstaaten von Flandern dürften gegeben werden, unterwerfen möchte. Einige Tage darnach setzte man ein Formular auf, worinne die Statthalterinn versprach, daß weder der König noch sie jemals den Protestanten ihre Bittschrift und ihre Conföderation zum Vorwurfe wollten gereichen lassen. Sie ließ an die Gouverneurs, an die Ritter vom güldenen Vließe, an den geheimden Rath und an alle Justizcollegia Verordnungen ergehen, daß sie darauf sehen sollten, daß die Protestanten die Vortheile, die man ihnen eingeräumt habe, ohne einige Hinderung genößen. Die Conföderirten verpflichteten sich gleichfalls, die ihnen vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen.

Die Statthalterinn schrieb hierauf an alle Provinzen, wie es die Meynung und der Wille des Königs sey, daß die alte Religion beybehalten würde; sie trug zugleich den Gouverneurs und Stadtobrigkeiten auf, darauf bedacht zu seyn, daß der Staat keinen Nachtheil erlitte, bis der König in Person ankäme, und seine Befehle

fehle deswegen gäbe. Sie befahl ihnen, alle Unruhen aufs sorgfältigste zu verhindern, und die Aufwiegler im Zaume zu halten. Man suchte auf diese Weise beyde Partheyen zu beruhigen, bis der König, der geheimde Rath und die Generalstaaten von Flandern etwas anderes verordneten. Alle diese Anstalten aber waren nicht im Stande, die allgemeine Ruhe wieder herzustellen.

Die Edelleute, die unter den Conföderirten waren, begaben sich insgesammt wieder nach Hause, nachdem sie erhalten hatten, was sie suchten, und die Gouverneurs wurden nach ihren Provinzen wieder zurück geschickt. Der Graf von Egmond gieng nach der Provinz Flandern, allwo er sich sehr vorsichtig und bescheiden aufführte, um sich nach dem letztern Edicte zu bequemen. Er erlaubte die Predigten, verminderte aber nach und nach die Zahl der Oerter, wo die Protestanten sich versammlen konnten, und ließ die Verwüster der Bilder und Altäre hart bestrafen. Die Conföderirten selbst waren mit seinem Verhalten zufrieden, um zu erkennen zu geben, daß sie alle Gewaltthätigkeiten verabscheueten, die von Leuten von ihrer Religion verübt wurden. Der Graf von Aremberg führte sich nicht weniger klug im Lande Oberyssel auf; so, daß in kurzer Zeit keine Provinz ruhiger war, ob sie gleich mehr als die andern den Unruhen und Bewegungen ausgesetzt war, weil sie Deutschland sehr nahe liegt.

Als

Als der Prinz von Oranien nach Antwerpen gereißt war, wurde indeß der Gouverneur zu Mecheln, Philipp de Lallain, Graf von Hochstraaten, an seine Stelle gesetzt, und mit Hülfe der Bürger trieb er nicht allein die Aufrührer zurück, welche noch einmal die Bilder stürmen wollten, sondern er nahm auch die Rädelsführer beym Kopfe, und ließ ihrer sechs aufhenken, um die andern schüchtern zu machen. Ein Priester, der sich unterstand, an einem Orte zu predigen, wo es nicht erlaubt war, ward zu Alost mit der äußersten Strenge bestraft. Die Protestanten, welche einsahen, daß ihre Aufführung sie äußerst verhaßt gemacht habe, gaben beym Grafen von Hochstraaten ein Schreiben ein, worinne sie den Rath und die Schöppen verklagten, daß sie an allen Unruhen Schuld wären, welche die Stadt Antwerpen beträfen. Sie entschuldigten sich auch wegen der Waffen, mit denen sie in ihre Versammlung gegangen waren; sie sagten, daß es nicht geschehen sey, um jemand anzugreifen, sondern nur, um sich zu vertheidigen, im Fall sie angegriffen würden. Sie setzten hinzu, daß das Blutbad zu Vassy in Frankreich, welches sich einige Zeit vorher zugetragen hatte, sie zittern machte, und daß sie aus Furcht vor einer gleichen Begegnung die Waffen ergriffen hätten. Sie zeigten hierauf in einer langen Periode, daß die Religion durch eine göttliche Gnadenwirkung und nicht durch die Gewalt der Mächtigen auf Erden in den Herzen gepflanzt werde.

„Die

„Die Strenge, die man gegen uns braucht,„ sagten sie, „wird weiter zu nichts dienen, als „daß wir gewisse Meynungen nur destomehr ver„abscheuen, zu denen man uns gern bringen „will; wir nehmen sowohl als ihr die vornehm„sten Glaubensartikel, die in den Glaubensbe„känntnissen und in den vier allgemeinen Conci„lien enthalten sind, an. Wir weigern uns „nicht, uns ohne Zwang dem Glaubensbekännt„nisse zu unterwerfen, das in Deutschland, „Frankreich und England angenommen ist. „Wir verlangen weiter nichts, als die Frey„heit, die man anderwärts denen gestattet, die „mit uns gleiche Meynungen in der Religion „haben. Man wird uns stets geneigt finden, „dem Könige das zu geben, was wir ihm schul„dig sind, und wir bieten von heute an einen „Theil unsers h) Vermögens an, um die Gü„ter des Königs einzulösen i). Warum sollte „man gegen uns nicht eben die Nachsicht haben, „welche ehemals die christlichen Kaiser gegen „einige ihrer Unterthanen hatten, die sie als „Ketzer ansahen? Der Pabst selbst duldet die „Juden, welche die ärgsten Feinde der christli„chen Religion sind. Was für Gnade hat nicht „der Kaiser Carl V den Protestanten in Deutsch„land erwiesen? Und genießen nicht jetzt die „Prote-

h) Sie erboten sich zu einer Summe von dreymal hundert tausend Gulden.

i) Ein großer Theil der Güter des Königs in den Niederlanden war damals verpfändet.

„Protestanten in Frankreich die vollkommenste „Ruhe und Sicherheit? Es ist nicht zu besor„gen, daß wir in unsern Versammlungen je et„was gegen die königliche Majestät unterneh„men werden, weil wir alles öffentlich thun, „und die Obrigkeit unsern Berathschlagungen „nach ihrem Gefallen beywohnen kann.„

Der Graf von Hochstraaten schickte diese Schrift an die Herzoginn von Parma, und meldete ihr, daß man alles in den Niederlanden zu befürchten habe, wenn der König dem Volke nicht nachgeben, und von der Strenge der Verordnungen abgehen wolle. Die Statthalterinn hatte vor kurzer Zeit Briefe von Philipp II aus Spanien erhalten, welcher über die Unruhen und Unordnungen in Flandern sehr aufgebracht schien. Er wollte alle Mittel angewandt wissen, die catholische Religion zu erhalten, und den Saamen des Aufruhrs zu ersticken; er versprach Truppen zu schicken, welche die Rebellen im Zaume halten sollten. Unterdessen suchte er die Gemüther der Vornehmsten in Flandern auf eine andere Weise zu besänftigen, indem er ihnen schrieb, daß er die gütigsten Gesinnungen gegen sie hege.

Der Adel fiel in diese Schlinge, und verließ die Parthey der Protestanten. Als die Statthalterinn sahe, daß die Kräfte der Conföderirten durch diese Trennung merklich geschwächt wurden, warb sie Truppen an, unter dem Vorwande die Bilderstürmer zu bestrafen; sie entzog hernach den Protestanten die Freyheit sich

zu

zu versammlen; ließ gegen ihre Prediger Klagen anstellen, als ob sie die Gemüther zum Aufruhre verleiteten; befahl, daß einige abgestraft werden mußten; erklärte die schriftlichen Versicherungen nach ihrem Gefallen, und fieng an öffentlich bekannt zu machen, daß sie bloß aus Zwang gewisse Dinge erlaubt habe, worauf die Protestanten stolz thun wollten.

Der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmond, von Horn, von Hochstraaten und Ludewig von Nassau kamen zu Dendermonde zusammen, und da die Briefe vom Baron von Montigny und vom Marquis von Bergh, die noch immer in Spanien aufgehalten wurden, besagten, daß der König sehr gegen die Einwohner in Flandern aufgebracht sey, berathschlagten sie mit einander, was für eine Parthey sie bey dieser Gelegenheit ergreifen sollten. Der Prinz von Oranien zeigte hierauf andere Briefe vor, die von einem vornehmen Spanier geschrieben und heimlich aufgefangen waren, worinne man der Statthalterinn rieth, sich äußerlich sehr freundschaftlich gegen den Prinzen von Oranien, gegen die Grafen Egmond und Horn zu bezeugen, weil man wüßte, daß sie die eigentlichen Urheber aller Unruhen wären. Man meldete ferner der Herzoginn von Parma, daß der König ebenfalls sich der Verstellung bediene, um sich in den Stand zu setzen, die Verbrecher desto sicherer zu bestrafen.

Nachdem man diese Briefe gelesen hatte, verlangte der Prinz von den anwesenden Herren,

Maßregeln zu ergreifen, um sich gegen die Gefahr zu schützen. „Ich kenne„, sagte er, „die „Denkungsart der Spanier: sie sehen es lieber, „wenn wir Rebellen sind, als wenn wir uns „unterwerfen, weil sie bloß eine Gelegenheit „suchen, uns mit Krieg zu überziehen, und „die Niederlande zu plündern. Sie geben alle „Tage dem Könige den Rath, diese Provinzen „unter das Joch zu bringen, welche durch ihre „Freyheiten und Privilegien zu so gutem Wohl„stande gelanget sind. Bloß unser gutes Ver„ständniß kann uns gegen das Unglück schützen, „womit wir bedrohet werden.„ Der Graf von Egmond, der sich einbildete, daß seine geleisteten Dienste ihm die Gnade des Königs erworben hätten, wollte in das Begehren des Prinzen von Oranien nicht willigen, so, daß man damals noch nichts beschloß, sondern die Sache bis auf eine andere Zeit verschob.

Während diesen Begebenheiten schrieb die Statthalterinn, die nun nicht mehr so furchtsam war, da sie eine Anzahl Truppen auf den Beinen hatte, an die Einwohner von Valenciennes, und befahl ihnen die Truppen aufzunehmen, welche Philipp von St. Aldegonde führte. Der Vorwand, dessen sich die Herzoginn bediente, um Truppen nach Valenciennes zu legen, war die Furcht vor den französischen Protestanten, welche sich in die Stadt einschleichen, und von derselben Meister machen könnten. Die Einwohner schützten ihre Privilegien vor, und entschuldigten sich, daß sie

keine

keine Besatzung einnehmen könnten. Da sie sich nun beständig weigerten, und sogar die Canonen gegen die Truppen des Königs löseten, wurden sie des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt, und Philipp von St. Aldegonde belagerte ihre Stadt.

Während daß die Stadt Valenciennes belagert ward, raffte der Baron von Norkermes einige Truppen zusammen, und griff die Conföderirten zwischen Waterloo und Lanoy an. Die Protestanten wurden geschlagen. Johann Soreau, der sie commandirte, wurde verwundet, und konnte sich mit genauer Noth noch mit der Flucht retten. Norkermes, der seinen Sieg verfolgte, kam vor Tournai, wohin sich die Protestanten, nach ihrer Niederlage, gewendet hatten, und machte sich Meister von der Stadt. Er ließ einige Einwohner, die der neuen Lehre zugethan waren, ums Leben bringen.

Brederode, der das Haupt der Conföderirten war, schrieb in ihrem Namen im Jahre 1567 an die Statthalterinn, beschwerte sich über die Aufführung, die man gegen sie beobachtete, und bat um Erlaubniß an den Hof kommen zu dürfen. Man hielt es nicht für gut, ihm sein Ansuchen zu gestatten, und man legte eine Besatzung in Brüssel, um zu verhindern, daß der Adel nicht in die Stadt käme. Brederode schrieb zum zweytenmal, und stellte vor, daß man nicht den Conföderirten, sondern dem Vorhaben die Inquisition einzuführen, die Unruhen

in den Niederlanden zuschreiben müsse. Er beschwerte sich hierauf über die Gewaltthätigkeiten, die man alle Tage gegen Leute von seiner Parthey verübte, und bat, daß man mehr auf die Beobachtung der letztern Edicte sehen möchte.

Die Statthalterinn antwortete auf diese Bittschrift, und bezeugte ihre Verwunderung darüber, daß man noch die Einführung der Inquisition befürchtete, weil der König über diesen Punct den Conföderirten schon alle Versicherung gegeben habe. Sie gestand, daß sie erlaubt habe, öffentlich zu predigen; aber mit der Bedingung, daß niemand beleidigt würde, und man keinen Unfug erregte. Nachdem sie die Unbequemlichkeiten gezeigt hatte, die aus der Veränderung, die man in der Religion einführen wollte, entstehen würden, erklärte sie, daß sie nie gesinnet gewesen, einen jeden nach seinem Glauben handeln zu lassen. Endlich vermahnte sie die Conföderirten, sich so zu betragen, daß der König, der bald nach Flandern kommen würde, ihre Aufführung nicht misbilligen möchte. Sie fügte weiter hinzu, daß, wenn man sich nicht nach ihren Vermahnungen achten wollte, sie kräftigere Mittel zu gebrauchen wissen würde.

Die Conföderirten wurden durch diese Antwort äußerst aufgebracht, und beschlossen ihre Ansoderungen mit gewaffneter Hand zu unterstützen. Sie warben Truppen an, und setzten sich in Vertheidigungsstand. Antonius von Bomberg fand Mittel, die Einwohner von

Her-

Herzogenbusch aufzuwiegeln, und ließ einige Herren ins Gefängniß setzen, welche die Statthalterinn dahin geschickt hatte, um die Stadt im Gehorsam zu erhalten. Es war ein großes Misverständniß unter den Bürgern. Einige, welche besorgten, der Handel möchte Schaden leiden, waren der Meynung, daß man sich unterwerfen solle; andere behaupteten dagegen, daß man durch die Waffen eine Freyheit behaupten müsse, die man nicht mehr durch die Gesetze erhalten könnte, und daß man kein Bedenken tragen solle, sein Leben zur Erhaltung des kostbarsten unter allen Gütern zu wagen. Der Graf von Megue, der sich mit Truppen in einiger Entfernung von der Stadt aufhielt, und von allem, was in derselben vorgieng, Nachricht hatte, wandte sich an die Partheygänger des Hofes, that ihnen große Versprechungen, und verglich sich mit ihnen, daß man ihm während der Nacht den Platz überliefern sollte. Dieses Projekt gieng glücklich von statten. Der Graf von Megue rückte in Herzogenbusch ein, ließ wegen der Aufrührer Untersuchung anstellen, verdammte einige zum Tode, und jagte die andern aus der Stadt. Bomberg rette sich in aller Eil, und verschaffte auch denen von seiner Parthey Gelegenheit, sich in Sicherheit zu setzen. Er führte seine Truppen nach Holland, allwo die Conföderirten auf neue Unternehmungen bedacht waren.

Es entstanden abermals Unruhen in der Stadt Antwerpen. Die Statthalterinn schickte den Prin-

zen von Oranien und den Grafen von Hoch-straaten dahin, welche anfänglich schlecht empfangen wurden. Ein Einwohner hatte die Verwegenheit die Spitze seines Degens dem Prinzen vor die Nase zu halten; der Prinz aber, der die glückliche Gabe hatte, sich alle Herzen zu Freunden zu machen, beruhigte die Einwohner dieser großen Stadt durch seine Geduld wieder, und verhinderte die traurigen Folgen ihrer Trennung. Außerdem schickten die Bürger von Antwerpen noch Deputirte an die Statthalterinn, und tractirten mit dieser Prinzeßinn auf folgende Bedingungen: daß die Protestanten keine Versammlungen mehr halten sollten; daß die catholischen Prediger wieder hergestellt werden möchten; daß man die Kirchen in den vorigen Stand setzen, die gegebenen Edicte halten, und niemand wegen des Vergangenen gestraft werden sollte, bis der König durch den Staatsrath etwas anderes verordnete. Die Kirchenverwüster und Bilderstürmer waren in diesem Generalpardon nicht mit begriffen. Die Statthalterinn versprach unterdessen ihrentwegen zu schreiben, und für sie um Gnade zu bitten. Alle diese Bedingungen wurden von den Einwohnern zu Antwerpen genehmiget, welche auch geschehen ließen, daß die Statthalterinn in ihre Stadt käme, und Besatzung hinein legte. Man gab hierauf den protestantischen Predigern den Abschied, welche sich bey ihrem Abzuge über die Undankbarkeit der Einwohner zu Antwerpen be-

schwer-

schwerten, und sie mit der göttlichen Rache bedroheten.

Einige Zeit darauf hatte der Prinz von Oranien verschiedene Zusammenkünfte mit den Grafen von Horn und Egmond. Er bat diese Herren für das Beste des Staats zu sorgen, und alles anzuwenden, um zu verhindern, daß die Spanier nicht in die Provinz kämen. Der Graf von Egmond gab aber zur Antwort, er sey überzeugt, daß der König seinen Zorn nicht weiter treiben werde, wenn keine Predigten mehr gehalten, und die vornehmsten Sectirer bestraft würden. Der Prinz von Oranien erwiederte sodann: „Weil man meinem Rathe nicht folgen „will, so wird man mir wenigstens nicht vorwerfen „können, daß ich diese Provinzen und meine Freun„de verrathen habe. Es ist zum Erstaunen, daß „Ihr die Gefahr nicht sehet, die Euch bedrohet. Ich „versichere Euch, daß, wenn Ihr auf Eurer Mey„nung beharret, Euer Untergang nicht allein gewiß „ist; sondern überhaupt aller vornehmen Herren „im Lande. Ihr könnet überzeugt seyn, daß „Eure Köpfe den Spaniern zum Siegeszeichen „dienen werden, wenn sie durch Eure Vermit„telung nach Flandern werden gekommen seyn.„ Nach diesen Worten umarmte der Prinz von Oranien den Grafen von Egmond. Sie vergossen beyde Thränen, und schieden sodann von einander. Der Prinz begab sich von hier nach Breda, und von da weiter nach Deutschland, unter dem Vorwande, daß es in seinen häuslichen Angelegenheiten geschehe. Einige

Edelleute machten sich seine Warnungen zu Nu-
tze, und verließen Flandern. Der Graf von
Horn und von Egmond aber, nebst verschie-
denen andern vornehmen Herren, blieben zurück,
weil sie nicht glaubten, daß sie von Seiten der
Spanier etwas zu befürchten hätten. Der Er-
folg wird zeigen, ob es gut gewesen wäre, wenn
man dem Rathe des Prinzen von Oranien ge-
folgt hätte.

Man verbot in den meisten flandrischen Städ-
ten die Predigten, und die Furcht vor der Stra-
fe erhielt die Protestanten im Gehorsam. Die
Belagerung von Valenciennes gieng noch immer
fort. Die Einwohner gaben eine Bittschrift
ein, welche aber die Statthalterinn der Nieder-
lande noch mehr gegen sie aufbrachte. Dem
ohngeachtet schickte die Prinzeßinn den Philipp
de Croy, Herzogen von Arschot, und den
Grafen Egmond mit Vorschlägen an sie, die
aber nicht angenommen wurden. Norkermes
stürmte hierauf mit seiner ganzen Artillerie auf
die Mauern los. Die Bürger, die auf eine
Verstärkung warteten, welche nicht kam, waren
genöthiget, sich auf Gnade und Ungnade zu er-
geben. Der siegende General zog in die Stadt
ein, und ließ sogleich die Thore verschließen. Ei-
nem der vornehmsten Einwohner zu Valencien-
nes, den man als den Urheber der Unruhe an-
sahe, ward, nebst seinem Sohne, der Kopf ab-
geschlagen. Einige protestantische Prediger
wurden gehangen. Man sagt, daß über zwey
hundert Personen zum Tode verurtheilt, und

am Leben gestraft worden wären. Norkermes führte seine Trouppen nach Chateau-Cambresis, wohin die Protestanten stark geflüchtet waren. Dieser Platz that gar keinen Widerstand, und ward dem ohngeachtet der Plünderung preis gegeben.

Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß der König in Spanien sich besänftigen lassen würde, wenn die Statthalterinn ins Mittel träte, und daß er den Vorsatz, eine Armee nach Flandern zu schicken, fahren lassen würde, wenn man überall die Uebung der catholischen Religion wieder einführte, so beschlossen alle vornehme Herren in Flandern, sich den Absichten des Königs gemäß zu bezeigen. Man verbot demnach die Predigten, und die Bilder wurden eifriger wieder hergestellt, als sie zuvor waren weggerissen worden. Man riß die Tempel nieder, welche die Protestanten seit kurzen zu Ypern, Bailleul, Armentieres und Comines hatten bauen lassen. Das Holz, womit diese Gebäude aufgeführt waren, ward zu Galgen gebraucht, woran man diejenigen hieng, die man überführen konnte, daß sie die Kirchen geplündert, oder andere dergleichen Ausschweifungen begangen hätten.

Die Statthalterinn schickte auch Truppen nach Holland, allwo die Lehre der Protestanten tiefere Wurzel gefaßt hatte. Brederode, der stets viel Eifer für seine Secte bezeugt hatte, hielt es für das Beste, da er fast alle flandrische Städte durch Gewalt oder durch Furcht wieder zum Gehorsam gebracht sahe, sich nach

Deutschland zu begeben, wo er kurz darauf sich zu Tode grämte. Die Einwohner zu Asselt hielten eine langwierige Belagerung aus; da sie aber ihre Mauern allenthalben beschädigt sahen, und da sie weiter auf keine Hülfe hoffen durften, so ergaben sie sich dem Girard Grosbeck, ihrem Bischofe und Herrn. Die Bedingungen, die ihnen der Ueberwinder vorschrieb, waren, daß sie die Kirchen auf ihre Kosten wieder herstellen, die Kriegsunkosten bezahlen, inskünftige bey der catholischen Religion bleiben, alle Secten vermeiden, und eine Besatzung einnehmen sollten.

Einige Zeit darnach, als fünf hundert Protestanten von Rüremonde weggegangen waren, um eine Predigt anzuhören, wollte sie der Rath nicht wieder in die Stadt lassen, weil er befürchtete, daß sie einige Unruhe darinne erregen möchten. Die Statthalterinn begab sich nach Antwerpen mit einigen Truppen, befahl Processionen zu halten, und ließ einige Protestanten aufhängen. Die Conföderirten hatten ohngefähr fünf tausend Soldaten abgedankt, ohne sie zu bezahlen. Diese Truppen suchten sich auf Unkosten der Kirchen schadlos zu halten. Man verfolgte sie; aber vergebens. Die meisten begaben sich über die Maas nach Cleve. Einige ihrer Anführer, die sich auf ein Schiff zusammen begeben hatten, wurden von dem Steuermanne verrathen, der sein Schiff zwischen Holland und Frießland an den Klippen scheitern ließ. Diese Unglücklichen wurden ins Gefängniß

niß gesetzt, und auf verschiedene Weise abgestraft.

Während daß sich dieses in den Niederlanden zutrug, hielt der König Philipp II in Spanien fleißig Rath, um zu sehen, wie man die Unruhen in Flandern stillen könnte. Die vernünftigsten Rathgeber waren der Meynung, daß man sich lieber der Güte als der Strenge bedienen sollte; Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba aber glaubte, daß keine Reue und keine Genugthuung groß genug sey, wodurch die Niederländer ihre Rebellion aussöhnen könnten. Er gab dem Könige zu verstehen, daß er seiner Würde zuwider handelte, wenn er sich nicht des Schwerdts bediente, das ihm Gott in die Hand gegeben hätte, um die Religion zu beschützen. Der Cardinal von Granvelle unterstützte diese Meynung, und Philipp war nicht geneigt, einen Rath zu verwerfen, der mit seiner rachgierigen und blutdürstigen Neigung so wohl überein kam. Der König, der den Niederländern zeigen wollte, wie er mit ihnen umzugehen Willens sey, machte damit den Anfang, daß er die Deputirten, die sie im vorigen Jahre an ihn geschickt hatten, ins Gefängniß setzen ließ. Man zog diese Deputirten lange Zeit mit schmeichelhaften Hoffnungen herum; endlich aber begegnete man ihnen auf obbesagte Weise. Der Marquis von Berg, den ein solches Verfahren äußerst verdroß, starb für Aergerniß. Das Schicksal des Barons von Montigny war noch trauriger: er ward nach Medina-Cö-

li gebracht, allwo man ihm den Kopf abschlug. So begegnete man zween vornehmen Herren, die weiter kein Verbrechen begangen hatten, als daß sie nach Spanien gekommen waren, um dem Könige im Namen ihrer Landsleute einige Vorstellungen zu thun.

Philipp erklärete, daß er künftiges Frühjahr mit einer Armee nach Flandern gehen wolle. Die Statthalterinn hatte die Niederländer mehr als einmal mit der Ankunft des Königs bedrohet, der in der That sehr geneigt schien, die Reise nach den Niederlanden zu unternehmen. Er ließ aber auf einmal seinen Vorsatz fahren, und beschloß einen Bevollmächtigten an seiner Stelle zu schicken. Man ernannte auf Anrathen des Cardinals von Granvelle und des Präsidenten der Inquisition den Herzog von Alba dazu. Man konnte keine bessere Wahl treffen, weil man den Vorsatz gefaßt hatte, diese unglücklichen Provinzen gänzlich zu verwüsten. Man brachte zu gleicher Zeit Truppen zusammen, die mit nach Flandern gehen sollten. Der Herzog von Alba verließ Spanien, kam zu Brüssel an, zeigte die Befehle des Königes vor, wodurch er zum Commendanten der Armeen, zum allgemeinen Richter, in Sachen die Religion betreffend, ernennet war, und worinne ihm zu gleicher Zeit die Gewalt gegeben ward, die gewöhnlichen Obrigkeiten zu bestrafen, abzusetzen, andere an ihre Stelle zu ernennen, und Gnade angedeyen zu lassen, wie er es für gut befinden würde. Es ward der

Statt-

Statthalterinn nichts mehr übrig gelassen, als was in den Geschäfften des gemeinen Lebens vorfiel; und da es darüber bisweilen Streitigkeiten setzen konnte, so war dem Herzoge von Alba noch das Recht gegeben, nicht allein in Sachen, die vor ihn gehörten, sondern auch, worinne die Statthalterinn zu sprechen hätte, allein, und mit völliger Freyheit zu verfügen. Der Herzog brachte auch an die Prinzeßinn einen Brief mit, den der König selbst geschrieben hatte, worinne er seiner Schwester meldete, daß er dem Herzoge von Alba gewisse Unternehmungen aufgetragen habe, wovon man ihr zu seiner Zeit Nachricht geben würde. Da die Prinzeßinn den Herzog fragte, worinne seine Aufträge denn bestünden, gab er in einem unverschämten und spöttischen Tone zur Antwort, daß er sich jeßt nicht darauf besinnen könnte, wenn sie ihm aber einfallen sollten, so wolle er ihr schon Nachricht davon geben. Die Statthalterinn ward über diese Antwort sehr empfindlich, und da sie wohl sahe, daß man ihr künftig nur einen geringen Schatten der höchsten Gewalt lassen wollte, so beschloß sie, bey der ersten Gelegenheit eine Bedienung niederzulegen, die sie mit großer Bescheidenheit und Gerechtigkeit verwaltet hatte.

Nachdem der Herzog von Alba seine Truppen in Brabant ausgebreitet hatte, erklärte er, die Absicht des Hofes zu Madrid sey, die Verordnungen Kaiser Carls V und Philipps II, wegen der Inquisition zu erneuern. Er benahm alle

alle Hoffnung, daß diese strengen Edicte gemildert, und die Generalstaaten von Flandern würden zusammen gerufen werden. Als der Graf von Egmond ihm seine Ergebenheit zu bezeugen kam, sagte der Herzog zu den Umstehenden: da sehet ihr den Erzketzer. Diese Worte, die Egmond hörte, machten ihn unruhig; aber der Herzog suchte ihm allen Argwohn zu benehmen, indem er zu ihm sagte, daß es nur ein Scherz sey, wobey er ihn umarmte.

Der Herzog von Alba sahe in einer Unterredung, die er mit der Statthalterinn hatte, daß diese Prinzeßinn nicht für die Ergreifung gewaltsamer Mittel war. Sie versicherte, daß nicht allein die Grafen von Horn und von Egmond, sondern selbst auch der Prinz von Oranien, und die andern Herren in der Unterthänigkeit bleiben würden, wenn man mit ihnen auf eine leutselige Art verführe; sie gab ihm zu gleicher Zeit zu verstehen, daß die Strenge gefährliche Folgen haben könne: „Ich kenne,„ fuhr sie fort, „den Character der Niederländer: „sie sind im Stande, alles zur Vertheidigunng „ihrer Freyheit zu unternehmen. Die geringste „Neuerung kann sie zu einem Aufruhre verleiten: aber eine einzige gütige Handlung bringt „sie auch geschwind wieder zu ihrer Pflicht zurück. Man würde demnach dem Könige einen „schlechten Dienst erweisen, wenn man nicht solche Mittel anwenden wollte, womit die Ruhe

„und

„und der Friede in Flandern wieder hergestellt „werden können.„

Der Herzog von Alba gab gar bald zu erkennen, daß so vernünftige Rathschläge nicht nach seinem Geschmacke waren. Er schrieb an die Grafen von Horn und Egmond, daß sie nach Brüssel kommen sollten, weil er ihnen eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen habe. Als diese beyden Herren angekommen waren, versammlete er den Staatsrath, und that den Vorschlag, daß man eine Citadelle zu Antwerpen anlegen sollte, wovon er zugleich den Plan vorlegte. Während dem nahm man auf seinen Befehl den Anton Stralen, einen sehr reichen und bey der Bürgerschaft zu Antwerpen sehr viel vermögenden Mann, gefangen. Als der Herzog erfuhr, daß Stralen ins Gefängniß gebracht sey, ließ er die Rathsversammlung aus einander gehen. Einige Officiere des Herzogs begleiteten die Grafen von Horn und Egmond, nicht anders, als ob sie es Ehrenhalber thäten; sie führten aber einen jeden zu einer besondern Thüre hinaus, um sie desto bequemer in Arrest zu nehmen. Als man dem Grafen von Egmond im Namen des Königs befahl, seinen Degen abzugeben, antwortete er: Ich gebe ihn ungern weg; ich habe ihn allezeit mit Glück zum Dienst meines Herrn und meines Vaterlandes gezogen. Der Graf von Horn fragte, da er gefangen genommen ward, wo der Graf von Egmond wäre; und da man ihm nichts antwortete, hob er die Augen

gen Himmel empor, und sagte seufzend: Es ist billig, daß ich im Unglück der Begleiter desjenigen sey, dessen Rathschlägen ich gefolgt bin. Er gedachte in dem Augenblicke an die klugen Vermahnungen, die ihm der Prinz von Oranien gegeben hatte. Der Herzog von Alba meldete der Statthalterinn, was sich zugetragen habe, und sagte ihr, daß dieses das Geheimniß sey, wovon der König in seinem Schreiben geredet habe. Die Prinzeßinn war mit diesen Unternehmungen sehr unzufrieden, und glaubte, daß sie nicht länger mit Ehren in Flandern bleiben könnte.

Man setzte noch verschiedene andere Personen ins Gefängniß. Der Graf von Hochstraaten, der gleichfalls vom Herzoge war gefordert worden, befand sich schon auf dem Wege: aber, (es sey nun, daß er wirklich krank war, oder daß er sich nur so stellte,) er kam nicht nach Brüssel, und entgieng auf diese Weise seinem Unglücke. Die Grafen von Horn und von Egmond wurden in die Citadelle zu Gent gesetzt. Peter Ernst von Mansfeld, der wegen seines Sohns in Sorgen war, weil er mit den Conföderirten in einiger Verbindung gestanden hatte, rieth ihm, sich geschwind zu entfernen, und sich weder auf das Ansehen, das sein Vater durch seine Treue und geleisteten Dienste beym Könige erhalten hätte, noch auf die Freundschaft des Herzogs von Alba, der ein harter und unerbittlicher Mann sey, zu verlassen. Der junge Graf von Mansfeld begab sich demnach nach Frankreich,

reich, wo er sehr wohl aufgenommen ward, und sich durch seine Herzhaftigkeit hervor that.

Das Schrecken breitete sich in den ganzen Niederlanden aus, und die meisten Einwohner, deren Unschuld sie nicht gegen die Grausamkeit der Spanier schützen konnte, begaben sich nach Frankreich, England und Deutschland. Man richtete in Flandern einen Rath, aus sieben Personen bestehend, auf, die gänzlich dem Könige in Spanien ergeben waren. Der Herzog übergab diesem Tribunale, von welchem er Präsident war, alle Sachen, welche die Religion und das Verbrechen der beleidigten Majestät betrafen. Er dehnte die Gerichtsbarkeit desselben so weit aus, daß man von allen andern sonst unabhängigen Gerichten an dasselbe appelliren konnte. Nach der Errichtung dieses verhaßten Tribunals setzte man eine Menge Personen zu Tournai, Mecheln, Gent und Antwerpen ins Gefängniß. Nie hat man so viel Menschen hinrichten gesehen. Die Todesurtheile, die in diesem Gerichte alle Tage gesprochen wurden, machten, daß man es den Blutrath nannte.

Der Herzog von Alba begab sich nach Antwerpen, wo man schon angefangen hatte, eine starke Citadelle zu bauen. Auf jeder Ecke stand eine große Bastion k). Das Werk kam in kur-



k) Der Herzog von Alba ließ viere von diesen Bastionen mit seinem Namen benennen. Die eine hieß le Duc, die andere d'Albe, die dritte

zer Zeit zu Stande, weil man zwey tausend Mann dazu anwandte, die ununterbrochen daran arbeiteten. Die Einwohner von Antwerpen mußten hundert tausend Gulden zur Aufbauung dieser Citadelle bezahlen, welche zu nichts weiter dienen sollte, als sie in der Unterwürfigkeit, oder vielmehr in einer Art von Sclaverey zu erhalten. Es geschahe fast um eben diese Zeit, daß das Zeughaus zu Mecheln im Feuer aufgieng, und die Stadt großen Schaden dabey litt. Es schien sich damals alles wider die unglücklichen Niederländer verschworen zu haben. Die Feuersbrünste aber, und andere Zufälle von dieser Art, waren es nicht, was sie am meisten zu fürchten hatten: der Herzog von Alba war für sie eine weit fürchterlichere Geißel.

Im Monat Jenner des Jahrs 1568 wurden der Prinz von Oranien, Wilhelm von Nassau, und Anton de Lallain, Graf von Hochstraaten vor diesen Rath oder Gericht gefodert: der Prinz, weil er, der Wohlthaten ohngeachtet, die er vom Kaiser Carl V genossen, das Volk zum Aufruhre verleitet, und eine Verschwörung gegen den König angesponnen, in der Absicht, sich Meister von den Niederlanden zu machen. Dem Grafen von Hochstraaten machte man fast eben diese Vorwürfe. Dieser und der

Prinz

dritte Ferdinand, die vierte Toledo, und die fünfte ward nach dem Namen des Baumeisters Paciotti genant.

Prinz von Oranien setzten eine Vertheidigungsschrift vor sich auf, und schoben die Ursache der Unruhen, welche die Niederlande verwüsteten, auf die Inquisition. Sie zeigten, daß die Spanier die Religion zum Deckmantel brauchten, um die Niederländer ihrer Freyheit und Privilegien zu berauben. Sie zogen hierauf heftig gegen die Einsetzung der neuen Bischöfe, wider die Publication des tridentischen Concilii, gegen die Herrschsucht des Cardinals von Granvelle los, und behaupteten, daß alles, was sie gethan, nichts anderes zur Absicht gehabt hätte, als die Ruhe in Flandern wieder herzustellen.

Man erfuhr um diese Zeit, daß der König in Spanien seinen Sohn, **Dom Carlos**, mit Arrest habe belegen lassen. Diese Begebenheit gab zu verschiedenen Muthmaßungen Anlaß. Man gab vor, daß der junge Prinz, der feurig und ehrgeizig war, sich verdächtig gemacht, daß er etwas wider seinen Vater im Sinne habe. Wenn man nach einigen seiner geführten Reden urtheilen will, so scheint es, als ob er den elenden Zustand der Niederländer bedauert, und ihren Aufruhr gebilligt habe. Er haßte außerdem den Herzog von Alba bis auf den Tod. Eben so wenig Freund war er auch vom **Rui Gomez** de Sylva und vom Johann von Oesterreich l), die am Hofe alles galten. Philipp

 setzte

l) Er war ein naürlicher Sohn von Carl V. Die Herzoginn von Parma war gleichfalls eine natürliche Tochter dieses Kaisers.

setzte sich auch in den Kopf, daß ihm sein Sohn nach dem Leben trachtete, weil er stets Pistolen bey sich trug, und auf gewisse Dinge m) fiel, deren man sich nicht bedient, als wenn man ein böses Vorhaben im Sinne führt. Den Tag vor Weyhnachten gestand Dom Carlos seinem Beichtvater, daß er einen Menschen zu tödten willens sey, weswegen ihm der Priester die Absolution versagte. „Wenn ich nicht zum Abendmahl kann gelas„sen werden,„ sagte der Prinz, „so gebt mir „wenigstens, um das Aergerniß zu vermeiden, „vor dem Volke Brodt, das nicht geweyhet ist.„ Auch dieses schlug ihm der Beichtvater ab, und er-

m) Dom Carlos ließ sich, wie man sagt, von einem geschickten Künstler zu Paris, Ludewig de Foix, ein Buch machen, das von der Schwere wäre, daß man mit einem einzigen Schlage einen Menschen damit tödten könnte. De Foix machte zwölf Blätter, sechs Zoll lang und viere breit, überzog sie mit Eisenblech, und vergüldete sie von außen. Dom Carlos war auf diesen Einfall gerathen, da er in den spanischen Jahrbüchern gelesen hatte, daß ein gewisser Bischof, der gefangen saß, einen Ziegelstein, von der Größe eines Breviarii, mit Leder habe überziehen lassen, womit er den, der auf ihn Achtung gab, todt schlug, und sich hernach mit der Flucht rettete. Der Prinz hatte sich auch von diesem Künstler eine Maschine machen lassen, vermittelst welcher er, wenn er im Bette lag, die Thüre seines Schlafzimmers auf- und zumachen konnte. Er schlief nie anders, als mit zween bloßen Degen, und eben so viel geladenen Pistolen zu seinem Haupte.

erzählte es, wie man sagt, dem Könige, welcher darauf zur Antwort gab: „Ich sehe wohl, daß „ich der Mensch bin, den man tödten will; „aber ich werde mich schon in Acht zu nehmen „wissen.„

Eines Tages als Dom Carlos aus dem Zimmer der Königinn kam, mit welcher er öfters sehr vertraute Unterredungen hielt, hörte man ihn sich gewaltig über seinen Vater beschweren, daß er ihm eine Prinzeßinn weggenommen, die für ihn zur Gemahlinn n) bestimmt gewesen wäre.

Philipp II, der argwöhnisch und eifersüchtig war, beschloß den Unternehmungen seines Sohns zuvor zu kommen. Er zog die Glieder der Inquisition darüber zu Rathe, und diese billigten seinen Vorsatz auf alle Weise. Es kam nun nur darauf an, wie man sich der Person des jungen Prinzen versichern sollte. Man hielt es für nöthig vorsichtig damit zu Werke zu gehen; denn Dom Carlos war ein verwegener und hartnäckiger Mensch. Die Nacht schien zur Ausführung dieses Vorhabens am bequemsten. Man fand Mittel, ohne Geräusche in das Schlafzimmer des Prinzen zu kommen. Der Graf von Lerma hatte Befehl, zuerst in das



n) Philipp II hatte für seinen Sohn um die Elisabeth von Frankreich, die Schwester Heinrichs III, anhalten lassen. Als aber der König durch den Tod der Königinn Maria von England Witwer geworden war, heyrathete er eben diese Elisabeth selbst, die er für seinen Sohn bestimmt hatte.

das Zimmer zu gehen, und die Degen nebst dem Schießgewehre wegzunehmen. Dieses geschah. Dom Carlos schlief so fest, daß man ihn mit Gewalt aufwecken mußte, worauf man sich seiner Person bemächtigte. Als er seinen Vater ansichtig ward, rief er aus: Ich bin tod, ich bin tod! und bat die Anwesenden ihn umzubringen. Der König sagte ihm: Ich bin nicht gekommen, um dir das Leben nehmen zu lassen, sondern durch eine väterliche Züchtigung dich wieder zu deiner Pflicht zu bringen. Er nahm hierauf eine strenge Miene an, und befahl dem Prinzen aufzustehen. Die Soldaten von der königlichen Leibwache umringten ihn sogleich, rissen die Tapeten von den Wänden, und räumten das ganze Zimmer aus, so, daß ihm nichts als ein elendes Bette, worinne eine einzige Matratze lag, gelassen wurde. Man brachte hierauf einen schwarzen Rock, den der Prinz anstatt seiner andern Kleider anziehen mußte.

Als sich Dom Carlos in diesen traurigen Rock gekleidet sahe, überließ er sich der grausamsten Verzweiflung. Man hatte in dem Camine seines Zimmers ein großes Feuer angemacht, in dieses stürzte er sich mit dem Kopfe voran, und man hatte alle Mühe, ihn noch mit dem Leben heraus zu ziehen. Als ihm dieses Mittel nicht gelungen war, enthielt er sich zween Tage lang des Trinkens, und trank den dritten Tag so viel kalt Wasser, daß er beynahe daran gestorben wäre. Er nahm auch einige

Tage

Tage nichts von Speisen zu sich, und aß hernach unverdauliche Sachen mit Uebermaaß. Mit einem Worte, er that alles, um sich bald ums Leben zu bringen. Als Philipp sahe, daß sein Sohn sich selbst das Leben verkürzen wollte, fand er für gut ihm dieses Verbrechen zu ersparen; und da er als König über sein Leben zu gebieten hatte, verurtheilte er ihn zum Tode. Anstatt ihn aber vom Scharfrichter hinrichten zu lassen, ließ er ihm Gift geben, welches diesen jungen Prinzen in seinem drey und zwanzigsten Jahre aus der Welt schaffte.

Ob man gleich unumschränkten Monarchen das Recht über das Leben ihrer Unterthanen nicht abstreiten kann, so zweifle ich doch sehr, daß die Verdammung des Dom Carlos so gar regelmäßig sey. Hatte man sichere Beweise, daß er dem Könige nach dem Leben getrachtet habe? Verdienten einige unvorsichtige Reden, die ihm entfahren waren, eine so grausame Begegnung? Und gesetzt, er wäre nicht zu bessern gewesen, wie man vorgab, so war das noch keine hinlängliche Ursache, ihn zum Tode zu verdammen. Alle Welt ist jetzt überzeugt, daß bloß die Eifersucht den König Philipp bewog, der Mörder seines Sohns zu werden. Diese Leidenschaft, die in Spanien etwas sehr gemeines ist, herrschte in der Seele eines Monarchen unumschränkt, der in dem Herzen einer jungen und liebenswürdigen Gemahlinn nichts als Empfindungen des Abscheues rege machen konnte. Alles was man zur Entschuldigung Philipps

sagen kann, ist, daß ein Prinz von einer Gemüthsart als Dom Carlos seine Unterthanen nicht anders als unglücklich machen könnte, wenn er auf den Thron gelangte, und daß er lieber seinen Sohn ums Leben bringen, als Spanien einer tyrannischen Beherrschung habe aussetzen wollen. Aber konnte ein Prinz, wie Philipp II, wohl dergleichen Gründe zur Rechtfertigung seines Verfahrens anführen? Einige Monate nach dem tragischen Ende des Dom Carlos, starb auch die junge Königinn von Spanien, die zugleich schwanger war, in einem Alter von zwanzig Jahren. Man muthmaßte, daß man ihr ebenfalls Gift beygebracht habe. Der König schien indeß über ihren Tod sehr betrübt; es ist dieses aber kein Beweis, daß er an ihrem Tode keinen Antheil gehabt.

Die Strenge oder vielmehr Barbarey, die Philipp an seinem Prinzen ausgeübt hatte, erfüllte alle Völker mit Schrecken, die unter der spanischen Herrschaft standen, und besonders die unruhigen Einwohner der Niederlande, als welche keine Gnade mehr bey einem Prinzen zu finden hofften, der seinen eigenen Sohn nicht geschont hatte. Der Pabst Pius V billigte das Verfahren des Königs; die Niederländer aber, die sich zu fürchten Ursache hatten, beschlossen alles zu wagen, um sich gegen die Gefahr zu beschirmen; und dieses um so viel mehr, da sie gehört hatten, daß die Inquisition ein eben so strenges Urtheil gegen sie gesprochen habe, als gegen den Dom Carlos. In der That hatte

das

das Inquisitionsgericht den Ausspruch gethan, daß alle Einwohner dieser Provinzen, mit Ausnahme derer, die unverwerfliche Beweise ihres catholischen Glaubens an den Tag geleget, Abtrünnige, Rebellen und Majestätsschänder wären, und nicht allein diejenigen, die dem Gott, der Kirche und dem Könige schuldigen Gehorsam entsagt hätten, sondern auch alle die, die sich zwar Catholicken nenneten, aber aus bloß menschlicher Klugheit, ihre Pflicht verabsäumet, und sich den Unternehmungen der Aufrührer nicht widersetzt hätten; daß außer diesen die Edelleute, welche im Namen der Unterthanen des Königs Bittschriften eingegeben, und sich wider die heilige Inquisition beschwert hätten, alle des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig wären.

Diesem Ausspruche zu Folge geschahe es, daß der König an den Herzog von Alba Befehl ergehen ließ, die strengsten Untersuchungen gegen die Sectirer und Rebellen anzustellen. Man brachte demnach in dem Rathe, den man den Blutrath nannte, einige Artikel in Vorschlag, nach welchen die Richter das Urtheil gegen die Schuldigen sprechen sollten. Durch diese neue Rechtslehre wurde der Unschuldige mit dem Schuldigen vermengt. Gegen die Gegenwärtigen verfuhr man mit Geldbußen, Verbannungen und Lebensstrafen; gegen die Abwesenden aber mit Einziehung und Verkaufung ihrer Güter. Diese Tyranney brachte das Volk dermaßen auf, daß es über die Priester und Mön-

che in den flandrischen Provinzen herfiel. Ueberall, wo sie einen zur catholischen Kirche gehörenden Geistlichen antrafen, plünderten sie ihn, und schnitten ihm aus Erbitterung Nase und Ohren ab.

Die Herzoginn von Parma, die nicht mehr mit Ehren in den Niederlanden bleiben konnte, weil sie nichts mehr zu sagen hatte, bat den König, ihren Bruder, daß sie sich nach Italien begeben dürfte. Nachdem sie einige Zeit auf die Befehle des Hofes gewartet hatte, kamen endlich Briefe von Madrid an, die voller Freundschaftsversicherungen waren, so wie es insgemein die sind, die man an Personen schreibt, denen man ein wichtiges Amt nimmt, und sie doch nicht beleidigen will. Die Prinzessinn reißte demnach von Brüssel ab, und ward von allen Niederländern sehr bedauert, wie sie es denn auch ihrer gelinden und guten Regierung wegen verdiente. Sie begab sich zu ihrem Gemahl nach Italien, und ließ Flandern in den Händen des wüthenden Herzogs von Alba. Dieser entdeckte fast um dieselbe Zeit eine Verschwörung wider seine Person. Man hatte den Anschlag gefaßt, den Tyrannen in dem Gehölze bey Soigni umzubringen. Es war dazu ein Tag ausgesetzt, an welchem der Herzog in das Kloster Gröndal gehen, und daselbst seine Andacht verrichten sollte. Man brachte einen von den Verschwornen auf die Tortur, welcher alles gestand, und auf eine grausame Weise gestraft

ward.

ward. Die andern hatten das Glück, den Händen des rachgierigen Spaniers zu entgehen.

Die Conföderirten warben Truppen an, um sich den blutigen Verfolgungen zu widersetzen, die man alle Tage über sie ergehen ließ. Der Herzog von Alba, der sogleich davon benachrichtigt wurde, beschloß ihnen zuvor zu kommen. Die Officiere, die er zu diesem Feldzuge ernannte, begaben sich nach Rüremonde, eine feste Stadt auf den Grenzen von Geldern.

Es fiel ein Treffen zwischen beyden Partheyen vor, worinne die Conföderirten geschlagen wurden. Sie verlohren viel Leute, und die Gefangenen wurden alle durch den Scharfrichter hingerichtet. Drey Officiere, Namens Coqueville, Vaillant und St. Amand zogen Truppen aus Artois, Flandern und England, und nahmen, auf Anstiften des Prinzen von Conde, Streifereyen in den Niederlanden vor, zum Vortheil der Protestanten. Der Herzog von Alba beschwerte sich darüber bey Carln IX, Könige in Frankreich, welcher den Prinzen von Conde fragte, ob die drey französischen Officiere auf seinen Befehl wider Spanien arbeiteten. Da der Prinz von Conde nun antwortete, daß er an dieser Sache keinen Antheil habe, befahl der König dem Marschall de Cosse, einige Besatzungen aus der Picardie zusammen zu nehmen, und diese Räuber zu verfolgen, welche Flandern verwüsteten. Der Marschall holte sie bey St. Valery ein, jagte sie mit allen ihren Truppen in die Stadt zurück, belagerte den

Platz,

Platz, machte sich Meister davon, ließ alle Niederländer über die Klinge springen, schenkte den Franzosen das Leben, und führte ihre Anführer nach Paris, allwo sie mit dem Tode bestraft wurden.

Ludewig von Nassau, der unterdessen über acht tausend Mann zusammen gebracht hatte, marschirte nach Frießland, um, wie er vorgab, die Freyheit seines Vaterlandes und der Gewissen zu versichern. Der Herzog von Alba gab dem Grafen d'Aremberg Befehl, wider die Conföderirten zu marschiren, und sie aus der Provinz zu verjagen. Es kam zum Handgemenge zwischen beyden Partheyen. Die Spanier wurden nach einem langen Treffen geschlagen, und verlohren den Grafen d'Aremberg, ihren General. Diese Schlacht, die zwischen Wingschoten und Heyligensee vorfiel, ward den Ueberwindern noch nachtheiliger, als den Ueberwundenen, weil der Herzog von Alba, um diesen Verlust zu rächen, eine große Menge vornehmer Herren hinrichten ließ, wie wir in der Folge sagen werden.

Ludewig von Nassau gieng nach diesem Siege auf Gröningen los, nahm ein Kloster weg, welches nicht weit davon war, und legte eine Besatzung in dasselbe. Der Herzog von Alba schickte Spanier nach Namur und Mastricht, um diese beyden wichtigen Plätze zu verwahren. Hierauf ließ er ein Edict bekannt machen, worinne allen denen, die der Religion wegen aus dem Lande gegangen waren, befoh-

sen wurde, nach Flandern zurück zu kommen, bey Strafe der Confiscation ihrer Güter und einer immerwährenden Verbannung; da aber niemand diesem Edicte gehorchte, weil sich alles vor dem Herzoge von Alba fürchtete, so beschloß dieser den Haß, den er gegen den niederländischen Adel gefaßt hatte, ausbrechen zu lassen. Er ließ demnach verschiedene Personen von Stande zu Brüssel hinrichten. Die vornehmsten waren der Graf von **Egmond**, und **Philipp von Montmorenci, Graf von Horn.** Diese beyden Herren, die zu Gent gefangen saßen, wurden unter einer starken Bedeckung nach Brüssel gebracht, und man machte mit ihnen einen gar kurzen Proceß. Man beschuldigte den Grafen von **Egmond**, daß er den Tractat des Prinzen von Oranien unterschrieben, sich wider die Einführung der Inquisition erkläret, die Vertheidigung des Adels über sich genommen, und zum Untergange der catholischen Religion beygetragen habe, indem er sich der Wuth und den Ausschweifungen der Protestanten nicht widersetzt hätte; mit einem Worte, daß er einer der vornehmsten Urheber der Unruhen in den Niederlanden sey. Fast eben dieses warf man auch dem Grafen von **Horn** vor. Der Herzog von Alba, als Vorsteher des Bluraths, sprach wider diese beyden Herren das Todesurtheil, das er auch sehr geschwind vollziehen ließ.

Als man dem Grafen von **Egmond** dieses schreckliche Urtheil vorgelesen hatte, sagte er, er

habe

habe nie geglaubt, daß seine Dienste auf so eine Art belohnt werden sollten; wenn er dem ohngeachtet noch zu verdammen wäre, so bäte er nur, daß man die Strafe seines Verbrechens nicht bis auf seine Frau und Kinder ausdehnen möchte; daß er übrigens bereit sey, den Tod zu leiden, um der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit Genüge zu leisten. Er foderte eine Feder, und schrieb an den König einen Brief, worinne er versicherte, daß er nichts gegen die seinem Herrn schuldige Treue unternommen zu haben glaubte; daß er auch nichts gegen die catholische Religion unternommen habe, und daß alle seine Schritte keine andere Absicht gehabt hätten, als die allgemeine Ruhe. „Wenn ich „ich gefehlt habe, „setzte er hinzu, „so bitte ich „Ew. Majestät inständigst, mir diesen Fehler „zu vergeben, und nicht meine Frau, meine „Kinder und meine Bediente mit in meine Ungnade zu verwickeln.„ Er beichtete dem Bischofe von Ypern, und nachdem er die Absolution empfangen hatte, legte er sich nieder. Den folgenden Tag bat er sichs als eine Gnade aus, daß man seine Hinrichtung nicht länger verschieben möchte, weil er befürchtete, daß seine von der Furcht des Todes lebhaft gerührte Einbildungskraft ihn sonst in eine Verzweiflung stürzen möchte. Man führte ihn demnach gegen Mittag auf den Platz, wo ein Gerüste aufgerichtet, und mit schwarzem Tuche behangen war. Zween spanische Officiere, und der Bischof von Ypern begleiteten ihn zum Tode. Man hatte

zu

zu gleicher Zeit die Vorsicht gebraucht, Soldaten in alle Quartiere der Stadt zu vertheilen, um die Einwohner im Zaume zu halten.

Nachdem man ihn enthauptet hatte, führte man den Grafen Horn herbey, welcher allen, die gegenwärtig waren, alles Glück wünschte. Er hatte nie einräumen wollen, daß er den König von Spanien beleidigt habe. Nachdem er seinen Mantel abgelegt hatte, fiel er auf die Knie nieder, und nachdem er Gott seine Seele empfohlen hatte, empfieng er den tödlichen Streich. Die Köpfe beyder Enthaupteten wurden zwo Stunden lang öffentlich zur Schau ausgestellt. Man legte ihre Körper in einen bleyernen Sarg, und trug sie in die Kirche der heil. Clara. Der Körper des Grafen von Egmond ward nach der Zeit zu Sottingheim in Flandern und der Körper des Grafen von Horn zu Kempen in Brabant begraben.

Das Haus des Grafen von Gyllenburg, wo die Conföderirten ihr Project entworfen hatten, wurde durch ein Decret des Raths bis auf den Grund niedergerissen, und man richtete an eben dem Orte eine Marmorsäule auf, mit einer Ueberschrift, welche besagte, daß dieses Haus wegen der abscheulichen Verschwörungen, die darinne wider die catholische Religion und die königliche Majestät wären angesponnen worden, niedergerissen worden sey.

Der Herzog von Alba schickte frische Truppen nach Frießland, und ernannte den Vitelli an die Stelle des Grafen von Aremberg zum

Anführer, nachdem dieser letztere, wie ich gesagt habe, ums Leben gekommen war, indem er von den Conföderirten war geschlagen worden. Stolz auf seinen Sieg, ließ Ludewig von Nassau seine Armee gegen Gröningen anrücken, und wurde von den Spaniern o) zu verschiedenenmalen angegriffen. Diese hatten fast immer den Vortheil auf ihrer Seite. Der Herzog von Alba kam selbst, um sich an ihre Spitze zu stellen, und nöthigte den Ludewig von Nassau sein Lager zu verlassen. Die Conföderirten zogen sich nach Gemmingen, einem Dorfe in der Grafschaft Embden, am Ausflusse der Ems. Der Herzog von Alba verfolgte sie, lieferte ihnen ein Treffen, und machte ihre ganze Armee zu Schanden. Ludewig von Nassau focht sehr tapfer; da er sich aber in Gefahr sahe den Ueberwindern in die Hände zu fallen, stürzte er sich in die Ems, und kam durch Schwimmen hinüber, worauf er sich in einem kleinen Fahrzeuge nach Embden begab. Man schreibt seine Niederlage der Meuterey einiger Soldaten zu, welche ihren Sold nicht zu der Zeit erhalten hatten, da er ihnen war versprochen worden.

Die Conföderirten verlohren, wie man vorgiebt, mehr als sieben tausend Mann, und von Seiten der Spanier sollen nicht mehr als acht

Mann

o) Die Armee des Herzogs von Alba bestand nicht aus lauter Spaniern. Es waren Niederländer, Deutsche, Italiener und andere darunter.

Mann geblieben seyn. Der Herzog von Alba blieb zwey Tage zu Gemmingen, und gieng hierauf nach Dam. Die Bediente, die bey der Armee waren, verbrannten unterwegens fast alle Dörfer, um den Tod ihrer Herren zu rächen, die in der Schlacht geblieben waren, welche der Graf d'Aremberg verlohren hatte. Einige von diesen Mordbrennern wurden von den Bauern aufgefangen, und zum Ludewig von Nassau gebracht, welcher nur diejenigen am Leben strafen ließ, die Spanier waren. Der Herzog von Alba kam nach Gröningen zurück, und ließ eine Citadelle bauen, um die Einwohner dieser Stadt, die sehr geneigt zum Aufruhre schienen, in der Unterthänigkeit zu erhalten. Er begab sich hierauf nach Utrecht, wo sein Sohn Friederich mit zweytausend und fünfhundert Mann spanischer Infanterie zu ihm stieß. Der Herzog von Alba, der mit Vergnügen alle Gelegenheiten, das Volk durch Beweise seiner Strenge schüchtern zu machen, ergriff, ließ zu Amsterdam einer sehr reichen achtzigjährigen Dame den Kopf abschlagen, weil sie einen protestantischen Prediger in ihrem Hause aufgenommen hatte.

Während dieser Zeit warb der Prinz von Oranien Truppen in Deutschland an, und bat den Kaiser Maximilian, Mitleiden mit den Niederlanden zu haben, welche der Grausamkeit der Spanier zum Raube dienen müßten. Er machte eine sehr rührende Erzählung von allen Drangsalen, welche Flandern erlitten hatte, und

beschwor Se. kaiserliche Majestät beym Könige von Spanien eine Fürbitte für ein Volk einzulegen, denen er den Untergang geschworen zu haben schiene. Der Kaiser war sehr willig, sich der Niederländer anzunehmen; aber die Mittel, die er dazu wählte, thaten keine Wirkung. Philipp II, und der Herzog von Alba kannten kein anderes Mittel, die Völker in der Unterwürfigkeit zu erhalten, als die härtesten Züchtigungen und Lebensstrafen.

Als der Prinz von Oranien seine Armee beysammen hatte, machte er ein Manifest bekannt, worinne er die Bewegungsgründe an den Tag legte, die ihn bewogen, Flandern zu Hülfe zu kommen. Er begab sich hierauf nach den Niederlanden, nahm seinen Weg durch Brabant, wo er ohn Unterlaß den Herzog von Alba beunruhigte, um es mit ihm zu einer Schlacht zu bringen. Der erste Vorfall zwischen den beyden Partheyen war für den Prinzen von Oranien nicht vortheilhaft; er verlohr eine große Menge Menschen dabey. Der Graf von Hochstraaten bekam eine Blessur, an welcher er starb. Der General der flandrischen Infanterie, Eberhard von Velen, Herr von Loverdal wurde gefangen genommen, und mußte zu Brüssel den Kopf hergeben. Der Prinz von Oranien rächte sich nach einiger Zeit wegen seiner Niederlage. Er griff in Cambresis die spanischen Truppen an, und hieb einen Theil derselben in Stücken. Dieser Vortheil setzte ihn aber nicht in den Stand, den Krieg

fortzusetzen. Er sahe sich genöthigt seine Truppen abzudanken, die von Zeit zu Zeit Meutereyen anfiengen, weil sie nicht richtig bezahlt wurden. Er verließ die Niederlande, ohne etwas Erhebliches für seine Parthey gethan zu haben.

Die Grausamkeiten der Spanier machten Flandern ziemlich leer an Menschen. Die Handwerksleute begaben sich in auswärtige Länder, besonders nach England, wohin sie die Geheimnisse der schönsten Manufacturen mitbrachten. Die Aufführung des Herzogs von Alba zog ihm die prächtigsten Lobsprüche von Seiten des Pabsts zu Rom zu. Man gab ihm den Titel eines Vertheidigers der catholischen Religion, und der Pabst schickte ihm einen goldenen Degen, und einen mit Edelsteinen besetzten Hut zum Geschenke; so, daß eben der Mann, den man in Flandern als einen Tyrannen ansahe, zu Rom als ein Beschützer der Kirche angesehen wurde.

Man arbeitete immerfort an denen in den Niederlanden angefangenen Festungen, und besonders an der zu Antwerpen. Als diese letztere bald fertig war, ließ der Herzog von Alba seine Bildsäule auf dem großen Platze der Stadt aufrichten. Man kann nicht leicht ein stolzeres und unverschämteres Denkmal gesehen haben. Zu den Füßen dieser Bildsäule sahe man zwo andere, welche Beutel, zerbrochene Aexte, Keulen und Fackeln in der Hand hielten, und Bittschriften überreichten. Hölzerne Näpfe hiengen

ihnen an den Ohren, und auf den Schultern trugen sie Säcke, aus welchen Schlangen, Ottern und Larven heraus kamen. Auf der vordern Seite des Fußgestells war folgende Aufschrift eingegraben: **Dem Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzoge von Alba, Statthalter der Niederlande unter Philipp II, Könige in Spanien, dem getreuesten Minister des besten Königs, nachdem er den Frieden in diesen Provinzen wieder hergestellt, den Aufruhr unterdrückt, die Rebellen verjagt, die Religion vertheidigt, und die Gerechtigkeit beschützt hat.** Auf der einen Seite eben dieses Fußgestells sahe man einen Schäfer, der seine Heerde auf die Weide führte; Wölfe flohen vor ihm. Man hatte auch die Morgenröthe vorgestellt, die aufgehend einen Schwarm Eulen und Fledermäuse verjagte. Auf der andern Seite des Fußgestells sahe man die Frömmigkeit auf Siegeszeichen und verschiedenen Kriegsmaschinen sitzen. Ueberall waren Aufschriften beygefügt, die sich auf die Bilder bezogen, und unter der Statue las man folgende Worte: **Verfertigt von Jongeling aus den** p) **Canonen, die dem Feinde abgenommen worden.** Dieses Denkmal machte den Herzog von Alba bey den Niederländern noch verhaßter, als alle Grausamkeiten der Spanier.

Es

p) Es war diese Statue aus den Canonen gegossen worden, die der Herzog von Alba bey Gemmingen in der Schlacht, die er Ludewigen von Nassau lieferte, erbeutet hatte.

Es ward diese Statue, nach der Zeit, auf Befehl des Königs in Spanien umgeworfen, als Ludewig de Requesens das Commando in den Niederlanden bekam. Man hat ein Crucifix daraus gemacht, das man noch heut zu Tage auf dem großen Platze zu Antwerpen sieht, und die Holländer sagen daher, daß sie aus dem Teufel einen Gott gemacht hätten.

Die Niederländer wurden gezwungen, ansehnliche Summen zum Unterhalt der Truppen, die wider sie gebraucht wurden, herzugeben. Die Strenge, mit welcher man die Contributionen eintrieb, erregte neue Unruhen. Ein Einwohner zu Herzogenbusch, Namens Herman Ruiter, ein kühner und verwegener Mann, wagte sich, als ein Franciscaner verkleidet, in das Schloß q) Löwenstein, machte sich, mit Hülfe dreyer Freunde, Meister davon, brachte den Commendanten um, und legte eine Besatzung in den Platz. Er hatte dieses Unternehmen auf Anstiften des Prinzen von Oranien gewagt, dem er heimlich diente. Die Spanier belagerten unverzüglich das Schloß, und griffen es mit Hitze an. Ruiter, der den gehofften Beystand nicht erhielt, und sich überzeugte, daß man ihm keine Gnade würde wiederfahren lassen, begab sich in eine angefüllte Pulverkammer, und mit dem Degen in der einen, und einer angezünde-

 ten

q) Dieses Schloß gehörte dem Herzoge von Cleve, und liegt auf der Insel Bommel, welche die Maas und Wahal bey Gork formiren.

ten Lunte in der andern Hand, steckte er das Pulver an, und sprengte verschiedene Spanier zugleich mit in die Luft, die ihm nahe gekommen waren, und ihn gefangen nehmen wollten. Sein Kopf wurde nach Herzogenbusch geschickt, und an einem Galgen aufgehangen. Man bekam verschiedene von seiner Parthey gefangen, welche theils gehangen, theils geviertheilt wurden.

Es entstand ein großer Tumult zu Brüssel, wegen der neuen Auflagen. Die Kaufleute und Handwerker schlossen ihre Gewölber und Laden zu, so, daß man in der Stadt bald an den nothwendigsten Dingen Mangel zu haben anfieng. Die Becker wollten sogar kein Brod mehr verkaufen. Dieser Troß machte den Herzog von Alba rasend. Er beschloß besondere Wachen in verschiedenen Gegenden der Stadt auszustellen, und alle an der Thüre ihrer Häuser aufhenken zu lassen, welche sich weigern würden, ihre Laden und Gewölber zu öffnen. Die Scharfrichter hatten zur Vollziehung dieses abscheulichen Urtheils schon Befehl erhalten, als man eine Nachricht erhielt, die dem Herzoge von Alba große Unruhe verursachte, und die Wirkung seiner Erbitterung gegen Brüssel zurück hielt.

Briel, welches einer der festesten Plätze in Holland ist, war von den Conföderirten erobert worden. Diese, da sie sich genöthigt gesehen, ihr Vaterland zu verlassen, hatten einen Zufluchtsort in England gefunden. Sie rüsteten hier eine Flotte, von ohngefähr vierzig Segeln aus,

aus, und fiengen an auf den benachbarten Meeren Streifereyen vorzunehmen. Der Herzog von Alba beschwerte sich darüber bey der Königinn Elisabeth: ob nun gleich diese Prinzessinn den Spaniern nicht gewogen war, so wollte sie es doch auch mit ihnen nicht verderben. Sie ließ demnach anfänglich den Conföderirten sagen, daß sie ihre Sachen in Ordnung bringen möchten, und bald darauf befahl sie ihnen, ihre Seehäfen, und besonders Douvre zu räumen. Dieser Befehl schien sehr hart; aber man mußte gehorchen. Die Conföderirten nahmen damals keine andern Gesetze an, als von der Nothwendigkeit, und die Gefahr vermehrte ihre Kühnheit. Sie giengen unter Segel, und nahmen einige Schiffe von Antwerpen weg, die aus Spanien kamen, und mit Kaufmannsgütern beladen waren. Der Wind, der ihnen entgegen war, trieb sie an die Insel Briel, und die Gelegenheit machte ihnen Lust ein Unternehmen auszuführen, an das sie zuvor nicht gedacht hatten. Sie griffen die Stadt an, welche den Namen der Insel führt, sprengten die Thore mit Pulver auf, erstiegen die Mauern, machten sich Meister von der Stadt, plünderten alle Klöster und Kirchen, zerbrachen die Bilder, und ließen die Stadt befestigen, sobald sie sich derselben bemächtigt hätten. Dieses geschah im Jahr 1572.

Der Herzog von Alba, der diesen Platz den Conföderirten wieder abnehmen wollte, schickte in aller Eil, unter der Anführung des Grafen

de Bossü Truppen dahin. Die Spanier richteten bey dieser Gelegenheit nichts aus: man verbrannte ihre Schiffe; ein Theil ihrer Soldaten wurde niedergehauen, und die, die sich noch durch die Flucht retteten, wollten ihre Sicherheit zu Dordrecht suchen; man weigerte sich aber sie aufzunehmen. Sie ließen sich vor Rotterdam sehen: man öffnete ihnen zwar die Thore; aber mit der Bedingung, daß sich nur eine gewisse Anzahl in die Stadt legen, und die andern außerhalb derselben bleiben sollten. Die Spanier, die man in die Stadt gelassen hatte, glaubten sich stark genung, um Gewalt gegen die Einwohner gebrauchen zu können, schlugen die Thore auf, ließen ihre Cameraden herein, schlugen eine große Menge Bürger tod, und plünderten die Stadt. Zu gleicher Zeit machten sie sich Meister von Delfshaven, welche Stadt einen sehr bequemen Hafen hat, und legten eine Besatzung darein.

Die Begebenheit mit Rotterdam vermehrte die Zahl der Conföderirten auf eine beträchtliche Weise, indem die Aufführung der Spanier allen Gemüthern einen großen Abscheu einflößte. Der Herzog von Alba, der sich fürchtete, Seeland zu verliehren, beschloß demnach Flissingen erobern zu lassen. Er schickte Truppen dahin, über die er das Commando einem spanischen Officiere, Namens Osorio de Angulo auftrug. Einige Fouriere, die vor diesen Truppen voraus giengen, kamen zuerst in die Stadt, und geriethen einer Ohrfeige wegen, die ein Fourier

rier einem Bürger gab, mit den Einwohnern in einen Zank. Diese griffen sogleich zu den Waffen, begegneten den Fourieren sehr schlecht, und jagten sie aus der Stadt. Peter Pacheco, der die Stadt befestigen sollte, wurde im Tumult erschlagen, und sein Kopf an einer Stange auf die Stadtmauer gesteckt. Osorio sahe sich genöthigt, nach Bergen zurück zu kehren, wo er hergekommen war, ohne daß er die Befehle des Herzogs von Alba hatte zur Ausführung bringen können.

Die Conföderirten schickten Deputirte an den Prinzen von Oranien, und ließen ihn um seinen Beystand ersuchen; sie baten auch bey der Königinn Elisabeth um Hülfe. Ludewig von Nassau schickte fünfhundert Mann Franzosen ab, um Flissingen zu besetzen, und bald darauf wurde noch eine gleichmässige Anzahl von dieser Nation dahin geschickt. Alle Städte in Seeland schienen geneigt, das Joch der Spanier abzuschütteln. Die einzige Stadt Middelburg und die Festung Armuide weigerten sich, den Conföderirten beyzutreten. Diese, die sich auf ihr Glück verließen, beschlossen Middelburg zu belagern, und legten sich vor die Stadt; ihr Vorhaben gelung ihnen aber nicht, indem sie mit Verlust von den Spaniern zurück geschlagen wurden. Die Conföderirten erhielten damals Nachrichten, die sie wegen ihres mislungenen Unternehmens wieder trösteten. Man erfuhr, daß Enkhusen, einer der beträchtlichsten Häfen in Holland, zu den Conföderirten getreten sey,

und

und daß sich gleichfalls die Stadt Valenciennes gegen die Spanier empört habe. Was aber die Freude der Conföderirten vollkommen machte, war die Eroberung von Mons, der Hauptstadt in Hennegau. Wir wollen hier sehen, auf was für Art man sich von einem so wichtigen Platze Meister machte.

Antonius Olivier, Waffenherold der Provinz, war nach Frankreich gekommen, und hatte dem Grafen von Nassau, und dem Admiral Coligni gesagt, daß, wenn sie heimlich und in kleiner Anzahl nach Mons kommen könnten, mehr als sieben hundert Einwohner auf ihre Seite treten und ihnen helfen würden, sich der Stadt zu bemächtigen. Dieser Vorschlag ward angenommen, und man setzte den 24. May im Jahr 1572 zur Ausführung an. Olivier gieng mit drey Wagen, mit großen Fässern beladen, die alle voll Gewehr steckten, nach Mons voraus, und stellte sich, als ob er den andern Morgen sehr früh mit seinen Wagen und Fässern weiter wollte, weswegen er sich ausbat, daß man ihm mit Anbruch des Tages das eine Thor öffnen lassen möchte. Ludewig von Nassau, mit dem alles verabredet war, näherte sich zu gleicher Zeit der Stadt, und kam glücklich mit einigen wenigen Begleitern in dieselbe. Frankreich, Freyheit, Stadt erobert! rief er aus. Da er aber sahe, daß er keinen Anhang bekam, sagte er, der Herzog von Alba sey vom Prinzen von Oranien gefangen, und die Spanier wären in Stücken zerhauen: aber auch diese

Neuig-

Neuigkeit that keine Wirkung. Ludewig, der nun fürchtete, daß er sich zu weit gewagt habe, verließ endlich die Stadt wieder in aller Eil; kaum aber war er wieder außerhalb derselben, als er eine Menge von seinen Leuten kommen sahe, die ihm bey dieser Unternehmung helfen wollten. Es war nun die Frage, wie man wieder nach Mons zurück kommen sollte. Man hatte schon angefangen, die Brücke in die Höhe zu ziehen, als ein französischer Officier, Namens Chaumont, der auf einem starken spanischen Pferde ritt, auf die Brücke übersetzte, und sie durch die Schwere des Pferdes wieder niederdrückte. Die andern folgten ihm alle nach, und so bemächtigte man sich der Stadt, ohne einen einzigen Tropfen Blut zu vergießen.

Um diese Zeit kam Johann de la Cerda, Herzog von Medina-Cöli, den der Hof zu Madrid an die Stelle des Herzogs von Alba zum Statthalter in den Niederlanden ernannt hatte, zu Ostende mit einer Flotte von funfzig Schiffen an, auf welcher sich sechzehn tausend Mann Soldaten befanden. Er begab sich nach Brüssel, allwo er die Sachen in ganz anderem Zustande fand, als er sich eingebildet hatte. Da er alles so verwirrt durch einander sahe, wollte er die Statthalterschaft nicht übernehmen, und erbot sich, lieber unter den Befehlen des Herzogs von Alba zu dienen. Während dem hatte der Prinz von Oranien eine Armee von dreyzehn tausend Mann zu Fuß, und sieben tausend zu Pferde in Deutschland angeworben, und kam mit dersel-

derselben nach Geldern, wo der Graf von **Battenburg** zu ihm stieß, der ihm eine Verstärkung von sechs tausend Mann Infanterie, und funfzehn hundert Mann Cavallerie mitbrachte. Der Herzog von Alba befand sich jetzt in gar schlimmen Umständen: die meisten Städte waren aufrührisch geworden; eine zahlreiche Armee kam, die Rebellion der Niederländer zu unterstützen; kurz, es hatte alles Ansehen zu einem allgemeinen Aufstande. Der spanische General besaß Muth genug, um noch nichts verloren zu geben. Er suchte anfänglich den Conföderirten Mons wieder aus den Händen zu reißen; seine Truppen legten sich vor die Stadt; es fielen einige Scharmützel zwischen beyden Partheyen vor; dreyßig französische Reuter, die gern in die Stadt wollten, wurden von ihrem Führer betrogen, und geriethen den Spaniern in die Hände. Siebzehen von diesen Reutern wurden zum Tode verurtheilt, und theils erstochen, theils aufgehangen. Ihre Körper wurden in den Fluß geworfen, und man verbot, sie aus dem Wasser heraus zu ziehen und zu begraben.

**Ludewig von Nassau** ließ in Frankreich um Unterstützung ansuchen, und erhielt vier tausend Mann Infanterie, zwey hundert Gens d'armes, und einige Compagnien Cavallerie. Der spanische Gesandte beschwerte sich deswegen beym Könige in Frankreich, erhielt aber die Antwort, daß alles wider seinen Willen geschehen sey; und daß er genöthigt sey, viele Dinge ge-

schehen zu lassen, bis die durch die bürgerlichen Kriege veranlaßten Unruhen in seinem Königreiche gänzlich gestillet wären. Die Franzosen, die man Mons zu Hülfe schickte, erreichten diese Stadt nicht; sie wurden auf dem Marsche überfallen und angegriffen; man jagte sie in die Flucht, und eine große Anzahl von ihnen blieben auf dem Platze. Ein französischer Soldat, der mit einer Lanze durchstochen worden war, wollte doch noch nicht weichen, sondern stemmte sich auf eben die Lanze, die ihn verwundet hatte, und er auf der Erde fand; er erwartete so beherzt einen spanischen Reuter, der auf ihn los kam, und focht, bis ihm die Kräfte, aber noch nicht der Muth zu fehlen anfiengen, und er gezwungen wurde, den Sieg seinem Feinde zu überlassen.

Nachdem die französischen Truppen waren geschlagen worden, versammlete der Herzog von Alba r) zu Brüssel seinen Rath, um die gegenwärtigen Angelegenheiten in Ueberlegung zu nehmen. Es wurde beschlossen, die Belagerung von Mons fortzusetzen. Während, daß man diesen Platz angriff, erhielten die Belagerer die Nachricht von der parisischen Bluthochzeit. Sie lobten diese That ausnehmend, deren sich die Franzosen jetzt nicht anders, als mit Entsetzen erin-

r) Der Herzog von Alba war während der Belagerung von Mons zu Brüssel geblieben; hernach aber begab er sich selbst noch an diesen Ort.

erinnern. Carl IX ward von den Spaniern als ein wahrhaft christlicher Prinz angesehen, der sich nicht scheuete, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, um die catholische Religion zu retten. Auf diese Weise macht öfters der Aberglaube aus den abscheulichsten Grausamkeiten die erhabensten Tugenden.

Die Belagerten dagegen, als sie von dieser schrecklichen Begebenheit Nachricht erhielten, fiengen an, den Muth zu verlieren, und thaten nicht viel Widerstand mehr, weil sie sich auf keine Unterstützung der Franzosen weiter Rechnung machten. Der Prinz von Oranien war indeß über den Rhein gegangen, näherte sich der Maas, machte sich Meister von Rüremonde, Louvain, Mecheln und Oudenarde. Die Consöderirten übten in dieser letztern Stadt alle Arten von Muthwillen aus. Sie ermordeten den Oberamtmann, und warfen ihn hernach in den Fluß. Verschiedene Priester wurden ums Leben gebracht, die Kirchen und Klöster geplündert; und man trieb überhaupt die Wuth so weit, daß man sogar die Gräber nicht unangetastet ließ.

Nachdem der Prinz von Oranien sich noch einer andern Städte bemächtiget hatte, wollte er nun auch seinen in Mons belagerten Bruder, Ludewigen von Nassau, frey machen. Er näherte sich dem Platze, so daß die Spanier sich zwischen der Stadt und der Armee des Prinzen befanden. Der Herzog von Alba fuhr fort, Mons mit seiner Artillerie zu beschießen, und

war

war fest entschlossen, nicht abzulassen. Er griff zu gleicher Zeit die Conföderirten an, und nöthigte sie, sich zurück zu ziehen, ohne daß sie einige Verstärkung in die Stadt hatten schicken können. Die Belagerten verloren dabey alle Hoffnung. Sie berathschlagten sich unter einander, und ergriffen die Parthey, sich auf folgende Bedingungen zu ergeben: daß die Niederländer und Franzosen aus der Stadt den freyen Auszug haben sollten; die Franzosen mit ihren Waffen, Pferden, Kleidern, beweglichen und unbeweglichen Gütern; daß Ludewig von Nassau, alle seine Bediente und alle niederländische Edelleute auf gleichen Fuß mit den Franzosen angesehen werden, hingegen alle gemeine Soldaten nur mit ihrem Seitengewehre und der Montur, die sie auf dem Leibe trügen, ausziehen sollten; daß es den Einwohnern, welche die Waffen gegen den König in Spanien geführet hätten, ebenfalls frey stehen solle, ohne Gewehr, aber mit ihren Gütern aus der Stadt zu gehen; daß alle andern, die in derselben bleiben wollten, nicht beunruhigt werden sollten, ausgenommen die, die dem Könige noch Rückstände wegen der Abgaben schuldig wären; daß die, die sich nicht zur alten, sondern zu einer andern Religion bekenneten, auf eben die Bedingungen, als die Soldaten, genöthiget werden sollten, die Stadt zu räumen; daß man ihnen jetzt wegen des Vergangenen nichts zu Leide thun, wohl aber sich an sie halten möchte, wenn sie in künftiger Zeit dem Könige den Gehorsam versagten; daß die Edel-

leute, die Soldaten und Einwohner, welche die Stadt verließen, sich durch einen Eid verpflichten sollten, innerhalb einem Jahre nicht wider den König von Spanien und Frankreich zu dienen, außer unter den Fahnen seiner catholischen Majestät selbst; daß aber Ludewig von Nassau, die Deutschen und die Engländer zu diesem Eide nicht verbunden seyn sollten. Das waren die Artikel der Capitulation.

Einige Zeit darnach verließ der Prinz von Oranien Mecheln, ließ aber einige Truppen daselbst. Diese Stadt ward sogleich von den Spaniern eingeschlossen. Die Besatzung, die sich zur Vertheidigung nicht stark genug sah, ergriff die Flucht. Einer von den Vicarien des Erzbischofs, und alle Domherren erschienen in ihrer priesterlichen Kleidung, mit dem Kreuze, auf der Mauer, und baten, daß man der Einwohner schonen möchte. Ob nun gleich die Spanier insgemein viel Ehrerbietung vor dem Aeußerlichen der Religion haben, so erstiegen sie doch mit Sturm die Stadt, machten sich Meister davon, und verübten darinne alle Arten von Grausamkeit und Gewaltthaten. Oudenarde ergab sich auch wieder an die Spanier, und einige Soldaten von der Besatzung wurden in den Häusern verbrannt, in welche sie sich versteckt hatten.

Die Consöderirten hatten ein Unternehmen gegen die Insel Tergoes in Seeland im Sinne, das sie aber nicht ausführen konnten. Sie waren eben so wenig glücklich, als sie die Stadt

Am-

Amsterdam auf ihre Seite ziehen wollten. Alles, was sie ausrichteten, war, daß sie ohngefähr hundert Schiffe, die im Hafen lagen, verbrannten. Der Graf von Bergen, Schwager des Prinzen von Oranien, der eine Armee von sechs tausend Mann beysammen hatte, machte sich ohne Mühe von verschiedenen Städten und Flecken in Geldern, und denen benachbarten Provinzen Meister.

Der Herzog von Alba begab sich, nach der Eroberung von Mons, nach Nimwegen, allwo er sich einige Zeit aufhielt, um weitere Zurüstungen zu machen. Als er im Stande war, Belagerungen zu unternehmen, legte er sich vor die Stadt Zütphen, am Flusse Issel. Die Besatzung, die sich vor der Grausamkeit der Spanier fürchtete, zog während der Nacht aus, und überließ die Vertheidigung des Platzes den Einwohnern, die sich am folgenden Morgen ergeben wollten; man kam ihnen aber zuvor, indem man durch die durchlöcherte Mauer in die Stadt eindrang. Die Spanier thaten sich hier abermals durch Grausamkeiten hervor. Nicht besser machten sie es zu Narden: die Stadt wurde geplündert; die Häuser wurden angezündet, so daß nicht mehr als eine einzige Kirche und ein Nonnenkloster stehen blieben. Man wird sich leicht vorstellen können, daß man mit den Einwohnern eben so wenig säuberlich verfahren sey. Man marterte einen Bürger, den man für sehr reich hielt, auf die grausamste Art, um von ihm zu erfahren, wo er seine Schätze verborgen habe.

Es half ihm nichts, daß er immer sagte, er habe kein Geld; die Spanier hatten die Grausamkeit zu einer solchen Feinheit gebracht, daß sie seine Frau in seiner Gegenwart nothzüchtigten. Diese Beleidigung war ihm empfindlicher, als alle das übrige. Nachdem er seinen Schmerz und seine Wuth durch Schimpfen ausgelassen hatte, (denn anders wußte er sich nicht zu helfen,) ermordete man ihn vor den Augen seiner Frau. Mit dieser verfuhr man auf eine eben so grausame Weise. Um sie zum Bekenntnisse, wo sie ihr Geld habe, zu zwingen, band man ihr die Hände auf den Rücken, und hieng sie an einem Beine, mit dem Kopfe abwärts auf, und dieses im Beysein ihres Sohnes, der auch einen Zuschauer von dem Tode seines Vaters, und der Schändung seiner Mutter hatte abgeben müssen. Dieser junge Mensch wurde ebenfalls fest gebunden, und zween Tage ohne Essen und Trinken an eben dem Orte gelassen, wo er nichts als den schrecklichen Anblick einer Mutter vor Augen hatte, welche die heftigsten Schmerzen litt, und der er nicht helfen konnte.

Die Spanier wollten Harlem auch zum Gehorsam bringen. Diese Stadt war in zwo Partheyen getheilt, von denen die eine es mit dem Prinzen von Oranien, die andere aber mit dem Könige von Spanien hielt. Man wollte wissen, auf welche Seite sich die Stadt am liebsten erklären würde. Einer der vornehmsten Einwohner, Namens Riperda, zog heftig wider

die Unmenschlichkeit der Spanier los, und erbot sich bey seinen Mitbürgern, ihr Anführer zu seyn, wenn sie für die Erhaltung ihres Lebens und ihrer Freyheit beherzt fechten wollten. Es ward darauf beschlossen, sich lieber allen Gefahren auszusetzen, als an die Spanier zu ergeben. Friedrich von Toledo, der Sohn des Herzogs von Alba, wollte Harlem belagern, ob es gleich schon tief in den Winter hinein war, und er säumte nicht, sein Vorhaben auszuführen. Die Spanier warfen den Kopf des Anton Olivier s) in die Stadt, um zu erkennen zu geben, wie man mit Rebellen umgehen würde. Die Belagerten, um sich für diesen Schimpf zu rächen, ließen zehn Spanier aufhängen, hieben ihnen die Köpfe ab, und steckten sie in einen Sack, den man mit dieser Aufschrift an die Spanier schickte: Wir schicken diese Köpfe dem Herzoge von Alba, für den Zehenten t), den wir noch nicht bezahlt haben, und welcher Ursache ist, daß man die Inseln von Flandern, und besonders Harlem belagert. Damit er sich aber wegen des langen Verzugs der Bezahlung nicht beschweren möge, so schi=



s) Es ist dieses der Anton Olivier, der die Stadt Maas an Ludewigen von Nassau übergeben hatte. Er wurde zu Amsterdam hingerichtet, und sein Kopf dem Friedrich von Toledo geschickt.

t) Eine Auflage, die den Niederländern sehr beschwerlich fiel.

schicken wir ihm zween Köpfe darüber, anstatt der Interessen.

Die Belagerten thaten öftere Ausfälle, um die Zufuhren und Verstärkungen, die man ihnen brachte, zu erleichtern, so daß man über sechs hundert Mann von verschiedenen Nationen in den Platz einnahm, ohne eine große Menge von Wagen zu rechnen, die mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath beladen waren. Verschiedene holländische Städte schrieben an die Einwohner von Harlem, daß sie ihnen ihre Weiber, Kinder, Alte, und sonst alle überflüßige Personen schicken sollten, vor deren Unterhalt sie auf alle Weise sorgen wollten. Da die Belagerten den Hunger mehr fürchteten, als den Feind, so machten sie wegen Austheilung der Lebensmittel sehr weise Verordnungen.

Die Spanier waren mehr als einmal in der Versuchung ein Unternehmen aufzugeben, das ihnen eine Menge Menschen kostete: Friedrich von Toledo aber machte sich beständig noch Hoffnung, daß er die Stadt zur Uebergabe zwingen wolle. Man schoß während dieser Belagerung, die acht ganzer Monate dauerte, zehn tausend, zwey hundert und sechzig Canonenkugeln in die Stadt; es wurde zweymal gegen dieselbe Sturm gelaufen; es wurden vier Treffen geliefert, wenn man sie so nennen will: das eine zur See, wobey die Conföderirten viel Schiffe verloren; zwey zu Lande, wobey die Hülfstruppen von den Spaniern geschlagen wurden; im vierten erlitten die Deutschen, die im Dienste der

Spa-

Spanier waren, einen ansehnlichen Verlust. Man ließ Minen und Gegenminen springen, welche viel Menschen aus der Welt schickten. Die Belagerten befanden sich endlich, aus Mangel der u) Truppen und der Lebensmittel, in so bedrängten Umständen, daß sie zu capituliren begehrten, ob gleich der Prinz von Oranien, der in der Nähe war, ihnen Verstärkung zu schicken versprochen hatte.

Friedrich, der es wußte, in was für Verfassung die Einwohner zu Harlem wären, ließ ihnen die Wahl, entweder ohne Waffen die Stadt zu verlassen, oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie ergriffen das letztere, und Friedrich ließ sogleich bekannt machen, daß er den Schottländern und Deutschen das Leben schenke, wegen des Schicksals der andern aber sich die Entscheidung noch vorbehalte. Ein französischer Hauptmann, Namens Bordet, ein herzhafter Mann, der die Belagerung zu Mons schon mit ausgehalten hatte, bat einen seiner Freunde, ihm eine Pistolenkugel durch den Kopf zu schießen, um den Beschimpfungen und der Grausamkeit der Spanier nicht ausgesetzt zu werden. Der Herzog von Alba zog in Harlem ein, und man hieng sogleich nach seinem Einzuge drey hundert Niederländer auf. Einigen der vornehmsten Officiere wurden die Köpfe abge-



u) Von vier tausend Soldaten, die anfänglich in der Stadt waren, fanden sich jetzt nur noch funfzehn hundert.

schlagen. Man ließ es bey diesen Hinrichtungen noch nicht bewenden, sondern sie wurden noch zu verschiedenenmalen wiederholt. Man giebt vor, daß über zwey tausend Menschen das Leben durch den Scharfrichter verloren haben. So theuer kam es den unglücklichen Einwohnern der Stadt Harlem zu stehen, sie sich auf die Gnade eines grausamen und barbarischen Feindes verlassen hatten.

Friedrich von Toledo belagerte hierauf Alcmar; aber dieser Platz that einen so beherzten Widerstand, daß die Spanier sich genöthiget sahen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Man hob die Belagerung auf, und die Truppen wurden in die Winterquartiere verlegt. Der Herzog von Alba, der gar wohl wußte, daß seine Aufführung selbst in Spanien nicht gebilligt würde, und daß man ihn beschuldigte, die Niederländer zur Verzweiflung gebracht zu haben, bat um einen Nachfolger, aus Furcht, daß man ihn schimpflich zurück rufen möchte. Man ernannte an seine Stelle, wie ich schon gesagt habe, den Herzog von Medina-Cöli. Dieser hatte in seinem Leben noch keine großen Thaten gethan; er wollte daher auch die Statthalterschaft in den Niederlanden nicht über sich nehmen, weil er in der That nicht fähig war, die Last derselben zu tragen. Es geschahe aber weder aus Bescheidenheit, noch aus Ueberzeugung von seinen geringen Fähigkeiten, daß er diese Stelle ausschlug, sondern er sahe es lieber, daß ein anderer sich zum Gegenstande der allgemeinen Verabscheuung mach-

machte. Der Herzog von Alba schrieb selbst an den König von Spanien, daß man einen andern Statthalter, als den Medina-Cöli, ernennen müßte, wenn Flandern nicht verloren gehen sollte. Man rief demnach alle beyde zurück, und dagegen schickte man den Groß-Commandor und Gouverneur von Meiland, Ludewig von Requesens, dahin. Er kam den 17 November im Jahre 1573 zu Brüssel an. Der Herzog von Alba gieng den folgenden Monat, nebst seinem Sohne Friedrich ab, und begab sich nach Spanien. Er wurde daselbst nicht so wohl aufgenommen, als er gehofft hatte. Es ist gewiß, daß es ihm an Eifer für den Nutzen seines Herrn nicht fehlte: aber seine Grausamkeit verdunkelte alle seine großen Thaten, und trug sehr viel zu der merkwürdigen Staatsveränderung bey, wodurch Spanien die Herrschaft über den größten Theil der Niederlande verlor.

Dom Ludewig von Requesens war ein Mann von großer Erfahrung und ungemeiner Bescheidenheit. Der Hof zu Madrid bildete sich ein, daß die Gelindigkeit und Billigkeit des neuen Commendanten die unerbittliche Strenge desjenigen, den er ablöste, bald in Vergessenheit bringen werde. Aber die Wunden, welche die Tyranney des Herzogs von Alba geschlagen hatte, bluteten noch; so daß Requesens sich genöthigt sahe, einen Krieg fortzusetzen, den sein Vorgänger angefangen hatte, und die Niederländer setzten ihn in die traurige Nothwendig-

keit, daß er ihnen nichts als seine Tapferkeit zeigen konnte.

Die Spanier zogen sich nach der Provinz Holland, und bemächtigten sich verschiedener Plätze. Leyden wurde belagert. Die Bürger dieser Stadt sahen sich genöthiget, selbst die Waffen zu ergreifen, weil keine Truppen in derselben waren. Man wollte sie nöthigen, gewisse Bedingungen anzunehmen, die ihnen Se. catholische Majestät anbieten ließ. „Wir wissen „wohl,„ antworteten sie, „daß die Absicht der „Spanier ist, uns durch Hunger zu zwingen: „aber unsere Feinde werden sich vergebens dar„auf Rechnung machen, so lange man noch in „der Stadt eine Kuh blöcken, und einen Hund „bellen hört. Wenn uns endlich auch diese, „und alles andere zum Unterhalte des Lebens „fehlen sollten, so bleibt uns doch noch der *linke* „Arm übrig, den wir verzehren können, während „daß wir mit dem rechten unsere Tyrannen zu „Boden schlagen und zermalmen. Endlich, „wenn uns gar nichts mehr übrig seyn sollte, „wollen wir uns lieber entschließen, für Hunger „zu sterben, als einem so grausamen Feinde in „die Hände zu fallen. Das sind die Gesinnun„gen, die uns das barbarische Verfahren gegen „die Einwohner dieser unglücklichen Provinzen ein„flößt. Mit einem Worte, wir sind entschlos„sen, uns, unsere Weiber, unsere Kinder und „unsere Stadt eher zu Asche zu verbrennen, als „uns zu ergeben, auf was für Bedingungen es „auch seyn sollte.„

Die

Die Belagerten schrieben unterdessen einen Brief über den andern an den Prinzen von Oranien, und baten ihn um Hülfe. Da sie aber keine Antwort von ihm erhielten, faßten sie den Entschluß, alle Schleußen zu öffnen, die Dämme der Maas und der Issel zu durchschneiden, und auf diese Weise die ganze Gegend der Stadt unter Wasser zu setzen.

Dieser Entschluß ward unverzüglich ins Werk gesetzt. Die Felder um Leyden herum waren in kurzer Zeit mit Wasser überschwemmt, und diese sonst so fruchtbaren Plänen verwandelten sich auf einmal in ein ungeheures Meer, auf welchem die Flotte der Conföderirten sich der Stadt näherte, und sie mit Lebensmitteln versorgte, an denen es den Einwohnern sehr zu mangeln anfieng. Es war ein Anblick, der in Erstaunen setzte, wenn man auf einer Seite die Leute auf dem Lande, von ihren Familien und Heerden begleitet, sich vor einem so furchtbaren Elemente in Sicherheit begeben, auf der andern aber die Spanier, die kurz vorher die Stadt in der Nähe belagerten, jetzt selbst vom Wasser, in ihren eigenen Verschanzungen belagert sahe.

Die Flotte und die Stadt begrüßten einander mit Abfeuerung aller Canonen. Man lud die Lebensmittel aus, und verschiedenen Einwohnern kostete es das Leben, weil sie zu begierig und zu übermäßig davon gegessen hatten. Die Spanier hoben die Belagerung auf, und man unterließ nicht, sie zu verfolgen. Es ersoffen

sehr viele im Wasser; eine gute Anzahl kamen durch die Hand der Feinde um, die sie mit Haken zurück zogen. Ein spanischer Feldwebel, der auf diese Weise von einem Haken war ergriffen worden, wurde in eine Barke geworfen. Man hielt ihn anfänglich für todt, bald aber sahe man, daß er noch mehr als zu sehr lebte. Er paßte den Augenblick ab, wo die Holländer nur auf ihre Haken Achtung gaben: geschwind fuhr er auf, griff die Leute in der Barke beherzt an, stach mit seiner Lanze, die man ihm gelassen hatte, drey Mann todt, zwang die andern, sich ins Wasser zu stürzen, und kam mit der Barke, und allem, was darauf war, triumphirend zu seinen Cameraden zurück. Man sagt, daß in eben der Nacht, als die Spanier die Belagerung aufhoben, mehr als sechs und zwanzig Klaftern von der Stadtmauer eingefallen wären, und sich folglich dieser Platz seinem Untergange nie näher befunden habe, als in dem Augenblicke, da er demselben entgieng. Es wäre in der That nicht schwer gewesen, durch eine so weite Oeffnung in eine Stadt einzudringen, die keine andere Vertheidigung hatte, als einige vom Hunger ausgezehrte Bürger. Der Prinz von Oranien, der die ganze Zeit der Belagerung über bettlägerig krank gewesen, nun aber ein wenig wieder hergestellt war, kam nach Leyden, und machte daselbst einige Einrichtungen, wie er sie unter gegenwärtigen Umständen für nöthig erachtete.

Die Belagerer verloren mehr als tausend Mann von ihren Truppen. Man sagt, daß de Valde, der sie commandirte, da er sich gezwungen gesehen, sein Unternehmen fahren zu lassen, von Zeit zu Zeit seine Augen auf die ungeheuern Schanzarbeiten geworfen habe, womit er die Gegend umher bedeckt hatte, und daß er nicht ohne Seufzen die Verschanzungen habe verlassen können, aus welchen ihn mehr die unbezwingliche Gewalt des Wassers, als die Tapferkeit der Feinde vertrieb. Die Einwohner von Leyden hatten ihre Befreyung bloß dem Entschlusse, die Dämme zu durchstechen, zu danken. Sie wollten sich lieber den Verwüstungen einer Ueberschwemmung aussetzen, als den Spaniern in die Hände fallen; so sehr hatten die Grausamkeiten des Herzogs von Alba alle Einwohner der Niederlande mit Furcht und Schrecken erfüllt. De Valde bemächtigte sich einiger Plätze in Holland, als Workum und Wateringen; aber seine Truppen, die nicht richtig bezahlt wurden, fiengen Meutereyen an, nahmen ihren Commendanten gefangen, und wählten sich einen andern. Man hatte viel zu thun, ehe man sie wieder zum Gehorsam brachte; nicht anders, als durch Geld, waren sie wieder ruhig zu machen. Man wies ihnen zu Dendremonde, und in einigen andern Städten in Brabant die Winterquartiere an.

Ohngefähr um diese Zeit entdeckte man eine Verschwörung der Einwohner zu Antwerpen, welche die Stadt den Conföderirten übergeben woll-

wollten. Requesens ließ einige spanische Regimenter an eben dem Tage in die Stadt einrücken, an welchem das Project ausgeführt werden sollte. Außerdem erhob sich auch in der Nacht vorher ein so gewaltiger Sturm, daß die Conföderirten, aller angewandten Mühe ungeachtet, doch mit ihrer Flotte nicht bis nach Antwerpen kommen konnten. Die Truppen zerstreueten sich demnach wieder, die man schon in die Stadt geworfen hatte. Es wurden verschiedene von den Verschwornen in Verhaft genommen. Da man nun zwar starken Verdacht wider sie hatte, aber durch keine Beweise sie überführen konnte, so verfuhr man gegen dieselben auch mit aller Bescheidenheit. Requesens hielt einen solchen Beweis der Gütigkeit bey gegenwärtigen Umständen für nothwendig.

Der neue Statthalter in den Niederlanden beobachtete eine von dem Verhalten seines Vorfahrers ganz entgegengesetzte Aufführung. Seine einzige Absicht war auf den Frieden gerichtet. Der Kaiser, der gleichfalls die Unruhen dieser unglücklichen Provinzen gern gestillt wissen wollte, schickte den Reichsgrafen Günthern von Schwarzburg nach den Niederlanden. Dieser Herr kam zu Dordrecht an, wohin sich auch der Prinz von Oranien, in Begleitung der Deputirten von Holland und Seeland begab. Es ward eine Zusammenkunft angestellt, und der Graf von Schwarzburg, der sich im Namen des Kaisers, seines Herrn, zum Mittler zwischen dem Könige von Spanien und

den

den Niederländern erbot, legte Rechnung von seinem Auftrage ab, übergab ihn hernach schriftlich, und machte ihn öffentlich bekannt. Der wesentliche Inhalt davon war, daß Se. kaiserliche Majestät mit großer Betrübniß das Unglück sähen, welches Flandern beträfe, und womit selbst Deutschland bedrohet würde; daß Dieselben billige und kräftige Maaßregeln ergriffen zu sehen wünschten, wodurch die Einigkeit zwischen dem Könige in Spanien, und denen von seinen Unterthanen, die sich seinem Gehorsame entzogen hätten, wieder hergestellt würde; daß Se. kaiserliche Majestät ebenfalls einen Gesandten nach Spanien geschickt hätten, um bey Philipp II gleichmäßige Vorschläge thun zu lassen.

Der Prinz von Oranien und die Deputirten antworteten, daß sie bey der Bittschrift stehen blieben, die im vorigen Jahre vom Ritter de St. Aldegonde dem Herrn von Champigny eingehändiget worden sey; sie verlangten demnach, daß man vor allen Dingen die fremden Truppen aus den Niederlanden ziehen, und eine allgemeine Versammlung der Generalstaaten von Flandern anstellen solle. Der Graf von Schwarzburg erhielt endlich von dem Ludewig de Requesens, daß eine Versammlung zu Breda angestellt ward, um einen Versuch zu machen, diese wichtige Sache zu Stande zu bringen. Als man sich in dieser Stadt versammlet hatte, machte ein Deputirter des Königs von Spanien im Namen seines Herrn bekannt, daß

Se.

Se. catholische Majestät nie gestatten würden, daß man die Spanier, die seine Unterthanen wären, als Ausländer ansähe; daß die Franzosen, die Deutschen, die Engländer, kurz alle, die sich auf der Seite des Prinzen von Oranien befänden, weit eher dafür anzusehen wären; daß man die Majestät des Throns herabsetzte, wenn man einem Könige zumuthen wollte, daß er nicht anders, als nach dem Gutbefinden seiner Unterthanen Friede schließen, oder Krieg anfangen dürfte; daß Se. catholische Majestät nicht gesonnen wären, nach geschlossenem Frieden, die spanischen Truppen länger in den Niederlanden zu lassen, wenn Sie nicht durch besondere Umstände dazu genöthiget würden; daß Sie sich nicht weigern würden, die Meynung und die Beystimmung der Generalstaaten, in Dingen, die sie beträfen, oder die man der Gewohnheit nach, ihnen bekannt zu machen pflegte, zu vernehmen; daß Sie es aber nie auf ihre Entscheidung würden ankommen lassen, in Sachen, die unmittelbar vor Ihr eigen Gericht oder Rath, vor den Statthalter der gesammten Niederlande, oder den höchsten Rath, den Sie eingesetzt hätten, gehörten; daß viel Zeit dazu erfodert werde, ehe eine allgemeine Versammlung der Staaten gehalten werden könne; daß sich sogar fast unübersteigliche Hindernisse bey der Sache zeigten; daß indeß Holland, Seeland und conföderirten Städte die Waffen niederlegen, in den Gehorsam zurück treten, und sich wieder mit dem übrigen Flandern vereini-

gen

gen sollten, da man denn nach diesem allen ihren Anfoderungen Gnüge leisten wolle.

Eben dieser Deputirte des Königs in Spanien brachte auch noch folgendes, als Artikel die zugestanden würden und werden sollten, in Vorschlag: daß Se. catholische Majestät alles Vergangene, vom Jahre 1566 an, zu vergessen versprächen; daß man von beyden Seiten alles weggenommene getreulich wiedergeben sollte, in so fern es noch vorhanden wäre; daß man Se. Majestät außer den Städten, Festungen und Schlössern, alle Schiffe und Canonen wiedergeben sollte; daß die Gefangenen, und besonders der Graf von Bossu ohne Lösegeld frey gelassen werden sollten; daß man überall die Ausübung der catholischen Religion wieder einführen sollte, so wie es bey der Gelangung Philipps zur Krone gewesen wäre; daß die, die bey der neuen Lehre bleiben wollten, für diesesmal die Erlaubniß haben sollten, die Niederlande zu verlassen, und daß man ihnen eine gewisse Zeit bestimmen wollte, binnen welcher sie ihre Güter verkaufen könnten; daß Se. Majestät versprächen, diese Bedingungen getreu zu erfüllen, und daß man ihm aufs Wort glauben müsse; daß, wenn man aber stärkere Versicherungen haben wollte, der König sie so geben würde, wie man sie verlangte, und in so fern sie nur billig wären.

Der Prinz von Oranien und die andern Deputirten antworteten auf diese Vorschläge durch einen schriftlichen Aufsatz. Sie bestunden hauptsächlich auf zwey Capiteln: nämlich

auf der Fortschickung der fremden Truppen, und auf der Zusammenberufung der Generalstaaten. In Ansehung des erstern Capitels sagten sie: „Wir erkennen die Spanier für gebohrne Un„terthanen Sr. Majestät; aber ihre Grausam„keit, und ihr Haß gegen uns sind uns nicht „weniger bekannt. Sie haben davon traurige „Spuren zu Gent, zu Tournai, zu Antwerpen, „zu Mecheln, zu Lierre, zu Herzogenbusch, zu „Deventer und zu Utrecht zurück gelassen. Der „Adel und das Volk können ihre Herrschaft „nicht länger vertragen. Wenn die Spanier „ihrem Herrn getreu gedient haben, so geben „ihnen in diesem Stück die Niederländer nichts „nach. Haben wir unsere Treue nicht in Afri„ca, in Italien, und in den letzten flandrischen „Kriegen genung bewiesen? Man kann die „Deutschen, die unter unserer Armee dienen, „nicht als fremde Truppen ansehen, weil ver„schiedene Provinzen der Niederlande als Reichs„lehne anzusehen sind. Was die Franzosen, die „Engländer und Schottländer anbetrifft, so hat „man diese bloß aus Noth nach Flandern ge„rufen, und man wird sie sogleich nicht mehr „sehen, als die Spanier Flandern werden ver„lassen haben.„

Sie zeigten hierauf, wie nothwendig es sey, daß die Generalstaaten zusammen gerufen würden, und was diese Versammlung für ein Ansehen habe. Sie brachten die schlechte Aufführung der Spanier, und die geheimen Anschläge, die sie zum Untergange Flanderns geschmiedet hatten,

hatten, aufs Tapet. „Diese Anschläge, „setzten sie hinzu, „sind verrathen worden, indem „man die Briefe, welche Dom Franciscus „d'Alava ehemals aus Frankreich an den Herzog von Parma schrieb, aufgefangen hat. „Man hat aus denselben ersehen, daß die Spanier die Absicht gehabt, sich die Vornehmsten „in Flandern vom Halse zu schaffen, den Niederländern hernach ihre Privilegien zu nehmen, „sie mit neuen Auflagen zu belasten, und diese „reichen Länder in das äußerste Elend zu versetzen.„ Endlich vertheidigten sie sich auch gegen den Vorwurf der Rebellion, wodurch man sie verhaßt zu machen suchte, indem sie ihren Gehorsam aufs feyerlichste versicherten, so lange sie für ihre Religion und Freyheit nichts zu befürchten hätten. Sie baten, daß man sie für der Furcht vor einem tyrannischen Joche, und vor einem solchen Schicksale, als die Grafen von Horn und Egmond gehabt hatten, sicher stellen möchte. „Wenn man uns hinlängliche „Versicherungen geben will, „sagten sie, „so „versprechen wir, alle Bedingungen anzunehmen, die man uns vorschreiben wird; Sr. „Majestät die Städte, Festungen und Schlösser wiederzugeben, die wir besitzen, und bloß „vermöge einer erlaubten Nothwehre, als eben „so viele Freystädte, an uns zu bringen gesucht „haben. Wenn man aber mit so gerechten Anfoderungen nicht zufrieden seyn will, so werden wir unsere Maaßregeln ergreifen, und nicht „dem Beyspiele der Schafe in der Fabel folgen,

„welche in dem Vergleiche, den sie mit den „Wölfen schlossen, die Unvorsichtigkeit begien„gen, und ihnen ihre Hunde auslieferten, die ihre „Wächter und Vertheidiger gewesen waren.„

Diese Schrift zog eine andere von Seiten der Spanier nach sich. Man hielt sich besonders bey der Anspielung auf die Fabel auf, welche, wie man sagte, ein schimpfliches Mistrauen gegen Se. catholische Majestät verriethe. Man kam hierauf zu dem Artikel, der die Religion angieng, und hier erklärten sich die Spanier gerade zu wider die Gewissensfreyheit, indem sie vorgaben, die Erfahrung habe gelehret, daß man unter dem Vorwande Predigten zu hören, Consistorial- und Synodalversammlungen zu halten, nur zusammen gekommen sey, um Anschläge gegen die Regierung zu schmieden. Sie behaupteten, daß Flandern nicht eher ruhig werden würde, als bis man alle fremde Lehre, und die Diener, die dieselbe öffentlich vortrügen, verbannet hätte. Die Conföderirten fragten hierauf die Deputirten des spanischen Hofes, ob dieses ihr ganzer Auftrag und der endliche Entschluß Sr. catholischen Majestät sey. Die Deputirten antworteten, daß sie zu keinen andern Vorschlägen Befehl hätten. Man gieng demnach aus einander, ohne etwas zu beschließen, und an den Frieden wurde nicht weiter gedacht, bis im folgenden Jahre eine Versammlung zu Gent angestellet wurde.

Die Conföderirten, welche, wie sie sagten, wollten, daß ganz Flandern von ihren guten

Absich-

Absichten Zeuge seyn, und die Falschheit der Verläumdungen einsehen sollte, womit man sie anzuschwärzen suchte, gaben zu ihrer Rechtfertigung eine weitläuftige Schrift heraus, in welcher dem spanischen Hofe sehr übel begegnet wurde. Sie holten die Sache von ihrem ersten Ursprunge her, und zeigten, daß seit der Bittschrift, die an den Herrn von Champigny war übergeben worden, die Spanier stets hinterlistig gehandelt hätten; daß es ihnen um nichts weniger, als um den Frieden zu thun gewesen wäre; daß ihre ganze Absicht dahin gegangen sey, durch zweydeutige Antworten und vorsetzliche Verzögerungen nur Zeit zu gewinnen, die Conföderirten einzuschläfern, und sie mit desto leichterer Mühe über den Haufen zu werfen. Sie baten endlich, daß man neue und unverdächtige Deputirte ernennen möchte, die mit ihnen an der Wiedervereinigung arbeiteten, und daß der Prinz von Oranien davon benachrichtiget werden sollte, ehe man wieder zu den Waffen griffe.

Die Spanier rechtfertigten sich in einer langen Replik, worinne sie Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Willfährigkeit anriefen, womit sie sich alles gefallen ließen; wie sie denn auch nicht die geringste Gelegenheit zur Unterbrechung der Conferenzen gegeben hätten. Dagegen betheuerten sie, daß von dem Augenblicke an, als man den Niederländern die Gesinnungen des Königs kund gethan haben würde, die Conföderirten allein an allen schlimmen Folgen Schuld wären, wenn sie sich weigerten wieder zu erscheinen, und

das Vereinigungswerk vollends zu Stande zu bringen. So endigten sich die Conferenzen zu Breda, von deren schlechtem Erfolge man die Schuld bloß auf die spanischen Minister schob; dem Prinzen von Oranien hingegen dienten sie, das Vertrauen aller Einwohner der Niederlande zu gewinnen, bey denen er sich sehr beliebt machte, da er so standhaft auf die Bestätigung ihrer alten Privilegien, auf die Entfernung der fremden Truppen, auf die Wiederherstellung der Stände in ihre Rechte, und besonders auf die Gewissensfreyheit drang.

Friedrich Furio Ceriolano gab um eben diese Zeit ein Muster eines Friedenstractats zwischen dem Könige in Spanien, und den conföderirten Provinzen ans Licht. Diese Schrift enthielt, daß alle, die den Frieden aufrichtig wünschten, das gemeine Beste ihrem Privatnutzen vorziehen müßten; daß sie überlegen sollten, daß die Uneinigkeit unter christlichen Regenten und Unterthanen, nebst dem Untergange der Prinzen sowohl als der Völker, auch den Untergang der Religion und des Staats nach sich ziehe; daß die Niederlande nahe dabey wären, sich eben dem Unglücke ausgesetzt zu sehen, welches Africa, Palästina, Asien, Griechenland und Hungarn verwüstet habe; daß man folglich von einer und der andern Seite etwas von seinen Rechten und Ansoderungen nachgeben müsse; daß der König die Niederländer wieder zu Gnaden aufnehmen, sie in ihr Vermögen, Würden und Privilegien wieder einsetzen müßte; daß

die

die Conföderirten hingegen sich wieder unterwerfen, und dem Könige den ihm schuldigen Gehorsam leisten sollten; daß der Tractat von einer und der andern Seite aufs genaueste gehalten werden müßte; daß, wenn man größere Versicherungen vom spanischen Hofe verlangte, er nicht ermangeln würde, einer alten Gewohnheit zu Folge, die schon zu den Zeiten der Mauren im Gebrauch gewesen, den Tractat von allen spanischen Grands, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, unterschreiben zu lassen; daß man ebenfalls die deutschen Fürsten dazu bereden wolle, und daß selbst einige der vornehmsten Städte in Flandern die Garantie unter gewissen Bedingungen mit übernehmen sollten.

„Drey Dinge, „sagt Ceriolano, „sind die „Quelle aller Unruhen gewesen, welche Flan„dern verwüsten: die Furcht vor der Inquisi„tion, die Befehle wegen Ausführung der Ver„ordnungen, die in Ansehung der Religion wa„ren gegeben worden, und die Einführung neuer „Abgaben, besonders die des zehnten Pfennigs. „Was nun die Inquisition betrifft, so ist sie „noch nicht eingeführt, und es wird künftig dar„an eben so wenig mehr gedacht werden, als an „den zehnten Pfennig. In Ansehung der kö„niglichen Verordnungen wird man, mit Zuzie„hung und Einwilligung der Generalstaaten, die „geschicktesten Maaßregeln ergreifen, um die „Strenge derselben zu mindern. Die damit „nicht zufrieden seyn werden, sollen die Freyheit

„haben, in den Schooß der römischen Kirche „zurück zu kehren, oder sich nach der Gewohn„heit richten dürfen, die in Ansehung der Reli„gion in allen Provinzen des Reichs beobachtet „wird. Sie sollen demnach die Freyheit haben, „die Länder des Königs in Spanien zu verlas„sen, ohne daß ihre Güter darunter leiden, so, „daß sie dieselben verpachten, die Nutzun„gen davon ziehen, oder auch sie verkaufen „können.„

„Obgleich die fremden Truppen denen Pro„vinzen zu keiner Last gereichen, so sollen sie „doch abgedankt werden, und Flandern ver„lassen, wenn man es mit Gewalt verlangt, mit „der Bedingung, daß man dem Könige vorher „solche Versicherung giebt, wie er sie verlangt, „daß man nichts unternehmen wolle, was ihm „einigermaßen zum Schaden gereichen könnte. „Man muß, wenn man an der Vereinigung „mit Glück arbeiten will, mit einer anständigen „Unterwerfung den Anfang machen; der Prinz „von Oranien muß auch an Se. Majestät auf „eine ehrerbietige Art schreiben. Seine Briefe „werden gewiß die Unterhandlung gar sehr be„schleunigen, besonders wenn er auf gleiche Wei„se den beyden Premierministern des spanischen „Hofes zuvor kömmt. Im Fall man die Vor„schläge, die ich hier zur Wiederherstellung des „Friedens thue, genehmigen sollte, erbiete ich mich, „daß ich mich unverzüglich nach Madrid bege„ben, und in kurzer Zeit eine günstige Antwort von „Sr. catholischen Majestät zurück bringen will,

„worin-

„worinne hinlängliche Versicherungen wegen der „Religion und der Entfernung der fremden „Truppen enthalten seyn sollen.„

Der Prinz von Oranien antwortete, die ganze Schwürigkeit beruhe auf den Versicherungen, die der spanische Hof den conföderirten Provinzen geben könnte; daß ein vernünftiger Mann die niemals fest genug finden würde, die man vorschlüge, weil der Pabst die Spanier leicht von ihrem Eide lossprechen könnte, wenn sie nicht Lust hätten ihn zu halten; daß diese Versicherungen das Mistrauen nicht aufhüben, und daß, weil diese Vorschläge zu spät kämen, er glaubte, einen öffentlichen Krieg, ob er gleich im Ausgange sehr ungewiß sey, einem unsichern Frieden, der ihn der Untreue seiner Feinde aussetzen würde, vorziehen zu müssen.

Nach der Unterbrechung der Conferenzen machten beyde Partheyen Zurüstungen zur Fortsetzung des Krieges. Requesens ließ zwey neue Schlösser anlegen; eins in Flandern, am Ausflusse der Schelde, das andere bey Herzogenbusch. Hierauf gab er dem Baron von Hierges Befehl, alle Grenzplätze der Provinz Holland anzugreifen, und sich durch die Eroberung derselben einen Weg zu öffnen, um eine Armee einmarschiren zu lassen. Der Baron setzte sich mit seinen Truppen in Marsch, und belagerte zuerst die Stadt Büren. Dieser Platz, der ziemlich befestigt war, that keinen großen Widerstand. Kurz darauf überraschten und verbrannten die Seeländer bey Rosendal zwölf ganz neue Kriegs-

 schiffe;

schiffe; welches für die Spanier ein großer Verlust war.

Dom Ludewig de Requesens, der sich gern einen Weg nach den Inseln bahnen wollte, welche die Conföderirten zu ihren Waffenplätzen gebrauchten, ließ zuerst die Insel Finart angreifen, welche Brabant gegen Norden liegt. Diese Unternehmung gieng glücklich von Statten, ohne daß sie den Spaniern viel Mühe gekostet hatte. Man belagerte hierauf die Stadt Bommel. Ein Franzos, Namens Sainte-Marie, commandirte in diesem Platze, und machte sich zu einer guten Vertheidigung geschickt. Als man Oeffnungen in den Mauern hatte, lief man Sturm. Man schlug sich beynahe fünf Viertelstunden lang mit gleicher Hitze herum, und auf beyden Seiten wurde viel Blut vergossen. Die Besatzung war in Priesterkleidern auf der Mauer; der Gouverneur hatte ihnen mit Fleiß solche Kleider anzuziehen befohlen, um den Feinden einen blauen Dunst vorzumachen. Ein Theil der Belagerten ließ einen Hagel von Steinen auf die Spanier regnen, die andern gossen siedendes Pech, oder geschmolzen Bley auf sie, oder warfen mit Raqueten und Schwärmern nach ihnen; endlich aber mußte die Besatzung der großen Menge weichen. Alles wurde niedergemacht; selbst die Weiber und die Kinder wurden nicht verschont.

Nachdem die Spanier diese unglückliche Stadt verwüstet hatten, machten sie sich Meister von Schonhoven, wovon der Gouverneur,

Namens

Namens La Garde, ein Franzos war. Dieser Platz widersetzte sich nicht lange. Es gieng eben so mit einigen andern Städten, welche die Spanier angriffen, so, daß die Conföderirten sich fast überall vom festen Lande vertrieben sahen. Sie hatten nichts mehr inne, als ihre Inseln. Requesens setzte sich vor, ihnen auch diese wegzunehmen; es war aber die Frage, wie man ihnen beykommen sollte, und dieses schien in der That nicht leicht zu seyn. Diese verschiedenen Inseln, die damals in den Händen der Conföderirten waren, führen heut zu Tage den Namen Seeland. Sie dienen den Provinzen Flandern, Brabant und Holland, die auf dem festen Lande liegen, gleichsam zur Einfassung. Man zählte ehemals x) funfzehn solche Inseln: es

x) Walchern ist die vornehmste und größte von diesen Inseln. Die darauf liegenden Städte sind Middelburg, Aremuyden, la Vere und Flissingen. Die andere Insel ist Schouwen, auf welcher die Hauptstadt Zirikse ist, welche vom Kaiser Lotharius im Jahre 834 gebauet wurde. Das Meer hat über die Hälfte von der Insel Südbeveland weggerissen. Romerswal ist auf diese Art davon getrennt worden, und macht jetzt eine eigene Insel aus. Tolen, mit der Hauptstadt gleiches Namens, ist von Brabant nur durch einen kleinen Arm des Meeres abgesondert, und ein bloßer Fluß trennet sie von einer andern Insel, auf welcher Anneland und Martensdyck liegen. Man findet auch in Seeland die Inseln Duyveland, Goroe, Briel und Ysselmonde. Die Seeländer

es sind aber einige davon vom Meere verschlungen worden, und die noch gegenwärtig da sind, erhalten sich nur durch Dämme, die sie gegen dieses furchtbare Element schützen.

Seeland war die Zuflucht der Conföderirten, nachdem sie vom festen Lande vertrieben waren. Requesens, wie wir gesagt haben, setzte sich vor, sie aus diesen Inseln zu vertreiben. Man bauete auf seinen Befehl Galeeren und flache Schiffe, mit denen man in diesen seichten Gegenden fortkommen konnte, und als alle diese Zurüstungen zu Stande waren, setzte sich Requesens mit seinen Truppen in Marsch. Die ganze Armee schiffte sich auf den Galeeren ein, und kam durch bis nach y) Philipsland. Die Spanier mußten ins Wasser springen, um ans Ufer zu kommen. Die Flotte der Conföderirten machte ein unaufhörliches Feuer; da sie aber zu weit entfernt war, konnte sie mit ihrem Geschütze keinen Schaden thun. Während daß der Vortrab der Spanier überschwamm, warfen die Soldaten von der Flotte Angeln und Haken, an lange Seile gebunden, nach ihnen, um sie fest zu halten. Da ihnen dieses aber nicht gelingen

der geben vor, daß ihnen das Meer über hundert tausend Acker Landes verschlungen habe; es hat ihnen aber auch viel wieder gegeben, das ihr Fleiß sehr wohl zu nutzen gewußt hat, und was sie auf einer Seite verliehren, gewinnen sie öfters auf der andern wieder.

y) Ist eine Insel, welche vom Meere verschlungen, und in Sand vergraben worden.

gelingen wollte, so wollten sie wenigstens den Schein haben, als ob sie das Schicksal ihrer Feinde beklagten. „Ihr Thoren, wo wollet „ihr hin? „riefen sie; „Ihr Opfer der Verwe„genheit eures Anführers; in welcher Verblen„dung lauft ihr ohne Hoffnung und ohne Ver„theidigung der Schlachtbank entgegen?„ Diese Worte aber waren nicht fähig, die spanischen Truppen auf ihrem Marsche mitten durchs Meer aufzuhalten.

Kaum hatten sie den Fuß ans Land gesetzt, als sie sich von den Feinden angegriffen sahen. Ob sie nun gleich vom Waten sehr abgemattet, und über und über naß waren, so hielten sie doch den Angriff standhaft aus, und trieben die Conföderirten zurück. Diese zogen sich nach Vianen. Man foderte den Platz zur Uebergabe auf; und da sich die Besatzung weigerte, so wurden Truppen zur Belagerung abgeschickt. Die Stadt ergab sich bald darauf. Man wollte hierauf Ziriksee belagern. Drey Männer aus der Stadt kamen ins spanische Lager, und versprachen den Platz nebst der Flotte der Conföderirten in die Hände der Spanier zu überliefern, wenn ihnen der Statthalter der Niederlande nur eine sichere Belohnung verspräche. Sie erhielten Erlaubniß, sich auf die Flotte zu begeben, um, wie sie sagten, mit den Officieren, welche dieselbe commandirten, sich in einen Handel einzulassen; als sie aber daselbst angekommen waren, riethen sie den Conföderirten, die Schleußen zu öffnen, und das ganze platte

Land unter Wasser zu setzen. Hierauf kehrten sie nach dem Lager zurück, versicherten, daß mit der Flotte alles richtig sey, und baten sich noch einige Zeit aus, um auch die Garnison zu gewinnen. Sie erhielten, was sie baten, und begaben sich wieder in den Platz. Die Spanier wurden erst später hinter drein gewahr, daß man sie bey der Nase herum geführt hatte. Requesens hielt mit den vornehmsten Officieren Rath, was für eine Parthey man ergreifen sollte. Es kamen verschiedene Vorschläge aufs Tapet; endlich aber wurde beschlossen, daß man sich vorher des Hafens Bomene bemächtigen müsse.

Der Platz wurde von dem Capitain Lis, einem Franzosen, vertheidigt. Dieser alte und erfahrne Krieger hatte ohngefähr fünfhundert Mann, sowohl Franzosen als Engländer und Schottländer zur Besatzung. Die Stadt wurde mit zwölf Canonen drey Tage lang beschossen. Der Commandant wollte capituliren; man antwortete ihm aber, daß die Belagerten Rebellen wären, die nicht mehr Herz hätten, als eine Heerde Hühner, und daß man ihnen keine andere Gnade erweisen könne, als sie mit dem Kopfe voran in den Graben zu werfen. Man ließ sich dem ohngeachtet in eine Unterhandlung ein. Als aber indeß ein spanischer Officier den Platz in Augenschein genommen, und einen schwachen Ort entdeckt hatte, griff er mit seinen Leuten die Stadt von der Seite an; seine Kühnheit aber wurde von keinem glücklichen Erfolge beglei-

begleitet, indem er nebst dreißig Mann von den Seinigen das Leben verlohr. „Das ist nun das „zweytemal, „sagte der Capitain Lis bey dieser Gelegenheit zu den Spaniern, „daß ihr euer „Wort nicht haltet: wie kann man sich künftig „auf euch verlassen? Ihr nennt uns aus Ver„achtung Hühner, und erfahrt mit eurem Scha„den, was wir sind. Da man euch nun nicht „trauen darf, und da ihr uns nöthigt, es aufs „äußerste ankommen zu lassen, so wollen wir „uns auch dazu fertig machen.„

Den folgenden Tag wurde Sturm gelaufen. Die Belagerer wurden zurück getrieben, und verlohren über zweyhundert Mann. Mehr als dreyhundert waren verwundet, und die meisten davon wurden von den Wellen verschlungen, weil sie sich nicht geschwind genung zurück ziehen konnten. Dieser Stoß aber machte die spanischen Generale nur noch erhitzter. Sie befahlen einen Hauptsturm zu wagen, und bedienten sich einer Kriegslist, die ihnen auch glückte. Die Marquetender, Packknechte und anderer Troß bey der Armee wurden befehligt, sich bewaffnet auf den Damm zu stellen, wenn das Handgemenge angegangen wäre, und den spanischen Marsch zu schlagen. Sie entschieden dadurch in der That den Sieg; denn so bald die Belagerten sie ansichtig wurden, glaubten sie, daß es frisch ankommende Truppen wären, und verlohren darüber den Muth, nachdem sie vier Stunden lang herzhaft gefochten hatten. Der

Platz

Platz wurde mit Sturm erobert, und alles, was in den Weg kam, niedergemacht.

Nach dieser Verrichtung kehrten die Spanier zur Belagerung von Ziriksee zurück, wo sie keinen langen Widerstand zu finden vermeynten; sie wurden aber in ihrer Erwartung betrogen. Man durchstach die Dämme, und das ganze Land wurde unter Wasser gesetzt. Die Spanier, die nicht hofften, daß sie die Stadt durch Gewalt weg bekommen würben, verwandelten die Belagerung in eine Einspertung. Requesens trug das Commando den vornehmsten Officieren auf, und begab sich nach Antwerpen zurück. Während dem schickte man einen Abgesandten nach London, und ließ die Königinn Elisabeth ersuchen, denen flüchtenden Niederländern keinen Aufenthalt in ihren Staaten zu gestatten. Die Prinzessinn gab zu verstehen, daß man eine solche Bitte ohne unmenschlich zu seyn, nicht könne Statt finden lassen. Da sie aber den mit Spanien geschlossenen Tractaten nicht gern entgegen handeln wollte, so trug sie dem Gesandten auf, dem Statthalter der Niederlande vorzustellen, daß es eine himmelschreyende Ungerechtigkeit wäre, wenn man Leuten einen Aufenthalt versagen wollte, die nichts weiter suchten, als ihr Gewissen und ihre Freyheit in Sicherheit zu setzen; daß man sich der üblen Folgen erinnern solle, die daraus entstanden wären, als der Herzog von Alba vor fünf Jahren im Namen seines Königs eine gleichmäßige Ansuchung gethan; daß der Graf von

der Mark und verschiedene andere flandrische Herren dieses zum Vorwande genommen, eine Flotte auszurüsten, sich der Insel Briel zu bemächtigen, und Unruhen in den Provinzen anzurichten; daß man befürchten müsse, die nach England flüchtenden Niederländer möchten, wenn man eben so strenge gegen sie seyn wollte, aus Verzweiflung eine ähnliche Parthey ergreifen. Die Königinn, die indeß zeigen wollte, wie geneigt sie sey, das gute Vernehmen zwischen beyden Kronen zu erhalten, schrieb an alle Gouverneurs an den Küsten, daß sie keinen von den flüchtenden Niederländern, und denen, die die Waffen wider den König in Spanien führten, in den Häfen des Königreichs aufnehmen sollten.

Die Conföderirten berathschlagten sich damals in der Versammlung der Generalstaaten über eine sehr wichtige Sache. Sie sahen wohl ein, daß sie sich auf keinen Frieden Rechnung machen dürften, als unter sehr schimpflichen Bedingungen. Es fehlte ihnen aber auch zur Fortsetzung des Krieges an Gelde und Truppen: das einzige Mittel, diesen Uebeln abzuhelfen, war, daß sie sich in den Schutz eines benachbarten Prinzen begäben, der mächtig genung wäre, sie zu unterstützen. Die Meynungen waren lange Zeit getheilt, wen man dazu erwählen sollte. Einige wollten, daß man sich an die Fürsten Deutschlandes und an die freyen Reichsstädte wenden sollte; andere waren für den König von Frankreich, und noch andere für

die Königinn Elisabeth geneigt. Die letztere Parthey behielt die Oberhand. Die Gleichförmigkeit der Religion, die Güte der englischen Häfen, die Regierungsform in England, das große Ansehen und die Macht der Elisabeth, waren die Bewegungsgründe, welche die Niederländer vermochten, daß sie die Königinn von England allen andern europäischen Fürsten vorzogen. Diesem gefaßten Entschlusse zu Folge wurden Gesandte nach London geschickt, die, wenn es möglich wäre, dieses wichtige Geschäffte zu Stande bringen sollten.

Elisabeth wollte sich auf die Anträge der Niederländer nicht einlassen, weil sie darüber mit Spanien zu zerfallen, und Frankreich eifersüchtig zu machen befüchtete, auch dieser Krieg sie in gar große Unkosten stürzen konnte. Doch verwarf sie die Vorschläge der Generalstaaten nicht ganz und gar. Sie ließ dem Champigny sagen, daß es einmal Zeit sey, billige Maßregeln zu ergreifen, um Flandern wieder ruhig zu machen, ehe die Conföderirten zur äußersten Verzweiflung gebracht würden; wobey sie hinzu setzte, daß, wenn der König in Spanien und sein geheimder Rath sich diese Vorschläge nicht zu Nutze machen wollten, sie es alsdann nicht übel nehmen möchten, wenn sie, ihrer eigenen Sicherheit wegen, Holland und Seeland in ihren Schutz nähme, ehe sich diese Provinzen an Frankreich, den beständigen Feind von England, ergäben. Mit dieser Antwort ließ die Königinn den Champigny und die Deputirten der General-

neralstaaten von sich. Sie erlaubte ihnen auch im Königreiche Truppen in Sold zu nehmen, und allerhand Vorrath aufzukaufen. Zu gleicher Zeit schickte diese Prinzessinn einen Gesandten nach Madrid, um den König Philipp II zum Frieden zu bewegen, und ihre Vermittelung anzubieten.

Die Flotte, welche Spanien gegen die Niederlande ausgerüstet hatte, kam nach England; Elisabeth ließ sie nach Dünkirchen führen, welches damals noch den Engländern gehörte, und wo man Truppen und Geld ausschiffte. Es entstand ein heftiges Ungewitter, welches diese ganze Flotte zu Grunde richtete. Ein gleicher Unfall trug sich in der folgenden Zeit nochmals zu. Ueberhaupt schien sich das Glück wider die Seemacht der Spanier, die gegen die Niederlande gebraucht werden sollte, verschworen zu haben.

Unter diesen Umständen war es, daß die Generalstaaten, gleich als ob sie den sichersten Frieden genößen, mitten im Kriege die Künste und Wissenschaften empor bringen wollten, und für die Erziehung ihrer Jugend sorgten. Sie stifteten die Universität zu Leyden, und versahen sie mit großen Einkünften, die aus den Gütern der Geistlichkeit genommen wurden. Diese hohe Schule ward durch die große Menge der allda Studirenden, und durch die gelehrten Männer, aus denen sie bestand, in kurzer Zeit berühmt; sie erlangte bald den Ruf der berühmtesten Akademien in Europa.

Ziriksee war noch immer eingeschlossen; man fand aber Gelegenheit, Lebensmittel in die Stadt zu bringen, ob sich gleich die Spanier alle Mühe gaben, es zu verhindern. Während der Zeit, als man sich mit der Belagerung dieses wichtigen Platzes beschäfftigte, starb Dom Ludewig de Requesens, im Jahre 1576. Er hatte von Philipp II eine schriftliche Erlaubniß erhalten, sich selbst einen Nachfolger zu ernennen, wenn er es den Umständen nach für nöthig erachtete; seine Krankheit war aber so heftig, und sein Tod so schnell, daß er niemanden an seine Stelle hatte verordnen können. Der Staatsrath übernahm indeß seine Geschäffte, bis der Hof einen neuen Statthalter würde ernennet haben.

Die Einwohner zu Ziriksee waren, des langen und tapfern Widerstandes ungeachtet, endlich doch im Begriff, sich zu ergeben, als eine Begebenheit, die man nicht vermuthete, eine große Veränderung in Flandern hervorbrachte. Die spanische Reuterey war aufrührisch geworden, weil sie nicht bezahlt wurde. Um den Streifereyen, die diese Aufrührer auf dem Lande herum vornahmen, Einhalt zu thun, hatte Requesens kurz vor seinem Tode ein Edict publicirt, und darinne den Leuten auf dem Lande erlaubt, die Waffen zu ergreifen, und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Infanterie folgte unverzüglich dem Beyspiele der Cavalerie nach. Diese Begebenheit war gleichsam das Signal zu einem allgemeinen Aufstande, und man sahe jetzt die

spa-

spanischen Truppen sich mit den Protestanten vereinigen, denen sie kurz vorher den Untergang geschworen hatten. Der Graf von Mansfeld wandte alles an, um die Aufrührer wieder zum Gehorsam zu bringen. Bitten, Schmeicheleyen, Drohungen, alles wurde gegen sie angewendet. Man stellte ihnen die Gefahr und die Schande vor, welcher sie die Nation aussetzten. „Was „werden euch,„ sagte der Graf von Mansfeld zu ihnen, „so viel beschwerliche Unternehmungen, so viel Ruhm, den ihr erlangt habt, „helfen, wenn ihr, nach diesen glücklich geendigten Kriegen, da ihr nun die Früchte eurer Siege genießen solltet, euch selbst derselben, durch „eine unzeitige Ungeduld, berauben wollet? Es „wird nicht viel Zeit dazu gehören, um den König von dem, was vorgeht, zu benachrichtigen, „und die Versprechungen zu erfüllen, die man „euch gethan hat. Kostet es euch denn so viel, „noch eine so kurze Zeit zu warten? Nein, keine flüchtige Tapferkeit ist es, welche große Unternehmungen glücklich ausführt; nur die Beständigkeit bringt die Sache gehörig zu Stande, und diese ist eine eigenthümliche Tugend „der Spanier. Durch dieselbe hat man sie sehen in die entlegensten Königreiche, die unsern „Vätern unbekannt waren, eindringen, alle Hindernisse besiegen, wider alle Unbequemlichkeiten „einer fremden Himmelsgegend streiten, und sich „endlich in den Besitz eines Landes setzen, in welches sie durch ihre Tapferkeit waren geführt „worden. Alles weicht öfters der Macht an-

„derer Nationen; nichts ist ihren Waffen un„überwindlich; aber diese erste Hitze verraucht „bald: sie verlieren alsdann mit Schimpf, und „öfters mit vielem vergossenen Blute das wie„der, was sie mit Ruhme erobert hatten. Es „sey mir erlaubt, es zu sagen, ohne daß ich auf „uns eifersüchtige Völker zu beleidigen Willens „bin: Wir dürfen nicht sehr weit gehen, um „Beyspiele davon zu finden. Erinnert euch „demnach eurer Siege, und der Treue, die ihr „dem besten unter allen Regenten geschworen „habt. Es ist nicht bloß seine Sache, es ist die „Sache Gottes, die euer König vertheidigt. Ver„lasset ihn in einer so lobenswürdigen Sache nicht, „und bringt, durch eine allzu hitzige Vertheidigung „eurer Rechte, nicht Völker in Verzweiflung, „die theils Gewalt, theils Reue zu ihrer Pflicht „wieder zurück zu bringen anfangen. Habt noch „ein wenig Geduld; ein Augenblick wird euch „das mit Wucher einbringen, was ihr mit so „großem Rechte fodert, und euch außerdem noch „den Ruhm verschaffen, Flandern erobert und „beruhigt zu haben.„

Diese Rede machte auf die Soldaten keinen Eindruck; der Aufruhr ward allgemein, und fast alle Einwohner Flanderns hatten in kurzer Zeit die Waffen in den Händen. Die Aufrührer bemächtigten sich der Stadt Alost, und machten sie zum Sitze eines Kriegsgerichts, das sie eigenmächtig darinne anlegten. Die Niederländer befürchteten, daß unter diesem Aufruhre leicht

leicht eine Verschwörung wider ihre Freyheit verborgen seyn könnte. Wilhelm von Horn, Gouverneur zu Brüssel, ließ einige Mitglieder des Raths in Verhaft nehmen, die man im Verdacht hatte, daß sie es mit den Spaniern hielten. Er gab hierauf ein Manifest heraus, in welchem er bekannt machte, daß Spanien den Vorsatz gefaßt habe, den Niederländischen Adel ganz auszurotten, um eine grausame Tyranney gegen die Provinzen ausüben, und die Inquisition darinne einführen zu können. Dieses Manifest wurde mit einer Protestation begleitet, und darinne von Seiten der Stände in Brabant versichert, daß sie auf keine Weise Eingriffe in die Rechte der catholischen Religion und des Königs zu thun willens wären; daß bloß die Nothwendigkeit, sich den ungerechten Absichten der Spanier zu widersetzen, sie gezwungen habe, die Waffen zu ergreifen; daß sie stets geneigt seyn würden, dem Könige den ihm schuldigen Gehorsam zu erweisen, so bald man aufhören würde, ihre Freyheit in Gefahr zu setzen.

Die Staaten von Brabant, Flandern, Hennegau und Artois verbanden sich mit einander, und erneuerten das Verbannungsurtheil, das wider die Spanier und ihre Anhänger war gesprochen worden. Die Geistlichkeit selbst trat diesem Bunde bey, und trug kein Bedenken, ihr Interesse mit dem Interesse der Protestanten zu vereinigen. Ein jeder glaubte, daß es nicht schwer seyn würde, unter Mitbürgern die Streitigkei-

ten wegen der Religion beyzulegen, wenn man einmal das spanische Joch abgeschüttelt hätte. Die Spanier, die dem Könige getreu geblieben waren, wollten die Aufrührer zu Paaren treiben; es war aber nicht leicht, Leute zu bändigen, die für ihre Freyheit stritten. Die Stände boten aufs neue der Königinn von England an, daß sie sich in ihren Schutz begeben wollten; und da man besorgte, daß sich Elisabeth weigern würde, so machten sie beym Herzoge von Alenson, dem Bruder des damals in Frankreich regierenden Heinrichs III einen Versuch, und hatten alle Hoffnung, daß sie bey diesem Prinzen mit ihren Vorschlägen würden gehört werden.

Alphonsus de Vargas hatte indeß die um Brüssel herum zerstreuete Cavalerie wieder zusammen gelesen, und wollte auf die Aufrührer zu Alost losgehen. Er traf ihre Armee zwischen Louvain und Tillemont an. Es kam zum Treffen, und die Rebellen wurden besiegt. Die meisten Studenten aus Louvain, die hinausgegangen waren, um das Treffen mit anzusehen, und sich aus Unvorsichtigkeit ein wenig zu nahe daran gewagt hatten, wurden von den Spaniern umgebracht. Dieser Sieg war aber noch nicht im Stande, die Aufrührer wieder zur Ordnung zu bringen. Sie thaten die deutliche Erklärung, daß sie nicht eher dem Könige in Spanien wieder dienen würden, bis sie bezahlt wären. Da es aus Mangel der Truppen den spanischen Generalen unmöglich war, etwas zu unternehmen, so entschlossen sie sich, wieder über die Schelde

und

und nach Brabant zu gehen. Sie giengen kurz darauf vor Mastricht, um es den Aufrührern wegzunehmen; diese Unternehmung gieng ihnen glücklich von statten, und breitete das Schrecken des Namens der Spanier über ganz Flandern aus.

Die Sieger nahmen hierauf den Weg nach Antwerpen, in der Absicht, sich dieser reichen Stadt zu bemächtigen, und sich durch Plünderung derselben zu bereichern. Die Einwohner vertheidigten sich sehr herzhaft; sie wurden aber endlich gezwungen, der Ueberlegenheit der Feinde zu weichen. Von den vornehmsten Bürgern wurden verschiedene niedergemacht. Die Nacht verhinderte die Spanier, mit Morden noch weiter fortzufahren; sie ließen ihre Wuth bis zum folgenden Tage ruhen. So bald der Tag nun anbrach, ermordete man mit der äußersten Grausamkeit alles, was sich von niederländischen und französischen Soldaten blicken ließ. Hierauf waren die Spanier weiter auf nichts bedacht, als ihren Geiz zu sättigen; die Plünderung dauerte drey Tage; man nahm sich weder mit Geräthschaften noch Waaren die Mühe; das Geld war allein das, wornach man sich umsahe, und es war keine Art von Grausamkeit, deren man sich nicht bediente, um welches von denen zu erpressen, die keins hatten, oder von denen, die es versteckt hatten, den Ort zu erfahren. Die Weiber wurden nackend in der Höhe aufgehangen, und ihnen große Steine an die Füße gehenkt. Die Männer band man ausgestreckt

auf den Fußboden fest, und überließ sie den Schmerzen und dem Hunger; kurz, alles, was die Barbarey schändliches und grausames erdenken kann, das wurde hier ausgeübt. So gar die Kinder wurden vor den Augen derer, die ihnen das Leben gegeben hatten, auf die Tortur gebracht, und starben unter den Martern. Man sagt, daß die Spanier durch diese barbarischen Mittel, auf zwey Millionen Goldthaler erpreßt haben, ohne die Edelsteine und andern Kleinodien darunter zu begreifen. Das Feuer, das man an verschiedenen Ecken der Stadt anlegte, that noch weit mehr Schaden; große und prächtige Häuser wurden von den Flammen verzehrt. Es war ein trauriger Anblick, die ganze große Stadt im Feuer stehen, und die Bürger in ihren Häusern überrascht zu sehen, die sich zu den Fenstern heraus stürzen mußten, um der Wuth der allenthalben sich ausbreitenden Flamme zu entgehen. Die Ehre der Weiber lief diesesmal bey Leuten, die aus Begierde nach Beute gegen alle andere Vergnügungen unempfindlich waren, nicht sehr Gefahr.

Nach der Plünderung von Antwerpen sahe man auf dem großen Markte dieser Stadt überall Spieltische stehen, und gemeine Soldaten in einem Tage bis auf zehn tausend Thaler verspielen. Die klügsten, die ihre Beute aus der Stadt nicht sicher genug fortzubringen glaubten, ließen sich Degengefäße, Faustdeckel, Helme und Cuirasse von gediegenem Golde machen; die

Goldschmiede wußten aber das Gold sehr geschickt mit Meßing und Kupfer zu vermischen, und nahmen auf diese Weisen denen, die sie beraubt hatten, einen Theil ihres Raubes wieder ab. Die Einwohner von Antwerpen ließen es bey Anwendung solcher Kunstgriffe gegen ihre Tyrannen nicht bewenden. Während daß die Spanier von ihren Arbeiten ermüdet in einem tiefen Schlafe lagen, brachte man sie in ihren Betten um; man warf sie durch die Fenster auf die Gasse, wo sie unter den Leichnamen der Einwohner vermischt lagen. Auf diese Weise war Flandern seit einiger Zeit ein schrecklicher Schauplatz, auf welchen die blutigsten Tragödien gespielt wurden.

Dom Juan von Oesterreich, der natürliche Sohn Kaiser Carls V, war zum Statthalter der Niederlande ernennet worden. So bald er nach Brüssel gekommen war, schrieb er an die Stände, um ihnen seine Ankunft zu berichten. „Ich bin gekommen,„ waren seine Worte,„ „um die Ruhe wieder herzustellen, die Unverschämtheit der auswärtigen Truppen zu unterdrücken, und diesen Provinzen ihre Rechte und „Freyheiten wieder zu geben.„ Er ließ zu gleicher Zeit an die Generale der spanischen Truppen Befehle ergehen, daß sie alles feindselige Verfahren einstellen sollten. Diese Briefe brachten aber die Stände nicht auf andere Gedanken. Mehr als jemals durch die Art, wie man mit der Stadt Antwerpen umgegangen war, erbittert, suchten sie sich von der Citadelle

zu

zu Gent Meister zu machen, und fiengen zu gleicher Zeit die Conferenzen aufs neue wieder an, die man ein Jahr vorher zu Breda gehalten hatte.

Die Stände, die Geistlichkeit und der Adel schickten ihre Abgeordneten, und nach vielen Streitigkeiten verglich man sich endlich dahin, daß man alles Vergangene vergessen wolle, daß künftig ein dauerhafter Friede und eine beständige Freundschaft zwischen den Staaten der verschiedenen Provinzen seyn solle; daß man die ganzen Kräfte der Niederlande zusammen nehmen wolle, um die Spanier und alle auswärtige Truppen aus denselben zu verjagen; daß man eine Versammlung der Generalstaaten veranstalten, und alles, was die Regierungsform und die Religion angienge, dabey in Ordnung bringen welle; daß man dem Prinzen von Oranien die Würde eines Admirals, nebst dem Gouvernement in den Provinzen Holland und Seeland ferner bestätigen wolle; daß alle den Niederländern zur Beschimpfung errichteten Denkmäler niedergerissen und vernichtet werden sollten. Das waren die vornehmsten Artikel des Vergleichs zu Gent, welche auch in dem Lager der Spanier bekannt gemacht wurden. Man fuhr hernach mit der Belagerung der Citadelle eifrig fort. Da es der Besatzung an Lebensmitteln und Pulver fehlte, und da keine Hülfe zu hoffen war, so ergab sich der Commendant, nachdem ihm eine rühmliche Capitulation zugestanden war. Die Stände machten sich auch

Meister von Dendremonde, von Cambrai und der Citadelle zu Valenciennes.

Da die Spanier durch die Eroberung von Antwerpen den Handel auf der Schelde sperrten, ließen die Stände die Dämme bey Borcht aufreißen, leiteten dadurch den Lauf des Flusses ab, und öffneten den Einwohnern von Brüssel und Mecheln einen Weg nach Seeland. Es blieb den Spaniern nichts weiter übrig, als Frießland, und die mit Deutschland grenzenden Provinzen. Diese waren übrigens ein Schlüssel, vermittelst dessen sie nach den Niederlanden bey jeder Gelegenheit kommen konnten; die Stände sahen daher auch sehr leicht ein, daß es nöthig sey, ihnen dieses Mittel aus den Händen zu reißen, und es gelung ihnen auch damit.

Obgleich Dom Juan von Oesterreich bey seiner Ankunft in Flandern bekannt gemacht hatte, daß er nichts als friedliebende Gesinnungen habe, so trauete man ihm, als einem in Spanien erzogenen Prinzen, der sowohl Verstellung als Tapferkeit gegen seine Feinde zu gebrauchen wüßte, doch nicht. Außerdem vermahnte auch der Prinz von Oranien die Niederländer, daß sie gegen den Dom Juan auf ihrer Hut seyn sollten, weil er auf dem Wege seiner Vorgänger zu wandeln anfange; daß sie das Ansehen, welches sie jetzt in Händen hätten, nicht fahren lassen, und keinen Tractat mit dem Prinzen eingehen sollten, wenn nicht zuvor die spanischen und fremden Truppen aus den Niederlanden weggeschafft

schafft wären. Er rieth ferner zur Ergreifung tüchtiger Maaßregeln, ihre Rechte, Privilegien und Freyheiten aufrecht zu erhalten, die ihnen lieber seyn müßten, als ihr Leben, und die sie bis auf den letzten Hauch zu vertheidigen verbunden wären.

„Wenn Dom Juan,„ setzte er hinzu, „gut „gegen Euch gesinnet ist, so braucht er nicht in „Begleitung so vieler Truppen zu kommen; eine „Vorsicht von der Art ist ein deutliches Zeichen, „daß er böse Absichten hegt. Seyd demnach „auf Eurer Hut: Ehre und Pflicht werden hier „nicht mehr in Erwägnng gezogen; sie sind leere „Namen, womit man den Pöbel verblendet; „erinnert Euch, wie es Euren Freunden zu „Mastricht und zu Antwerpen ergangen; gedenket an die traurigen Opfer der Grausamkeit „und der Untreue. Ihr müßt Euch vor dem „Eifer und dem Zorne des spanischen Hofes „nicht weiter fürchten. Wenn nach so mancherley „Gewaltthaten, die Ihr erfahren habt, Ihr „Euer bisheriges Kriegsglück aufopfern wolltet, „so würde man diese Gutherzigkeit mehr Eurer „Schwachheit, als der Ehrerbietung gegen die „Person des Königs zuschreiben. Ich kenne „den Character der Monarchen: sie vergessen „nie die Beleidigungen, die sie von ihren Unterthanen erhalten zu haben glauben. Wenn sie „bisweilen ihre Rache verbergen, so geschiehet es „bloß, weil sie derselben in dem Augenblicke nicht „Gnüge leisten können. Alle, die mit der höchsten Gewalt bekleidet sind, fürchten nichts so

„sehr,

„sehr, als daß man sie für schwach halten möch„te: wenn sie daher genöthigt sind, mit den „Strafen zurück zu halten, so denken sie doch „Tag und Nacht weiter auf nichts, als eine be„queme Gelegenheit zu finden, wo sie ihren Zorn „können ausbrechen lassen.„

Diese Vorstellungen brachten die Gemüther noch mehr gegen den spanischen Hof auf. Man ließ in Frankreich und England um Beystand ansuchen, während daß der Prinz von Oranien Truppen in Deutschland anwarb. Die Furcht der Elisabeth, daß die Niederländer sich denen Franzosen in die Arme werfen möchten, wenn sie ihnen ihre Hülfe versagte, bewog endlich diese Prinzeßinn, ihnen vierzig tausend Goldthaler zu leihen. Sie versprach ihnen künftig noch mehr, mit der Vermahnung, ihrem Herrn getreu zu bleiben, wobey sie dieselben bereden wollte, daß die Spanier in kurzer Zeit aus den Niederlanden zurück gerufen werden würden. Diese kluge Prinzeßinn setzte alle Triebfedern der Politik in Bewegung, um die Franzosen zu verhindern, daß sie sich nicht in Flandern fest setzen sollten.

Dom Juan von Oesterreich fieng nun an, eine ganz andere Rolle zu spielen, da er sahe, daß er der Parthey der Conföderirten die Spitze nicht bieten konnte. Dieser von Natur stolze und aufgeblasene Prinz war auf einmal beschei-den und höflich geworden, und erklärte, daß er künftig nicht anders, als nach dem Gutbefinden der Niederländer handeln wolle; eine Aufführung,

rung, die verständigen Personen um so viel verdächtiger vorkam, da dieser junge Prinz gar nicht der Mann war, der sich lenken lassen wollte, ob er gleich selbst zu regieren eben so wenig Fähigkeit besaß. Man verglich ihn daher mit einer Lampe ohne Licht. Er schloß mit den Ständen einen Tractat, wodurch der Vergleich zu Gent bestätigt, und die Gewalt der Statthalter der Niederlande in sehr enge Grenzen eingeschränkt wurde. Nach dem Schlusse dieses Tractats, wider welchen der Prinz von Oranien protestirte, wurden die Spanier verabschiedet, und nahmen die Beute mit sich weg, die sie den unglücklichen Niederländern abgenommen hatten. Sie marschirten nach Italien, ungemein stolz, daß sie Flandern so geplündert und beraubet hatten.

Der geschlossene Tractat machte die Niederlande noch nicht ruhig. Dom Juan, der eben so unumschränkt seyn wollte, als es seine Vorfahren gewesen waren, fieng bald mit den Conföderirten Zänkereyen an. Er suchte den Krieg wieder vom neuen anzufangen. Da aber nach dem Abzuge der Spanier weiter keine Truppen in Flandern geblieben waren, als die Deutschen, die man wegen Mangel der Bezahlung nicht hatte zurück schicken können, so merkte Dom Juan wohl, daß er mit einer so schwachen Hülfe nichts zu unternehmen im Stande sey. Er hielt beym Könige in Spanien an, daß man ihm die Mittel verschaffen möchte, die Niederländer wieder in Ordnung zu bringen. Phi-

lipp

lipp aber, der den Stolz seines Bruders kannte, und befürchtete, daß er sich in Flandern selbst gern zum unumschränkten Herrn machen wollte, hatte nicht Lust, ihn in den Stand zu setzen, sein Vorhaben auszuführen. Dom Juan ließ sich indeß dadurch nicht abhalten, an der Ausführung seines ehrgeizigen Projects zu arbeiten. Er suchte sich von verschiedenen wichtigen Plätzen z) Meister zu machen. Da aber der Ausgang zweifelhaft war, und er von Seiten der Stände schlimme Folgen befürchten mußte, wenn seine Absichten verrathen würden, gieng er von Brüssel weg nach Mecheln, unter dem Vorwande, sich mit den deutschen Truppen, ihres Abzugs wegen, zu besprechen. Hier glaubte er sich noch nicht entfernt genug, und begab sich deswegen auf die Grenze von Flandern, unter dem Vorwande, die Königinn Margaretha, Gemahlinn Heinrichs IV, damaligen Königs von Navarra, zu empfangen, die sich ins Bad nach Spaa begab. Der Prinz machte, als er durch Hennegau gieng, einen Versuch auf die Festung Mons, der ihm aber nicht glückte. Er wandte sich hierauf gegen Charlemont, wovon er sich Meister machte;

z) Diese waren die Citadelle zu Antwerpen, Bergen op Zoom, Breda, Herzogenbusch, Tolen, Deventer, Campen, Rüremonde und Dendermonde.

te; ingleichen überrumpelte er auch die Citadelle zu Namur.

Dom Juan, der seine Aufführung gerne rechtfertigen wollte, machte bekannt, daß man ihn, während seines Aufenthalts zu Mecheln, habe aufheben, und nach Seeland führen wollen; er setzte hinzu, daß er sich in keiner andern Absicht einiger Städte bemächtigt habe, als um seine Person in Sicherheit zu setzen. Die Stände schickten Deputirte an den Prinzen, um ihn zu bitten, daß er allen ungegründeten Argwohn aus seinem Gemüthe verbannen, und wieder nach Brüssel zurück kommen möchte. Dom Juan, der sich schon Meister von Antwerpen glaubte, allwo er ein geheimes Verständniß unterhielt, lachte zu den Vorschlägen, die ihm die Deputirten thaten, und gab ihnen spöttisch zur Antwort, daß sie bald keine Boten mehr nöthig haben sollten; er wolle selbst kommen, um mit ihnen zu tractiren, und er werde endlich schon einen Platz in Brabant finden, wo er sicher seyn könnte. Man suchte ihm zuvor zu kommen. Die Deutschen, die allein seine Absichten unterstützen konnten, waren auf dem Marsche, um sich nach Antwerpen zu begeben. Man gieng ihnen entgegen, und hieb sie ohne weitere Umstände in Stücken. Die andern deutschen Truppen, die in der Stadt waren, verlangten Satisfaction, und droheten mit einer neuen Plünderung. Die Bürger hielten sich schon für verloren, als man auf einmal vier Schiffe kommen sahe, die der Prinz von

Oranien der Stadt zu Hülfe schickte. Kaum hatten sie einige Kanonen abgefeuert, als das Schrecken sich unter den Deutschen ausbreitete. Sie dachten nicht mehr daran, daß sie streiten sollten, sondern suchten nur sich zu retten, und drangen mit Gewalt zur Stadt hinaus, ohne die rückständige Bezahlung zu fodern; zufrieden, wenn sie nur ihr Leben durch eine schimpfliche Flucht in Sicherheit setzen konnten. Sie nahmen sich nicht einmal Zeit, ihr Gepäcke mit fortzubringen, und zogen sich nach Breda und nach Bergen.

Die Conföderirten bemächtigten sich hierauf verschiedener Plätze in der Nachbarschaft, und schrieben an den König in Spanien, daß er die Erneuerung des Krieges bloß dem Dom Juan zuzuschreiben habe; daß, anstatt die Deutschen aus den Niederlanden fortzuschaffen, er sie vielmehr genöthigt habe zu bleiben, und sich Meister von Antwerpen zu machen; daß er eine erdichtete Verschwörung zum Vorwande gebraucht habe, um sich verschiedener Plätze zu bemächtigen, und Flandern in neue Unruhen zu stürzen. Sie baten zugleich Se. Majestät, dem Dom Juan zu befehlen, daß er sich in allem dem Vergleiche zu Gent gemäß aufführen möge, welcher von Sr. Majestät selbst bestätigt sey, und daß er sich nicht an den Rechten und Privilegien der Niederländer, seiner getreuen Unterthanen vergreifen möge. Die Conföderirten erkannten stets Philipp II für ihren Herrn, und sahen sich nicht als Rebellen an, ob sie gleich die

Waffen ergriffen hatten, um sich den Unternehmungen des spanischen Hofes zu widersetzen.

Dom Juan erfuhr, was an den König war geschrieben worden, und sahe seine Projecte mit Betrübniß alle in einem Augenblicke über den Haufen fallen. Er that, um sich mit den Staaten wieder zu vereinigen, Vorschläge, die nicht angenommen wurden. Die Conföderirten nahmen ihm Breda und Herzogenbusch weg, woraus alle deutschen Truppen verjagt wurden. Der Prinz von Oranien begab sich hierauf nach Antwerpen, allwo er mit allgemeinem Frolocken aufgenommen wurde. Er kam hernach weiter nach Brüssel, und zog daselbst gleichsam im Triumphe ein. Er blieb nur einige Tage allda, und kehrte nach Antwerpen wieder zurück, wo er einstimmig von allen Bürgern zum Gouverneur der Stadt und von Brabant ausgerufen wurde. Dieser Schritt reizte den Neid der andern Vornehmen, welche daher befürchteten, daß sich der Prinz den Weg zum allgemeinen Statthalter der Niederlande bahnen wolle. Der Adel kam zusammen, und beschloß, daß man das Commando aller Provinzen einem Manne auftragen müsse, der die Absichten der Conföderirten unterstützte. Man warf die Augen auf den Erzherzog Matthias, den Bruder Kaiser Rudolphs II, den man bat nach Flandern zu kommen. Er gab den Bitten der Niederländer nach, und kam, um von der ihm aufgetragenen Stelle Besitz zu nehmen.

Der

Der Prinz von Oranien und die Stände nahmen es sehr übel auf, daß man einen solchen Schritt gethan hatte, ohne sie dabey zu Rathe zu ziehen. Da in Flandern eine große Menge Protestanten waren, so sahe der Prinz von Oranien wohl ein, daß zwischen Leuten, die so verschieden in der Religion dächten, keine dauerhafte Eintracht Statt fände, er merkte auch wohl, daß diese Verschiedenheit der Meynungen traurige Folgen haben könnte. Indeß ließ er sich doch von der Beleidigung, die ihm wiederfahren war, nichts merken; er rieth vielmehr selbst, Deputirte an den Erzherzog zu schicken, und ihn bitten zu lassen, daß er das Ruder der Regierung übernehmen möchte. Die Bürger zu Gent, die unter der Hand aufgewiegelt worden waren, machten einen Aufruhr gegen die, die den Erzherzog gerufen hatten. Dieser sahe auch gar bald ein, daß in der That niemand als der Prinz von Oranien Herr in Flandern sey. Er hätte auch gern sein Wort wieder zurück genommen; er sahe sich aber gezwungen ein Regiment zu übernehmen, bey dem ihm fast nicht die geringste Gewalt gelassen wurde, und sich für die Parthey der Stände zu erklären. Er begab sich nach Antwerpen, wo die Einwohner alles mögliche beytrugen, um seinen Einzug prächtig zu machen. Nachdem sie ihn hierauf zum Statthalter der Niederlande ausgerufen hatten, bis es Sr. catholischen Majestät beliebte, mit Einstimmung der Generalstaaten, eine andere Verfügung zu treffen, verbanden

sich Protestanten und Catholicken zusammen, einander wechselsweise zu unterstützen, und schwo- ren nie zu erlauben, daß man den einen oder den andern etwas zu Leide thäte, oder sich im geringsten an ihren Freyheiten und Privilegien vergriffe. Man erklärte den Dom Juan für einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe, und foder- te seine Anhänger innerhalb vierzehn Tagen vor, und im Fall sie nicht erschienen, sollten sie als Verbannete und als Feinde des Vaterlandes an- gesehen werden.

Nachdem die Stände diese Maßregeln er- griffen hatten, giengen sie mit der Königinn Elisabeth einen Tractat ein, in welchem be- dungen wurde, daß die Königinn von England den Niederländern erlauben sollte, hundert tau- send Pfund Sterling in London aufzunehmen, mit der Bedingung, daß diese Summe in ei- nem Jahre wieder bezahlt werden sollte, und daß die Königinn eine Stadt in Flandern nach ihrem Gefallen benennen möchte, die man ihr zum Un- terpfande geben sollte; daß ferner Ihro Groß- britannische Majestät tausend Mann Cavalerie und fünf tausend Mann Infanterie geben soll- ten, welche auf Kosten der Conföderirten erhal- ten werden sollten; daß der Commandant dieser Truppen Sitz und Stimme unter den Ständen haben sollte, und daß man keinen Entschluß über Krieg und Frieden fassen wolle, ohne ihn zu Rathe zu ziehen; daß die Niederländer kein Bündniß ohne Bewilligung der Königinn soll- ten schlüßen können, als welche die Freyheit ha-

ben

ben sollte demselben beyzutreten, wenn sie es für gut befände; und im Fall Ihro Majestät eine Flotte in See schickten, sollten sie verbunden seyn, eilf wohl ausgerüstete Schiffe dazu zu geben, von denen das kleinste nicht unter vierzig Tonnen seyn dürfte; daß diese Schiffe unter dem engländischen Admiral stehen, aber von der Königinn unterhalten werden sollten; daß sie endlich denen Rebellen aus England keinen Aufenthalt gestatten wollten, und daß, wenn die Niederländer sich mit dem spanischen Hofe in Tractaten einließen, sie es so einrichten wollten, daß Ihro Großbritannische Majestät diese Artikel entweder ganz, oder wenigstens zum Theil zur Bestätigung erhalten müßten.

Elisabeth, welche wohl einsahe, daß man ihr es zum Verbrechen machen würde, wenn sie den Rebellen beystünde, schickte sogleich einen Abgesandten nach Spanien, der die Aufführung der Königinn bey Philippen rechtfertigen sollte. Dieser Abgesandte stellte Sr. catholischen Majestät vor, daß Elisabeth sich in keiner andern Absicht für die Niederländer erklärt habe, als um den wahren Vortheil des spanischen Hofes zu befördern; daß diese Prinzessinn dem Könige, seinen Ministern und dem Herzoge von Alba öfters gerathen habe, glimpflicher mit einem freyen Volke umzugehen, und es nicht in die Nothwendigkeit zu versetzen, von seiner Pflicht abzuweichen; daß die Freyheit der Wunsch aller Menschen sey, und daß sie besonders in Sachen, welche die Religion betreffen,

zu wünschen wäre, weil der Glaube nicht durch Gewalt fortgepflanzt werden könne, und weil das unerträglichste Joch dasjenige sey, das man dem Gewissen auflegen will; daß die Königinn von England bey dem Prinzen von Oranien und den andern Reformirten alles angewendet habe, um sie dahin zu vermögen, daß sie die Waffen niederlegten, Friede hielten, und Sr. catholischen Majestät den Gehorsam erwiesen, den sie ihm schuldig wären; daß sie zwar nicht in Abrede seyn könne, wie sie dieselben mit Gelde und Truppen unterstützt habe; aber keineswegs in der Absicht, die Rebellion zu unterstützen; daß ihr einziger Zweck gewesen sey, dem Könige und seinen Ministern Zeit zu geben, ihren wahren Vortheil einzusehen, von ihrer vorigen Strenge nachzulassen, und bequemere Mittel ausfindig zu machen, die Unruhen zu *stillen*; daß die Königinn auch zu verhindern gesucht habe, daß die Niederländer nicht durch Verzweiflung auf Entschlüsse gebracht würden, die ihnen nothwendig nachtheilig seyn müßten, wenn sie sich z. E. in die Arme eines fremden Prinzen würfen; daß die Königinn, nachdem Sie Se. catholische Majestät verschiedentlich von den in dieser Absicht entworfenen Projecten benachrichtigt gehabt, es ihrer Pflicht und Sicherheit gemäß erachtet habe, Leute von dem Rande des Abgrundes zurück zu ziehen, in welchen sie aus Verzweiflung sich zu stürzen bereit gewesen, und für die Erhaltung eines unglücklichen Volks zu wachen, weil diejenigen, denen am meisten dar-

an gelegen seyn sollte, sich die wenigste Mühe deswegen gäben.

Der Abgesandte setzte hinzu, daß man Briefe vom Dom Juan aufgefangen habe, aus welchen man die geheimen Kunstgriffe ersehen, womit die Spanier nebst der Königinn von Schottland das engländische Reich in Verwirrung zu bringen suchten; gleich als ob sie nicht allein Flandern zu verwüsten, sondern auch England mit in den Untergang zu ziehen zur Absicht hätten; daß, so gerechter Ursachen zum Misvergnügen ungeachtet, die Königinn von England doch bloß auf die Vortheile Sr. catholischen Majestät bedacht sey; daß sie daher bäte zu verhindern, daß die Niederländer das Joch nicht gänzlich abwürfen; daß man sie wieder zu Gnaden annehmen, ihnen Vergebung wegen des Vergangenen angedeyen lassen, sie in ihren Freyheiten und Privilegien bestätigen, den Dom Juan aus den Niederlanden zurück rufen, einen andern an seiner Stelle erwählen, und dahin sehen möge, daß die, die in Zukunft die Statthalterschaft führten, sich in allem nach dem letztern Vergleiche richteten; daß es vielleicht nicht schwer seyn werde, die Unruhen zu stillen, und die Niederländer wieder zu ihrer Pflicht zu bringen, wenn sich der König das, was man ihm vorschlüge, gefallen lassen wollte; daß aber, wenn die heilsamen Rathschläge, die sie ihm gäbe, ihn von seinem ersten Entschlusse nicht abbringen könnten, und er stets fortfahren wollte, Gewalt zu gebrauchen, sie ihm hiermit er-

klärte, wie sie, den Artikeln des letztern Tractats gemäß, den Niederländern aus allen Kräften beystehen werde.

Philipp wurde durch dieses Verfahren sehr beleidigt; er verbarg aber seinen Verdruß, so gut er konnte, und meldete der Elisabeth, daß er sie bäte, in den guten Gesinnungen des Friedens zu beharren, und auf die falschen Berichte nicht zu achten, die man ihr etwann von einem Prinzen geben möchte, der sich nichts so sehr angelegen seyn ließe, als ihr Freund zu seyn. Er setzte noch hinzu, daß er in kurzem Befehle geben wollte, welche die Niederländer und die benachbarten Prinzen von der Neigung überzeugen sollten, womit er ihnen Vergnügen zu machen suche. Ich untersuche hier nicht, ob die Königinn von England zu entschuldigen war, daß sie den Aufruhr in den Niederlanden unterstützte. So viel ist gewiß, daß Elisabeth sich nicht eher entschloß, Flandern zu unterstützen, als nachdem sie alles angewandt hatte, diese unglücklichen Provinzen mit dem Könige von Spanien wieder auszusöhnen. Philipp II hatte sich die Schuld selbst zuzuschreiben, wenn die benachbarten Prinzen das Feuer der Rebellion in seinen Staaten zu unterhalten suchten. Der spanische Monarch hatte sich den falschen Gedanken in den Kopf gesetzt, daß ihn die Religion verpflichte, seine Unterthanen ums Leben zu bringen, und die Königinn von England glaubte sich in ihrem Gewissen verbunden, sich eines unterdrückten Volks anzunehmen.

Nach-

Nachdem der Erzherzog Matthias seinen Tractat mit den Ständen geschlossen hatte, kam er in Begleitung des Prinzen von Oranien, der zum Generallieutenant des neuen Statthalters erklärt wurde, nach Brüssel. Dom Juan gab seiner Seits eine Schrift heraus, in welcher er beweisen wollte, daß der Erzherzog dem Schwure, den die Stände gethan hätten, entgegen handle, daß dadurch der Friede der Provinzen gestöhrt, und das Ansehen des Königs offenbarlich angegriffen werde. Er zog zu gleicher Zeit Truppen im Herzogthum Luxenburg zusammen, und machte sich zum Kriege bereit. Es hatte dieser Prinz auch seit kurzem eine neue Verstärkung bekommen. Alexander Farnese a) war mit einigen Regimentern Spaniern und Italiänern, die er aus der Lombardey gezogen hatte, zu ihm gestoßen. Der Graf von Mansfeld führte ihm gleichfalls einige französische Truppen zu, so, daß seine ganze Armee, die Werbungen in Franchecomte und Deutschland mit gerechnet, sich auf sechzehn tausend Mann zu Fuß, und zweytausend Mann zu Pferde belief. Dom Juan ließ eine große Fahne vor sich hertragen, auf welcher ein Kreuz, nebst folgender lateinischen Ueberschrift gestickt war: In hoc signo vici Turcos, in hoc signo vincam hæreticos; d. i. mit diesem Zeichen habe ich die

a) Er war der Sohn des Herzogs von Parma Octavius und der Prinzessinn Margaretha, welche Statthalterinn der Niederlande gewesen war.

die Türken überwunden, mit diesem Zeichen will ich auch die Ketzer überwinden.

An der Spitze dieser Armee publicirte Dom Juan ein Manifest, in welchem er sich erklärte, daß er die Waffen nicht eher ergriffen habe, als bis er sich gezwungen gesehen, die Religion gegen die Angriffe der Ketzerey zu vertheidigen, und das Ansehen des Königs in den Niederlanden zu schützen; wobey er zugleich denen, die zu seiner Parthey treten würden, große Belohnungen versprach. Die Stände suchten sich gegen diese beyden Vorwürfe durch eine andere Schrift zu rechtfertigen. Sie belagerten darauf Rüremonde und Weert. Dom Juan schickte nach beyden Plätzen Truppen zum Entsatz, und machte, daß die Belagerung aufgehoben wurde. Die Stände, die sich damit beruhigten, daß sie dem Prinzen eine Armee entgegen gestellet hatten, und mitten im Kriege eben so ruhig waren, als ob sie mitten im Friede lebten, verdarben die Zeit mit unnützen Berathschlagungen über die Regimentsangelegenheiten. Sie waren Meister von Antwerpen, Bergen op Zoom, Tolen, Steembergen, Breda, Herzogenbusch, und allen da herum liegenden Plätzen. Sie hatten die Schlösser zu Gent und Utrecht, die Citadellen zu Lille, Valenciennes, Aire, Bethune und Bapaume niederreißen lassen, und machten sich Hoffnung, daß alle diese Städte bey ihrer Parthey fest halten würden. Arras war der Conföderation beygetreten. Denen alten Truppen hatten sie alle rückständigen Summen

men ausgezahlt. Unter diesen Umständen verließen sie sich ganz auf die Festigkeit so vieler Städte, die sie gewiß zu haben glaubten; sie versäumten dagegen alle andern Mittel der Vorsichtigkeit, und beschäfftigten sich, da das Feuer des Krieges am heftigsten brannte, mit Verfertigung solcher Verordnungen, die nicht anders, als im Frieden Statt finden konnten. Ihre Armee, die in der Nachbarschaft von Namur stand, ließ einen ganzen Winter verstreichen, ohne etwas beträchtliches gethan zu haben. Man war zufrieden, daß man sich Meister von Bovines an der Maas, und von dem Schlosse zu Despontin gemacht hatte.

Der Prinz von Oranien wollte nicht, daß man den Angriff der Feinde abwarten, sondern sie selbst angreifen sollte, weil sonst die conföderirten Städte eines Krieges müde werden würden, von dem sie das Ende nicht absehen könnten, und endlich das Joch des Stärkern zu übernehmen eben so geneigt werden möchten, als sie anfänglich Eifer bezeigt hätten, ihre Freyheit wieder zu erlangen. Die Stände aber suchten die Sachen nur aufzuhalten, und bis zur Zurückkunft der Deputirten Zeit zu gewinnen, die sie nach Spanien geschickt hatten.

Während dieser Zeit erhielt Dom Juan eine Bulle vom Pabste, durch welche Se. Heiligkeit dem Prinzen und allen, die es mit seiner Parthey hielten, eine gänzliche Erlassung von ihren Sünden zugestand. Durch diese Gunstbezeugung des Pabsts ermuntert, stellte Dom

Juan

Juan seine Truppen in die Gefilde bey Namur, mit dem Vorsatze, sie nach Brabant zu führen. Die Niederländer stellten sich ihrer Seits auch in Schlachtordnung, um ihm den Weg zu versperren. Es währte nicht lange, als es zum Handgemenge kam. Das Treffen fiel bey der kleinen Stadt Giblou vor. Die Spanier erhielten den Sieg. Dom Juan machte sich hierauf Meister von Louvain, Tillemont und Sichem. Unter diesen drey Städten that allein die letztere einen tapfern Widerstand. Sie wurde mit Sturm erobert, und die Belagerer verlohren dabey viel Volks. Dom Juan rächete sich dafür auf die grausamste Art. Er ließ den Commendanten nebst allen Officieren der Besatzung aufhängen. Alle Soldaten und Einwohner, die den Spaniern in die Hände fielen, wurden ermordet, oder in den nächsten Fluß gestürzt. Die Stadt Nivelle wurde gleichfalls belagert. Der Commendant dieses Platzes, der vier Anfälle auf einander ausgehalten hatte, und sich keine Hoffnung zu einiger Verstärkung machen konnte, schloß eine rühmliche Capitulation, die anfänglich, so lange Dom Juan selbst gegenwärtig war, gut genuug gehalten wurde; kaum aber hatte dieser Prinz den Rücken gewendet, als die ganze Wuth der Belagerer gegen die Blessirten und Kranken ausbrach, und man alle diese Unglücklichen umbrachte, die der Krieg verschont hatte. Eine Menge Plätze b) ergaben sich an die Spanier.

Dom

b) Roeux, Soignies, Bins, Beaumont, Walcourt, Maubeuge.

Dom Juan that auf Mastricht einen Versuch, der aber nicht glückte. Die Engländer, die in diesem Platze lagen, verhinderten, daß er den Feinden nicht übergeben wurde.

Die Deputirten, welche die Stände nach Spanien geschickt hatten, brachten die Antwort Sr. catholischen Majestät schriftlich zurück. Philipp setzte in seinem Schreiben voraus, daß die Conföderirten sich anheischig gemacht hätten, die catholische Religion in Flandern auf eben den Fuß wieder herzustellen, wie sie zu Lebzeiten des Kaisers Carls V in den Provinzen gewesen war. Dieser Artikel war dem Vergleiche zu Gent gerade entgegen, den doch Dom Juan zu halten versprochen hatte, und der auch von Sr. catholischen Majestät war bestätigt worden. Die Stände muthmaßten daher, daß weder Philipp noch der Prinz diesen Vergleich beobachten wollten, und daß sie nur einen bequemen Vorwand suchten, denselben zu brechen. Sie nahmen demnach die Antwort des Königs für eine offenbare Kriegserklärung an; so, daß die Deputation der Stände weiter zu nichts diente, als den Niederländern zu zeigen, daß mit dem spanischen Hofe kein Vergleich zu hoffen sey.

Der Erzherzog und der Prinz von Oranien, die sich überzeugten, daß Dom Juan, nach der Schlacht bey Giblou, ohnfehlbar Brüssel angreifen würde, hatten zur Aushaltung einer Belagerung alle nöthigen Anstalten gemacht. Sie schickten auch eine starke Garnison nach Mecheln,

cheln, und nachdem sie alle Veranstaltungen zur Vertheidigung dieser Plätze getroffen hatten, kehrten sie nach Antwerpen zurück. Um diese Zeit geschahe es ohngefähr, daß Amsterdam die Parthey der Conföderirten ergriff. Diese so reiche und mächtige Stadt war stets den Protestanten zuwider gewesen. Die Franciscanermönche hatten den Einwohnern beständig in den Ohren gelegen, und verhindert, daß sie das Joch der spanischen Herrschaft nicht abschüttelten. Der Prinz von Oranien war aber endlich so glücklich, daß er die vornehmsten Bürger auf seine Seite brachte, und sie zur Annehmung des zu Gent geschloßnen Vergleichs beredete. Die Protestanten beschlossen nun sich zu rächen: sie griffen zu den Waffen, verjagten die Geistlichen und Mönche aus der Stadt, plünderten die Kirchen, zerbrachen die Statuen und Bilder, und schafften die Ausübung der römischen Religion gänzlich ab. Diese gewaltsame Abänderung, die vielleicht jetzt dem Prinzen von Oranien nützlich war, zog ihm viele Feinde zu, und that ihm in der Folge großen Schaden.

Dom Juan schlief seiner Seits auch nicht ein. Nachdem es ihm mit Mastricht nicht hatte gelingen wollen, richtete er seine Absicht auf die Belagerung der Stadt Philippeville. Man öffnete die Laufgräben. Der Prinz gab selbst ein gutes Beyspiel, indem er Faschinen herzu trug, und alles wie der gemeinste Soldat mit angriff. Er ließ sichs so angelegen seyn, daß er sich eine Krankheit zuzog, die sehr viel zu seinem

nem Tode beytrug. Die Belagerten vertheidigten sich herzhaft; ein französischer Edelmann aber, und der Gouverneur des Platzes selbst, riethen der Besatzung, sich zu ergeben, und die Niederländer willigten endlich darein. Die Krankheit des Dom Juan wurde so stark, daß er nicht bey der Armee bleiben konnte, sondern sich nach Namur zurück begeben mußte. Der Prinz von Parma, sein Generallieutenant, drang ins Limburgische ein, und machte sich anfänglich von einigen kleinen Plätzen, und hernach auch von der Hauptstadt Limburg selbst Meister. Valkenburg ergab sich auch bald hernach; die Stadt Dalem wurde mit Gewalt erobert, und alles mit Feuer und Schwerdt verwüstet. Nach diesen Verrichtungen theilte Alexander von Parma seine Armee mit dem Octavius von Gonzagua. Dieser hielt sich in den Gegenden um Brüssel und Mons eine Weile auf, wo er übel hausete, und hoffte, daß unterdeß die heimlichen Anhänger, die er in Mecheln hatte, einige Bewegungen zu seinem Vortheile machen würden; er betrog sich aber in seiner Hoffnung. Die Stände stellten zu gleicher Zeit ein zahlreiches Heer ins Feld, und Gonzagua sahe sich genöthigt, sich zurück zu ziehen, nachdem er war geschlagen worden. Die Spanier verließen demnach alle kleinen Plätze, die sie erobert hatten. Sie warfen Truppen in Louvain, in Löwen, in Nivelle, und schlugen ihr Lager unter Tillemont auf. Es fiel ein Treffen bey Herzo-

genbusch vor, wo der Vortheil auf beyden Seiten ziemlich gleich war.

Der Herzog von Anjou c), der seit langer Zeit einen festen Fuß in den Niederlanden zu haben wünschte, schickte einige angesehene Männer an die Stände, um ihnen seine Person, seine Freunde und seinen Credit anzubieten. Man gab zur Antwort, daß man den Prinzen mit Vergnügen sehen würde. Der Herzog von Anjou hatte schon sechs tausend Mann Infanterie, und tausend Mann Cavalerie beysammen; da aber diese Truppen nicht bezahlt wurden, so kann man auch den Schaden nicht beschreiben, den sie überall anrichteten. Der König in Frankreich, der sehr wünschte seinen Bruder außerhalb dem Königreiche zu sehen, schloß die Augen vor diesen Unordnungen zu. Endlich kamen diese Franzosen nach Flandern, mehr Feinde als Freunde, indem sie allenthalben die gräulichsten Verwüstungen anrichteten.

Die Ankunft des Herzogs von Anjou that den Progressen des Dom Juan ein wenig Einhalt. Dieser nun, der die Niederländer nicht gern in genauere Verbindung mit den Franzosen wollte treten lassen, machte sogleich seine letzten Ordern bekannt, die er vom spanischen Hofe erhalten hatte, und worinne ihm die ganze Gewalt des Königs übertragen wurde. Kraft dessen

c) Es war eben der, den man ehemals den Herzog von Alenson nannte, und welchem die Niederländer Anerbietungen gethan hatten, wie ich anderwärts gesagt habe.

dessen wollte er den Niederländern eine Generalamnestie zugestehen, doch unter der Bedingung, daß man innerhalb zwanzig Tagen die Waffen niederlegte; daß man die catholische Religion in Flandern wieder auf festen Fuß setzte, und daß man sich der Herrschaft Sr. catholischen Majestät ohne Vorbehalt wieder unterwürfe. Um auch den Ständen zu gleicher Zeit einige Genugthuung zu verschaffen, versicherte Dom Juan aufs neue, daß er entschlossen sey, die fremden Truppen aus den Niederlanden ausmarschiren zu lassen; damit er seine Versprechungen auch durch die Aufführung bestätigte, verabschiedete er die Franzosen, die unter seiner Armee dienten. Dieses geschah aber nur, weil sie ihm verdächtig geworden waren, seitdem der Herzog von Anjou den Fuß in die Niederlande gesetzt hatte.

Der Kaiser **Rudolph** ernannte indeß auf Bitten **Philipps** II Abgesandte, die an einem Vergleiche zwischen dem spanischen Hofe und den Ständen von Flandern arbeiten sollten. Diese Bevollmächtigte waren die Churfürsten von Trier und Cölln, der Erzbischof von Salzburg, der Herzog von Bayern und der Graf von Schwarzburg. Dieser letztere machte sich noch eher als seine Collegen auf den Weg, und begab sich nach Flandern. Nachdem er den Ständen von den guten Absichten Sr. kaiserlichen Majestät Nachricht gegeben, und den traurigen Zustand beklagt hatte, in welchen ihre Uneinigkeit sie gestürzt habe, drang er besonders auf

zwey Stücke: nämlich, auf die Wiederherstellung der römischen Religion, und auf den ihrem Herrn schuldigen Gehorsam. Die Stände ergriffen die Gelegenheit, und ließen eine weitläuftige Schrift ausgehen, in welcher sie zu beweisen suchten, daß durch den Vergleich zu Gent diesen beyden Puncten schon so viel Genüge geschehen sey, als möglich gewesen; daß es aber nicht in ihrem Vermögen stehe, die Religion wieder auf den Fuß zu setzen, wie sie zu Lebzeiten Kaiser Carls V gewesen sey; daß man dieses Unternehmen nicht wagen könne, ohne das Feuer des bürgerlichen Krieges wieder anzuzünden; daß alle Provinzen, besonders Holland und Seeland, nie darein willigen würden, sich dem Joche der Inquisition zu unterwerfen. Man beklagte sich hierauf über den Dom Juan und die spanischen Minister, die mit ihren verderblichen Rathschlägen, die sie dem Könige gegeben, die Niederländer genöthigt hätten, die härtesten Mittel zur Erhaltung ihrer Freyheit zu ergreifen. „Wir bitten den Kaiser, „setzten sie hinzu, „mit diesen unglücklichen Provinzen, die „einen beträchtlichen Theil des Reichs ausma„chen, Mitleiden zu haben; die Gewalt, die „ihm Gott gegeben, dazu anzuwenden, daß das „Feuer des bürgerlichen Krieges ausgelöscht „werde, und zu verhindern, daß es nicht wei„ter um sich greife. Wir bitten ihn, einen bil„ligen und dauerhaften Frieden den Niederlan„den zu verschaffen, die catholische Religion

„und

„und die Gewalt des Königs in diesen Landen „zu befestigen.„

Die Stände gaben hierauf zu Antwerpen eine Verordnung heraus, wodurch der Vergleich zu Gent aufs neue bestätigt, und allen Niederländern befohlen wurde, sich genau nach demselben aufzuführen. Da man aber die Uebung der reformirten Religion, mit Ausnahme der Provinzen Seeland und Holland, darinne verbot, so wurde auf diese neue Verordnung nicht geachtet, weil die Zahl der Protestanten zu stark geworden war, und man ihren Beystand nöthig hatte, um sich gegen die Unternehmungen des spanischen Hofes zu schützen. Man foderte die ganze Geistlichkeit zu Antwerpen vor, daß sie die Beobachtung der letzten Verordnung beschwören sollte. Die Prälaten thaten es ohne Bedenken; die Jesuiten aber wollten nicht gehorchen, und wurden aus der Stadt gejagt. Die Franciscaner wollten gleichfalls nicht sogleich daran: von vierzigen waren zwanzig, die sich unterwarfen; die andern blieben bey ihrer Weigerung, und hatten mit den Jesuiten gleiches Schicksal. Diese Begebenheit machte den Haß aufs neue rege, den man gegen die Franciscaner schon hatte. Einer von den berühmtesten Predigern ihres Ordens trug auch nicht wenig bey, seine Mitbrüder verhaßt zu machen. Es waren ihm schon mehr als einmal einige satyrische Ausdrücke in seinen Predigten wider die Stände und den niederländischen Adel entwischt. Man beschuldigte ihn auch, daß er der Stifter

einer andächtigen Versammlung sey, und ihr gewisse Regeln im Geheim vorgeschrieben habe, welche die Schamhaftigkeit zu beleidigen schienen. Diese allgemeine Erbitterung zog sehr traurige Folgen für die Franciscaner nach sich. Einige Layenbrüder, die über diese Mönche misvergnügt waren, klagten sie bey der Obrigkeit der abscheulichsten Verbrechen wegen an. Man nahm sie in Verhaft, und machte ihnen den Proceß. Verschiedene von ihnen wurden schuldig befunden; drey derselben verdammte man zum Feuer, und drey andere zum Staupbesen. Man gieng zu Gent nicht weniger streng mit ihnen um. Vier Franciscaner und ein Augustiner, die man eben dieses Verbrechens überführte, wurden öffentlich verbrannt. Verschiedene andere wurden zum Staupbesen verurtheilt, und man jagte alle vier Orden der Bettelmönche aus der Stadt. Da man den Jesuiten von Seiten der Sitten nichts vorzuwerfen hatte, so war ihre Verjagung aus Antwerpen auch die einzige Strafe, die man ihnen anthat.

Da der Kaiser einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben hatte, schickte der Erzherzog den Herrn von St. Aldegonde auf denselben, welcher wider die Tyranney der Spanier heftig loszog. Er rief alle Glieder des Reichs um Hülfe an, und stellte ihnen vor, daß das Feuer, das sich in Flandern entzündet habe, sie selbst bedrohe, wenn man nicht darauf bedacht wäre, zu verhindern, daß es nicht weiter um sich griffe. Die Stände beschlossen ihrer Seits den Krieg

gegen

gegen den Dom Juan mit Nachdruck fortzusetzen. Elisabeth leistete ihnen mit Gelde Beystand, das sie zu Anwerbung neuer Truppen anwandten. Die Catholicken, die sich einbildeten, daß der Prinz von Oranien die römische Religion über den Haufen werfen wolle, machten damals eine neue Parthey, um sich gegen die Unternehmungen der Protestanten zu verwahren.

Als der Herzog von Anjou in Flandern angekommen war, gab er ein Manifest heraus, in welchem er sich erklärte, daß es seine Absicht nicht sey, die Vertheidigung eines wider seinen rechtmäßigen Herrn aufrührischen Volkes über sich zu nehmen; sondern daß er bloß den Frieden und die Eintracht unter den conföderirten Provinzen erhalten, die Misbräuche, die sich in der Regierung eingeschlichen, verbessern, die Niederländer von allen beschwerlichen Auflagen befreyen, und ihnen zu dem Besitz ihrer Privilegien wieder verhelfen wolle. Er rief den Himmel zum Zeugen an, daß er weder aus Geiz noch aus Herschsucht die Waffen ergriffen habe, sondern daß die Erinnerung an seine Pflicht, und das Verlangen, einem unglücklichen Volke Erleichterung zu verschaffen, die einzigen Bewegungsgründe wären, die ihn zum Kriege veranlaßt hätten. Er bat zugleich alle, die ihm in einem so lobenswürdigen Vorhaben beystehen wollten, auf seine Seite zu treten, und mit ihm die Vortheile und den Ruhm, die von einer solchen Unternehmung unzertrennlich wären, zu

theilen. Es ist etwas sehr seltenes, daß große Herren aus dergleichen Bewegungsgründen handeln sollten. Ihre Aufführung kömmt auch sehr selten mit den guten und vortrefflichen Gesinnungen überein, die sie in ihren Manifesten an den Tag legen.

Der Herzog und die Stände schlossen einen Tractat, von welchem die vornehmsten Artikel folgende sind: daß der Prinz die Vertheidigung der Niederlande übernehmen, und zum Beschützer der Freyheit erklärt werden solle; daß er bey der Armee den Titel und die Gewalt eines Generals mit demjenigen theilen solle, der die gesammten Stände dabey vorstellte, wie er denn auch von ihnen bloß ernennt werden, und in Abwesenheit des Prinzen das Commando ganz allein führen müßte; daß die Regierung der gesammten Provinzen in den Händen der Stände bleiben solle, mit der Bedingung, daß sie versprächen, sich keinen andern Herrn zu wählen, als den Herzog von Anjou, im Fall sie den Vorsatz faßten, sich der spanischen Herrschaft gänzlich zu entziehen; daß der Prinz alle Eroberungen behalten solle, die er jenseits der Maas machen würde; die aber dißseits der Maas gelegen wären, sollten den Ständen zugehören; daß er alle die als seine Feinde ansehen solle, die von den Conföderirten verbannt worden wären, besonders die Spanier und ihre Anhänger.

Die Truppen versammelten sich indeß in großer Anzahl auf der Grenze, und da die französische

zösische Armee eben so sehr ausschweifte als die spanische, so war das Land umher Tag für Tag dem Geize und der Wildheit der Soldaten ausgesetzt. Man erzählt bey dieser Gelegenheit ein paar Begebenheiten, die in dieser Geschichte gar wohl einen Platz verdienen. Der Capitain Pont, ein Franzos, hatte sein Quartier in dem Dorfe Becourt, bey einem reichen Landmanne, Namens **Johann Millet**, der drey sehr schöne Töchter hatte. Die älteste, die ihre beyden Schwestern an Schönheit noch übertraf, war sehr besorgt, daß es dem Capitain an nichts fehlen sollte. Die Sorgfalt dieses liebenswürdigen Dorfmägdchens gab dem französischen Officier Gelegenheit, sie österer und mit Aufmerksamkeit zu sehen. Er ward in sie verliebt, und dachte weiter an nichts, als wie er seine Leidenschaft befriedigen wollte. Eines Tages, als er mit verschiedenen andern Officieren bey Tische saß, bat er den Vater und die Tochter Gesellsellschaft zu leisten, und diese glaubten, daß sie es ihm nicht abschlagen dürften. Mitten über der Mahlzeit, als der Wein der Liebe neues Feuer gab, fragte der Capitain seinen Wirth im Scherze, ob er ihm seine Tochter zur Frau geben wolle. Der Landmann, dem es nicht an gesunder Vernunft fehlte, merkte sogleich, worauf es abgesehen wäre, und entschuldigte es mit der Ungleichheit des Standes, wenn er ihm abschlägige Antwort gäbe. Der Officier aber, der darüber in Hitze gerieth, und entsetzliche Flüche that, warf ihn mit Ungestüm aus dem Saale

hinaus. Die Tochter wollte ihrem Vater folgen, wurde aber von einigen Soldaten zurück gehalten, und ihres Geschreyes, ihrer Thränen ungeachtet, begieng der Capitain die empfindlichste Gewaltthat an ihr, worauf er sie den viehischen Begierden der andern überließ. Sie setzten sich nach diesem wieder zur Tafel, und nöthigten das junge Frauenzimmer, daß sie ihren Platz auch wieder einnehmen mußte. Da ihre Denkungsart über ihren Stand war, so war sie weniger geneigt, ihr Unglück zu beweinen, als eine Gelegenheit sich zu rächen zu ergreifen. Sie verbarg aber ihren Groll, und stellte sich so aufgeräumt an, als ob ihr die wiederfahrne Beleidigung gar nicht zu Herzen gienge. Sie mußte sich gefallen lassen, die unzüchtigsten Reden von Leuten, bey denen man die Schamhaftigkeit nicht suchen muß, anzuhören. Ihr Vorhaben kam ihr nicht aus dem Sinne, und sie ersahe dazu die Gelegenheit, als der Capitain sich gegen einen seiner Leute wandte, der ihm etwas ins Ohr sagte, da sie ihm dann das Herz mit einem Messer durchstach.

Nach dieser herzhaften That warf sie den Tisch um, und eilte, während, daß die andern Officiere sich mit dem Capitaine beschäfftigten, zu ihrem Vater, dem sie ihr Unglück erzählte, und die Flucht zu nehmen bat. Da sie ihre Entehrung nicht überleben wollte, erwartete sie unerschrocken die Soldaten, die ihr nachkamen. Sie nahmen und banden sie an einen Baum, um sie mit Flinten todt zu schießen. Dieses

herzhafte Mägdchen empfahl Gott ihre Seele, wandte sich hernach an ihre Mörder, und sagte: „Tödtet mich nur, Barbaren! Nach dem grau„samen Verfahren, das ich von euch habe erdul„den müssen, nehme ich den Tod als eine Wohl„that von euren Händen an. Der Himmel, der „mich durch den Untergang eures Capitains ge„rochen hat, wird auch diese letzte Schandthat „nicht ungestraft lassen.„ Der Erfolg bestätigte diese Vorhersagung; den als der Vater das Schicksal seiner Tochter erfuhr, brachte es seine Verzweiflung aufs höchste. Er veranlaßte, daß alle Bauern in der Gegend die Waffen ergriffen, und nicht allein diese Bösewichter, sondern vier ganze Compagnien Franzosen ums Leben brachten, daß nicht ein einziger Mann davon kam. Die andere Begebenheit ist nicht weniger schrecklich, hatte aber einen von jener ganz verschiedenen Ausgang. Ein spanischer Hauptmann von altem Adel, lag bey einem Advocaten im Quartiere, welcher eine sehr schöne Tochter hatte. Der Officicier, der sich in sie verliebt hatte, und eines Tages Gelegenheit fand, sie auf die Seite zu ziehen, ließ sich verleiten, ihr Gewalt anzuthun; das tugendhafte Frauenzimmer aber bemächtigte sich des Dolchs des Spaniers, und gab ihm einen so derben Stich, daß er zur Erde fiel, und im Blute badete. Die Wunde war tödtlich, und er verlangte einen Beichtvater. Nachdem er sein Verbrechen bekannt, und es schmerzlich bereuet hatte, bat er, daß man das junge Frauenzimmer zu ihm bringen sollte. Sie

kam,

kam, und der Sterbende sagte zu ihr: „Ich „würde mich beruhigen können, wenn ich von „Ihnen, ehe ich sterbe, Vergebung der Belei„digung erhielte, die ich Ihnen angethan habe; „aber ich habe es für meine Pflicht gehalten, „meinen Fehler auf eine anständigere Art gut zu „machen. Da mein Vergehen und Ihre Tu„gend mich außer Stand gesetzt haben, Ihnen „meine Person anbieten zu können, so nehmen „Sie wenigstens mit dem Namen meiner Ge„mahlinn, den ich Ihnen gebe, das Geschenk „aller meiner Güter an. Die, die von der Be„leidigung hören werden, die Ihnen von mir „wiederfahren ist, sollen zugleich wissen, daß eine „rühmliche Heyrath der Preiß der Mühe gewe„sen ist, die ich mir gegeben, Sie zu entehren.„ Er ließ sich dieses Frauenzimmer antrauen, und starb in wenig Stunden darnach.

Die Armee der Conföderirten war dreyßig tausend Mann stark, und der Spanier ihre gab dieser an der Zahl nichts nach. Dom Juan, der sich ein wenig besser befand, stellte sich an die Spitze seiner Truppen, und zeigte sich den Feinden, die zwischen Liere und Herrnthal gelagert waren. Es fiel ein Treffen vor, das von früh bis in die Nacht währete, und eines der hitzigsten war. Es war der erste August im Jahre 1578. und die Hitze war so groß, daß die meisten Soldaten ihre Hemden ausziehen, und ganz nackend fechten mußten. Die spanische Armee wurde geschlagen, und ließ ohngefähr neun hundert

dert Mann auf dem Wahlplatze. Auf Seiten der Conföderirten war die Zahl der Todten etwas geringer. Dom Juan, dessen Gesundheit von Tag zu Tage schwächer wurde, zog sich gegen Namur, und wollte sein Lager an der Maas aufschlagen, um die Truppen zu erwarten, die ihm aus Deutschland zugeschickt werden sollten. Die Stadt Arschot wurde von den Niederländern überrumpelt, welche die Garnison niedermachten, den Platz plünderten, und ihn hernach wieder verließen, um sich wieder zu ihrer Armee zu begeben. Kaum waren sie heraus, als einige spanische Truppen in dieselben einzogen, gleich als ob sie derselben hätten zu Hülfe kommen wollen. Sie machten aber alle Einwohner nieder, die sich unterstanden, sich zur Wehre zu setzen; sie nahmen das wenige vollends weg, was die Niederländer übrig gelassen hatten, und zündeten endlich den Platz an. Der Herzog von Anjou bemächtigte sich hernach der Schlösser Sart und La Motte. Genap und Nivelle ergaben sich mit Capitulation.

Die Protestanten, deren Anzahl sich in ganz Flandern stark vermehrt hatte, übergaben an den Erzherzog und an die Stände eine Bittschrift, worinne sie um die freye Religionsübung Ansuchung thaten. Sie stellten die Gründe vor, die sie bewogen hatten, sich von der römischen Kirche zu trennen, und zogen besonders gegen die Grausamkeit des Herzogs von Alba los, den sie beschuldigten, daß er bis auf achtzehntausend Personen durch die Hand des Scharfrichters

habe

habe hinrichten lassen. Dom Ludewig de Requesens wurde gleichfalls nicht geschont. Man beschuldigte ihn zwar nicht, daß er Blut vergossen, aber wohl Verbannung und Verjagung zu Hülfe genommen, um ein unschuldiges Volk zu unterdrücken. Sie suchten mit verschiedenen Gründen darzuthun, daß man, der öffentlichen Ruhe unbeschadet, gar wohl zwo verschiedene Religionen dulden könne. Sie bewiesen es mit dem Beyspiele der ersten Christen und der Kaiser, besonders der vier letztern, welche Deutschland beherrscht hatten, ohne von verschiedenen andern Prinzen, und dem Pabste selbst zu reden, welcher den Juden sogar in Rom Synagogen zu haben erlaubt.

Der Erzherzog und die Stände waren der Meynung, daß man dem Volke in etwas nachgeben müsse, da es fast in allen flandrischen Städten mit neuen Meynungen angesteckt sey. Es wurde demnach beschlossen, die Gewissensfreyheit zu gestatten, mit der Bedingung, daß sie nur in den Städten statt haben solle, die sich derselben bedienen wollten. Das Edict, das bey dieser Gelegenheit gegeben wurde, enthielt sechs und dreyßig Artikel, von denen keiner dem Vergleiche zu Gent widersprach. Vermöge dieses Edicts wurden den Protestanten zu Antwerpen, zu Brüssel, zu Mecheln, zu Bergen, zu Breda, zu Liere, zu Brügge, zu Ypern, in ganz Frießland und Geldern Tempel eingeräumt.

Die Bevollmächtigten des Kaisers, des Königs in Frankreich und der Königinn von England, die einen Vergleich zwischen den Einwohnern der Niederlande und dem spanischen Hofe stiften sollten, konnten nicht das geringste über den Dom Juan gewinnen. Dieser Prinz wollte von keinen Vorschlägen eher etwas hören, bis die Stände vorläufig versprochen hätten, die Ausübung der protestantischen Religion in Flandern nicht zu gestatten, die Waffen niederzulegen, und den Prinzen von Oranien nach Holland zurück zu schicken. Ueberzeugt, daß die Stände, aus Mangel des Geldes, die fremden Truppen, die sie in Dienste genommen hatten, nicht lange würden unterhalten können, faßte Dom Juan den Entschluß, den Krieg in die Länge zu ziehen, um sie vollends recht auszusaugen. Es entstanden neue Unruhen in den Niederlanden, zu eben der Zeit, da man sich mit Unterredungen beschäfftigte, um diesen unglücklichen Provinzen, wenn es möglich wäre, den Frieden wieder zu verschaffen.

Die meisten Genter, welche Protestanten waren, ließen sich zu allen Arten von Ausschweifungen gegen die Catholiken verleiten. Niemand beobachtete weniger den Vergleich, der von ihrer Stadt den Namen hatte, als sie. Sie weigerten sich sogar die Contributionen zu bezahlen, die allen Städten in Flandern aufgelegt waren, und schienen dadurch sich nicht allein der spanischen Herrschaft, sondern auch dem Gehorsame, den sie den Ständen schuldig waren, entziehen

zu

zu wollen. Sie zogen Brügge und Ypern auf ihre Seite, und setzten Gouverneurs daselbst, so wie auch in den Städten Dendermonde, Oudenarde, Alost und in allen andern kleinen flandrischen Städten. Sie warben eigenmächtig Truppen an, setzten die Festungswerke ihrer Stadt wieder in den Stand, welche Carl V eines Aufruhrs wegen im Jahre 1539 hatte niederreißen lassen; sie nahmen ferner alle Glocken von den Kirchen, thaten eine Menge Kupfer und Erz hinzu, und gossen daraus eine beträchtliche Anzahl Canonen. Die Güter der Geistlichkeit hatten sie nicht bloß eingezogen, sondern ließen sie auch durch öffentlichen Ausruf verkaufen; die Klöster und Kirchen rissen sie nieder, und schafften den römischen Gottesdienst gänzlich ab.

Die vornehmsten Anführer der Aufrührer waren Johann Imbise, Wilhelm Boucluyt und Joseph von Trieste. Alles gieng durch die Hände dieser drey Männer, von welchen Imbise die Würde eines Bürgermeisters erhielt, welches die vornehmste Bedienung in der Stadt war. Er war ein stolzer, geiziger und herschsüchtiger Mann; da man aber seiner Sorgfalt die neuen Festungswerke hauptsächlich zu danken hatte, und er gewissermaßen der Wiederhersteller des alten Glanzes dieser Stadt gewesen war, so hatte er sich auch dadurch in besondere Gunst beym Volke gesetzt. Michael de la Huguerie und Sarrazin, beyde Franzosen, waren die Vertrauten dieses Triumvirs. Er that nichts ohne ihren Rath, und sie ermangelten

gelten auch nicht, ihm beständig Materie zu geben, wodurch neue Unruhen erregt werden konnten.

Es erhob sich um diese Zeit die Faction der d) Misvergnügten. Sie bestand größtentheils nur aus einigen vornehmen Catholiken und dem Adel der wallonischen Provinzen, welche nicht leiden wollten, daß ihnen das gemeine Volk Gesetze vorschrieb, da sie sonst die ansehnlichsten Posten bey den Armeen verwaltet hatten. Diese Herren verlangten gleichfalls, in Betrachtung derer dem Staate geleisteten Dienste, an der Regierung den größten Antheil zu haben, und sahen es sehr ungern, daß die flandrischen Städte die ganze Gewalt dem Prinzen von Oranien in die Hände gegeben hatten. Sie beschlossen demnach, die Contributionen, welche die Stände zur Vertheidigung der gemeinen Sache ausgeschrieben hatten, zu ihrem eigenen Nutzen anzuwenden, und warben eine Armee an, um, wie sie sagten, die Religion, die Freyheit des Landes und die Rechte des Adels zu schützen. Die Häupter dieser neuen Parthey waren Matthäus Moulard, Bischof zu Arras, Heinrich Ives,

d) Die Protestanten nannten die, die an dieser Faction Antheil nahmen, Paternostersoldaten. Die Franzosen hingegen gaben ihnen den Namen Weißaugen, welchen sie von den Schafen entlehnten, denen bey gewissen innerlichen Krankheiten die Augen weiß werden.

Ives, Abt zu Marolles, und Johann von Linden. Sie hatten bisher die heftigsten Feinde der spanischen Herrschaft zu seyn geschienen; als sie aber sahen, daß der Prinz von Oranien, vom Volke unterstützt, unvermerkt alle Gewalt an sich zog, ließen sie sich ihr eigenes Werk gereuen, und beobachteten eine ganz andere Aufführung. Sie gaben ein Manifest heraus, in welchem sie wider die Acte protestirten, die die Gewissensfreyheit bestätigte; sie erklärten, daß sie entschlossen wären, sich derselben mit Gefahr ihrer Güter, und selbst ihres Lebens zu widersetzen.

Die wallonischen Soldaten, welche die Schuld auf die Genter schoben, daß ihnen ihr Sold nicht bezahlt würde, überfielen Flandern, und raubten und plünderten auf eine unbarmherzige Art. Sie brachten innerhalb acht Monaten über dreymal hundert tausend Gulden von den unglücklichen Einwohnern dieser Provinz zusammen. Die Genter stellten gleichfalls ihre Armee ins Feld: da aber ihre Truppen sich besser schickten, mit Geistlichen, Mönchen und Nonnen, als mit alten Soldaten, wie die waren, die man ihnen entgegen stellte, Krieg zu führen, so wurden sie fast allemal geschlagen. Als sie sich an Anzahl stärker sahen, wagten sie es über die Grenze der Provinz zu gehen, und thaten Streifereyen bis in das Gebiete von Lille. Diese neuen Trennungen verursachten, daß die Gelder nicht richtig bezahlt wurden, welche jede Provinz zu den Kosten des gemeinschaftlichen Krieges hergeben mußte;

mußte; man kam daher auch in der Sache nicht weit fort, und es konnten keine tüchtigen Maaßregeln ergriffen werden.

Der Prinz von Oranien, der den Verdacht, daß er an den Unruhen zu Gent Schuld sey, von sich ablehnen wollte, glaubte denselben nicht besser widerlegen zu können, als wenn man ihm die Stillung dieser Unruhen endlich ganz allein zu danken hätte. Er begab sich demnach zu den Gentern, und nachdem er ihnen verschiedene sehr kluge Vorstellungen gethan hatte, verglich man sich endlich über gewisse Artikel, welche wenigstens in einigen Stücken die römische Religion in Sicherheit setzten. Man stellte die freye Uebung derselben wieder her, doch mit gewissen Einschränkungen. Es wurde auch festgesetzt, daß die Protestanten und Catholiken, weder öffentlich noch heimlich, am wenigsten aber in ihren Predigten, auf einander schmähen und schelten sollten; ingleichen sollten sie einander keine Vorwürfe machen, wodurch das Feuer des Aufruhrs wieder entzündet werden könnte; die einen und die andern sollten sich den Verordnungen der Obrigkeit unterwerfen, die über sie zu gebieten habe, und sich den Befehlen der Generalstaaten gemäß bezeugen.

Nachdem er die Unruhen zu Gent gestillet hatte, blieb ihm nichts mehr übrig, als sich noch mit den Herren und Einwohnern der wallonischen Provinzen zu vertragen; diese Sache aber hatte ihre eigenen Schwierigkeiten. Sie wei-

gerten sich beständig, das letzte zum Besten der Protestanten gegebene Edict anzunehmen, und waren schon darauf bedacht, ihre Parthey zu verlassen, und wieder auf die Seite der Spanier zu treten. Diese hatten den Dom Juan von Oesterreich verloren, welcher am ersten October 1578. im Lager bey Namur starb. Man giebt vor, daß der Gram, da er sahe, daß ihm Philipp II keine Hülfe zuschickte, und ihn seinen Feinden preis geben zu wollen schien, daß der Gram darüber, sage ich, ihm eine auszehrende Krankheit zugezogen habe, die ihn endlich ins Grab stürzte. Alexander von Parma übernahm nach dem Tode des Dom Juan das Commando über die Truppen, und seine Thaten machten, daß man den Prinzen, dessen Nachfolger er war, bald vergaß. Dieser neue General rückte in Brabant ein, und machte sich sogleich von Falkenburg und Weert Meister. Von hier gieng er auf Carpen los, allwo die Besatzung aus fünf und vierzig Mann bestand. Indeß hatte doch der Commendant das Herz, oder vielmehr die Verwegenheit, daß er sich vertheidigen wollte. Die Spanier beschossen diesen kleinen Platz mit zwölf Canonen, und eroberten ihn mit Sturm. Alle Soldaten wurden nebst ihren Officieren und dem Commendanten aufgehangen. Der Prinz von Parma bemächtigte sich noch einiger andern kleinen Plätze, und verfuhr gegen die Besatzung mit gleicher Strenge.

Der Prinz Casimir, der bey den Ständen in Diensten war, und die Reuterey commandirte,

dirte, that eine Reise nach England. In einer Unterredung, die er mit der Königinn Elisabeth hielt, fragte ihn diese Prinzeßinn, warum die große Armee der Stände sich von selbst aus einander gestreuet habe, ohne etwas merkwürdiges gethan zu haben. Der Prinz antwortete ihr, daß man die Schuld den Franzosen geben müsse, welche stets mit dem Dom Juan ein geheimes Verständniß unterhalten hätten, und nicht so wohl nach den Niederlanden gekommen wären, um diesen unglücklichen Provinzen beyzustehen, als vielmehr sie mit den Spaniern einstimmig zu verwüsten. Er wiederholte öfters diese Sache, und gerieth gegen die Franzosen in Hitze, ohne daß jemand gegenwärtig war, der die Vertheidigung dieser Nation hätte übernehmen können. Unterdessen hatte sich der, der an der Stelle des Prinzen Casimir die Deutschen commandirte, genöthigt gesehen, mit den Spaniern handgemein zu werden; er hatte die Schlacht verloren, und sich in guter Ordnung zurück gezogen. Die Ueberwundenen hatten hierauf Deputirte an den Prinzen von Parma geschickt, und ihm vorstellen lassen, daß ihr Abzug aus den Niederlanden den Spaniern sehr vortheilhaft seyn werde, und daß sie bereit wären, nach Deutschland zurück zu gehen, wenn man ihnen nur den Sold auf sieben Monate bezahlen wollte, da sie sich denn auch anheischig machen wollten, eine gewisse festzusetzende Zeit über die Waffen gegen den König in Spanien nicht zu führen.

Der Prinz von Parma fand diesen Vorschlag sehr seltsam, und antwortete sogleich in folgenden Worten darauf: „Meine Herren „Deutschen, die Ihr euch ein Vergnügen daraus macht, die Ruhe der Christenheit zu stöhren, und euch nur von der Beute der Unglücklichen zu bereichern sucht, wisset, daß Ihr mit „Leuten zu thun habt, deren siegreiche Waffen „ihr schon kennen gelernt, und die mit Hülfe Gottes, der ein Beschützer der Gerechtigkeit „ist, Euch die Größe der Gefahr schon werden „empfinden lassen, welcher Ihr Euch ausgesetzt „habt. Hoffet nicht bey uns jene Leutseligkeit „zu finden, deren sich die Franzosen gegen ihre „Feinde bedienen. Wisset, daß Ihr jetzt den „Krieg nicht in Frankreich führet, und daß wir „unserm Herrn so schlecht zu dienen nicht willens „sind, als sie dem ihrigen dienen. Ihr fodert Geld „von uns, um Flandern zu verlassen, und wir „verlangen dagegen Geld von Euch, wenn Ihr „die Freyheit erhalten wollet, unbeschädigt wieder nach Hause zu gehen. Machet Euch demnach nur zum Schlagen fertig; denn der Courier ist schon bereit, der das Verzeichniß der „Todten, die unter unsern Streichen fallen werden, nach Spanien bringen soll.„

Als die Deutschen sahen, daß man über ihre Anfoderungen nur spottete, zogen sie sich zurück, so gut sie konnten. Sie verließen die Niederlande mit größerer Schande wieder, als sie mit Ruhme nach denselben gekommen waren. Elisabeth, welche die Nachricht davon erhielt, als

eben der pfälzische Prinz Casimir so schlecht von den Franzosen sprach, sagte lächelnd zu ihm: „Mein Vetter, ich sehe wohl, daß Eure Trup„pen, die Ihr gegen mich so sehr rühmet, nichts „von meinem Gelde haben wollen, weil sie es „lieber bey dem Prinzen von Parma und den „Spaniern suchen. Uebrigens bedaure ich Euch, „und biete Euch, um Euch dieses Zufalls wegen „zu trösten, alle Hülfe an, die Ihr von einer „Königinn, die Eure Freundinn ist, erwarten „könnet und sollet.„

Casimir, der von Natur aufgeblasen stolz war, wurde durch diese Anrede beleidiget, auf die er nichts zu antworten wußte. Indeß ließ er sich doch gefallen, eine Pension anzunehmen, die ihm die Königinn gab, worauf er England verließ, und sich nach Vlißingen begab. Er gieng von hier voller Erbitterung weiter, ohne den Erzherzog, noch einen andern von den vornehmen Niederländern besucht zu haben. Als er in Deutschland ankam, schalt er seine Truppen der schimpflichen Anträge wegen, die sie den Spaniern gethan hätten, und sie beschwerten sich dagen von ihrer Seite, daß er sich das Geld ganz zugeeignet habe, das er aus England erhalten.

Der Prinz von Parma, der nun weder die Deutschen, noch die Franzosen weiter fürchtete, (denn diese hatten ebenfalls den Dienst der Stände aufgegeben,) näherte sich der Stadt Antwerpen, nachdem er einen von seinen Generalen vorausgeschickt hatte, der sich von allen kleinen Plä-

tzen, die um diesen Ort herum liegen, Meister machen sollte. Die spanische Armee kam hierauf zu Burgerhout, anderhalb Meilen von Antwerpen, an, allwo die Armee der Stände im Lager stand, und sich fest verschanzt hatte. Es fiel sogleich zwischen beyden Partheyen ein kleines Treffen vor, das nicht viel bedeutete, und die Conföderirten, die zu wenig mit Cavalerie versehen waren, um sich in ein Haupttreffen einzulassen, zogen sich nach und nach bis an die Mauern von Antwerpen zurück. Der Prinz von Parma zündete ihr Lager an, und stellte sich, als ob er sie angreifen wollte; seine Truppen wurden aber von dem Geschütze zurück getrieben, das man aus der Stadt auf sie los feuerte. Der spanische General, der seine Soldaten an Lebensmitteln Mangel leiden sahe, begab sich hierauf nach Mastricht, und wollte sich von diesem Platze Meister machen, es koste, was es wolle, weil, wenn er diese Stadt den Conföderirten wegnahm, er seine Parthey ansehnlich verstärkte, und den Hülfsvölkern den Weg versperrete, welche die Feinde aus Deutschland an sich ziehen konnten. Unterwegens bemächtigte er sich des Schlosses Grobbendonc, zündete es an, und ließ alle Soldaten, die sich darinne befanden, aufhängen. Er setzte seinen Weg fort, und kam den 12 März 1579 vor Mastricht an, das er förmlich belagerte. La Noue, ein französischer von Adel, und einer von den Generalen der Armee der Stände, suchte eine Verstärkung in

in den Platz zu bringen; es wollte ihm aber damit nicht gelingen.

Die Einwohner zu Antwerpen bemüheten sich, Geld zusammen zu bringen, um Truppen in Sold zu nehmen, als die Hartnäckigkeit der Catholiken alle Gemüther in Bewegung brachte. Stolz auf den Schutz des Erzherzogs und der Wallonen, beschlossen sie, eine öffentliche Procession durch alle Gassen der Stadt anzustellen, ob ihnen gleich der Rath Vorstellungen dawider that, und ihnen anrieth, sich nicht aus den Mauern ihrer Kirchen zu wagen. Kaum aber waren sie ausgezogen, als die Wache sie anhielt; das Volk griff zu den Waffen, fiel die Procession an, tödtete einige davon, und nöthigte die andern, den Weg nach der Kirche zurück zu nehmen, welches mit solcher Eilfertigkeit und Unordnung geschah, daß viele umgestoßen und im Tumult zertreten wurden. Der Prinz von Oranien suchte den Aufruhr zu stillen, und erhielt einen Stillstand von drey Stunden, während welchen man die Partheyen mit einander wieder zu vereinigen suchte. Der Erzherzog beschwerte sich über diesen Vorfall, als über eine Beleidigung, die seine eigene Person angienge. Man überließ es ihm, den Streit zu entscheiden, und es wurde verglichen, daß man eine Art von Gewissensfreyheit gestatten wolle, so daß die catholische Geistlichkeit einige Kirchen in der Stadt behalten sollte; doch sollten die Mönche und Domkapitul davon ausgenommen seyn, und an dieser Vergünstigung keinen Antheil haben.

Der Prinz von Parma hatte jetzt mit der Belagerung von Mastricht zu thun. Die Besatzung bestand ohngefähr aus tausend Mann, theils Franzosen, Engländer, Schottländer und Niederländer; die Bürgerschaft stellte auch noch zwölf hundert Mann wohlbewaffnet auf den Platz. Die Stadt wurde demnach tapfer vertheidigt, und man that öftere Ausfälle, welche den Spaniern viel Volk kosteten. Strapatzen, Blessuren und Krankheiten nahmen aber die Besatzung so mit, daß ihre Anzahl sich gewaltig verminderte, und endlich kaum noch vier hundert Mann übrig blieben, die im Stande waren, die Waffen zu führen. Nach einer Belagerung von vier Monaten wurde endlich die Unterstadt mit Sturm erobert, und die Belagerten zogen sich in so großer Unordnung nach der Oberstadt, daß die Weiber und Kinder, die nicht geschwind genug über die Brücke kommen konnten, weil sie zu enge war, den Spaniern in die Hände fielen, die sie auf beyden Seiten hinab in den Fluß stürzten.

Die Oberstadt hielt sich nicht lange; alles, was darinne war, mußte sich auf Discretion ergeben. Die Ueberwinder machten drey Stunden lang alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Man suchte den Moncade und Tapin auf, welche in dem Platze commandirten, und beyde wurden gefunden. Der erste, der ein Spanier war, wurde gehangen; mit dem andern aber, der ein Franzos war, gieng man weit glimpflicher um. Er hatte unge-

ungemein viel Muth bewiesen, und der Prinz von Parma that ihm sehr vortheilhafte Anerbietungen, um ihn zu bereden, daß er in spanische Dienste treten sollte. Tapin aber wollte sich dazu nicht entschließen. Einige Tage darnach wurde er, als er am Fenster stand, durch einen Schuß getödtet, der ihn entweder von ohngefähr traf, oder mit Fleiß auf ihn gerichtet war, weil die Spanier sich gern einen Mann vom Halse schaffen wollten, vor dessen Herzhaftigkeit sie sich zu fürchten hatten. Mastricht wurde der Plünderung preis gegeben, und diese unglückliche Stadt, die eine von den volkreichsten in den Niederlanden war, wurde so wüste, daß man kaum noch drey hundert Einwohner in derselbenzählte. Auch diese verließen sie endlich noch, und sie wurde nach der Zeit von Bürgern aus Lüttich und von Landleuten aus der Gegend umher wieder besetzt. Die spanische Armee war zu sehr abgemattet, um weiter etwas unternehmen zu können, und der Prinz von Parma hatte sich selbst eine Krankheit zugezogen, welche sehr gefährlich war.

Man hatte indeß den Friedenscongreß eröffnet, der im vorigen Jahre nach Cölln war bestimmt worden. Jede Parthey hatte ihre Ansprüche und Foderungen schriftlich übergeben, und die Deputirten des Kaisers entwarfen darnach einen Vergleich, den sie den Deputirten der Stände einhändigten, und ihnen riethen, denselben anzunehmen; aber die Conföderirten wollten sich auf diesen neuen Vergleich nicht einlassen,

lassen, weil er, nach ihrer Meynung, den Verwirrungen, welche die Verschiedenheit der Religion in Flandern verursacht hatte, nicht gründlich abhalf, und ihnen keine Hoffnung zu einiger Änderung der Verordnungen des spanischen Hofes machte. In der That hatte sich auch Philipp ernstlich vorgesetzt, in allen ihm unterworfenen Ländern keine andere, als die catholische Religion, mit Ausschluß aller andern, zu dulden; Holland, Seeland und Bommel allein ausgenommen, als welchen man erlaubte, sich nach der Pacification zu Gent zu richten.

Die Acten der Conferenzen zu Cölln wurden öffentlich bekannt gemacht, und man antwortete darauf bald durch eine Schrift, in welcher der Verfasser sich angelegen seyn ließ, zu beweisen, daß der Aufruhr in den Niederlanden, wovon er die Schuld lediglich auf den Herzog von Alba und die spanischen Minister schob, keine hinreichende Ursache sey, die Niederländer als Verräther gegen Gott und den König anzusehen. „Man wirft uns vor, „sagte er, „daß wir nicht „so, wie wir gekonnt, den Untergang und die „Entheiligung der Kirchen verhütet haben. In „der That haben die Vernünftigen unter uns „dergleichen Ausschweifungen nie gebilligt; sie „wünschen vielmehr von ganzem Herzen, daß „man nie zu so gewaltsamen Mitteln geschritten „wäre. Wenn man indeß weiter gehen, und „in die Tiefe der Gerichte Gottes, so viel die „Grenzen unseres eingeschränkten Geistes uns „erlauben, eindringen will, wird man gestehen

„müssen,

„müssen, daß die Vorsehung alle diese Aerger„nisse bloß zugelassen habe, um die Stände, die „Nation und den König zu belehren, daß, wenn „die Niederreißung und Zerbrechung der Säu„len und Bilder von Holz und Stein als eine „Entheiligung anzusehen, es noch ein weit größe„res Verbrechen vor Gott sey, seit so vielen Jah„ren mit Feuer, Schwerdt und Verbannung, „ohne auf Alter und Geschlecht zu sehen, so viel „Unglückliche verfolgt zu haben, welche die Eh„re hatten, den Namen Christen zu führen, und „welche Gott als seine lebendigen Bilder an„sieht.„ Man sieht, daß es die Absicht des Verfassers gewesen, alle Niederländer, die sich der spanischen Herrschaft wieder unterwerfen wollten, bey der Parthey der Stände zu erhalten.

Die Genter erregten abermals Unruhen, die aber der Prinz von Oranien glücklich beylegte. Während dieser Bewegungen unterließ der Prinz von Parma nichts, wodurch er seine Parthey verstärken konnte. Er ließ die Städte Douai, Lille und Orchie ausforschen, um zu erfahren, ob sie mit der Verbindung mit dem wallonischen Adel, und mit den zu Cölln gemachten Artikeln zufrieden wären. Um sie zur Unterwerfung gegen Se. catholische Majestät geneigter zu machen, zog er alle fremden Truppen, die in den Städten und Schlössern der wallonischen Provinzen zur Besatzung lagen, zurück, und brachte dadurch viele Vornehme auf seine Sei-

te,

te, da er seine Versprechungen so getreu erfüllete.

Die Stände bemächtigten sich verschiedener wichtigen Plätze, und hatten die meisten Eroberungen der Tapferkeit der französischen Truppen zu danken. Diese öftern glücklichen Erfolge hatten denen Franzosen, welche La Noue commandirte, so viel Muth beygebracht; das Beyspiel dieses klugen und geschickten Generals hatte sie mit einer solchen Liebe zum wahren Ruhme beseelt, daß sie weder an Plünderungen, noch an ihren Sold gedachten. Bloß geneigt, den Befehlen ihres Generals zu gehorchen, war kein Hinderniß vermögend, sie aufzuhalten, und was er auch von seinen Soldaten verlangen konnte, fand er sie doch stets bereit, ihm Folge zu leisten. Man brachte ihnen die Nachricht, daß man die zu ihrer Bezahlung erfoderlichen Summen nach Menin geschickt habe; sie antworteten aber: **wir können uns jezt mit Geldzählen nicht abgeben; wir haben die Zeit nur zum Ueberwinden.** Ein schönes Beyspiel für gewisse Generale, die sich nach dem Kriege nur sehnen, um Gelegenheit zu haben, sich zu bereichern! Und wie können diese sich unterstehen, einen Soldaten gewisser kleinen Räubereyen wegen zu bestrafen, da sie selbst ein Land durch alle Arten von Erpressungen aussaugen? Ein General, dem mehr am Gelde, als an der Ehre gelegen ist, kann zwar in seinen Unternehmungen auch glücklich seyn; aber alle seine grossen Thaten werden ihn zu nichts anders, als zu

einen glücklichen Krieger, nie aber zu einem großen Manne machen. Während daß die meisten französischen Herren und Generale, von den Lastern ihrer Zeit oder des Hofes angesteckt, die Nation verächtlich machten, wußte La Noue ganz allein, sowohl in seinem eigenen Lande, als auch bey den Auswärtigen, den alten Ruhm des französischen Namens durch seine Bescheidenheit, Tapferkeit, Klugheit und Strenge in Beobachtung der Kriegszucht zu unterstützen; Eigenschaften, die bey ihm mit gar keinen Lastern vergesellschaftet waren, und die er in einem ausnehmenden Grade besaß. Er war ein solcher General, wie ihn der König von Spanien gleich anfänglich nach den Niederlanden hätte schicken sollen. Philipp würde alsdann das Unglück nicht gehabt haben, verschiedene Provinzen zu verliehren, die einen Theil seines weitläuftigen Reichs ausmachten.

Wenn die niederländischen Provinzen recht zusammen gehalten hätten, würden sie auf billige Bedingungen einen Frieden von Spanien haben erzwingen können, anstatt daß sie ihrer Uneinigkeit wegen sich genöthigt sahen, nicht allein einen auswärtigen Prinzen um Hülfe anzuflehen, sondern sich seiner Gewalt gänzlich zu unterwerfen. Der Herzog von Anjou war es, den die Stände zu ihrem Herrn zu nehmen Lust hatten. Man zog den Prinzen von Oranien wegen der Mittel, den Frieden wieder herzustellen, wegen der Subsidien, die man nöthig hatte, wegen des Tractats, den man mit dem

Herzo-

Herzoge von Anjou schliessen sollte, und über die Statthalterschaft der Provinzen zu Rathe. In der Antwort, die der Prinz im Jahre 1580 schriftlich gab, rechtfertigte er sich gleich zu Anfange wegen des ihm gemachten verhaßten Vorwurfs, als ob er Ursache gewesen wäre, daß man die spanischer Seits geschehenen Friedensvorschläge nicht angenommen habe; er machte eine rührende Vorstellung der Ungemächlichkeiten, die ihm der Krieg zugezogen habe. „Jedermann weiß, „sagte er, „daß alle meine „Güter in der Gewalt der Feinde sind, ohne daß „ich jemals eine Schadloshaltung dafür erhalten „habe; daß ich ein paar Brüder verlohren ha„be, die ich noch täglich beweine; daß ein Sohn „von mir, den ich zärtlich liebe, und dessen Tren„nung mir sehr nahe geht, allen Gesetzen zuwi„der, als ein Gefangener in Spanien zurück „gehalten wird: aber ich kann sagen, daß mein „Eifer für die Religion und die Freyheit des „Vaterlandes über alles dieses gesiegt habe. „Wenn diese zween wichtige Puncte in Richtig„keit gebracht wären, kann man wohl zweifeln, „daß ich aus Liebe zur Ruhe, die meinem Alter „so natürlich ist, und aus Abscheu vor einem „Kriege, der so betrübt für mich gewesen, nicht „mit Freuden einen Frieden angenommen ha„ben würde, den man auf billige Bedingungen „hätte machen können? Die Subsidien betref„fend, so ist das eine Sache, welche die zu Utrecht „versammelten Deputirten angeht. Was den „Herzog von Anjou betrifft, wenn man einen

„sichern

„sichern und dauerhaften Frieden zu erhalten „nicht hoffen darf, und wenn man den Bey„stand eines auswärtigen Prinzen suchen muß, „so sehe ich keinen in Europa, den man ihm „vorziehen sollte, sowohl in Ansehung seiner „Macht und seiner Nachbarschaft, als auch sei„ner persönlichen Eigenschaften und der Zeitum„stände. Außerdem steht dieser Prinz sehr „wohl bey der Königinn von England, als wel„che ihn bey allen Gelegenheiten, sowohl in ih„ren Briefen, als durch ihre Abgesandten em„pfiehlt.„

Die Antwort des Prinzen wegen der Regierung der Provinzen war, daß man vor allen Dingen einem verderblichen Uebel abhelfen müsse, welches der Ungehorsam sey. Er zeigte, daß der Mangel der Zucht und Ordnung Ursache sey, daß die stärksten Armeen auseinander giengen, ohne etwas zu thun, und eher ein Land zu Grunde richteten, als es vertheidigten. Er beklagte sich auch, daß man die Geldsummen, die zur Bezahlung der Truppen bestimmt gewesen, betrüglicher Weise zurück behalten, oder zu andern Dingen angewendet habe. „Man bie„tet mir, „sagte er weiter, „die Stelle eines „Generallieutenants der Niederlande an. Die „Erinnerung alles dessen, was mir begegnet ist, „macht mich sehr unruhig, und ich wünschte, „daß man einen andern, als mich, zu diesem „wichtigen Posten wählte. Wenn man aber „mit Gewalt verlangt, daß ich eine so beschwerli„che Stelle annehmen soll, so kann man sich darauf

„verlassen, daß ich nichts vergessen werde, die
„Sache der Religion und der allgemeinen Frey-
„heit zu vertheidigen. Ich halte mich für ver-
„bunden, hier zu sagen, daß die Weigerung ei-
„niger Städte, Besatzungen einzunehmen, ih-
„nen große Ungemächlichkeiten zugezogen habe.
„Man nimmt an einigen Orten zwar derglei-
„chen ein; sie muß aber so schwach seyn, daß,
„wenn der Feind bis an die Thore der Stadt
„schweift, und das platte Land ausplündert,
„man sich nicht einmal heraus wagen darf, son-
„dern in dem Bezirk der Mauern eingeschlossen,
„in einem feigen Müßiggange die Gewohnheit
„sich seiner Waffen zu bedienen verliert. Die
„weniger festen Plätze glauben, daß sie einem
„so schädlichen Beyspiele folgen müßten, daher
„es denn kömmt, daß die Leute auf dem Lande
„alle Tage den Plünderungen ausgesetzt sind,
„ohne daß ihnen die große Menge Truppen, die
„mit schweren Kosten unterhalten werden, den
„geringsten Nutzen schaffen. Man muß dem-
„nach die Grenzen mit Truppen besetzen, die im
„Stande sind, den Streifereyen Einhalt zu
„thun, und den Frieden und die Ruhe des gan-
„zen Landes zu versichern. Man muß sie or-
„dentlich bezahlen, um sie in guter Zucht und
„bey ihrer Pflicht zu erhalten. Man muß mir
„freye Macht und Gewalt lassen, die Einrich-
„tungen auf der Grenze nach Gutbefinden zu
„machen; Besatzungen in die Festungen zu le-
„gen, und sie wieder heraus zu ziehen, wie ich
„es für nöthig erachten werde. Um den langen

„und

„und stets schädlichen Aufenthalt in Dingen, „welche eine schleunige Ausführung erfodern, zu „vermeiden, halte ich es für nöthig, daß die „Stände ein Rathscollegium errichten, wo alle „Sachen, wie sie von einem Tage zum andern „vorkommen, nach der Mehrheit der Stimmen „entschieden werden, ausgenommen die, deren „Untersuchung sich die Provinzen selbst vorbe„halten haben. Ich verlange endlich, um nicht „wieder in einen Geldmangel zu verfallen, wel„cher verursacht hat, daß die Hülfstruppen ab„gegangen, und die Landtruppen nichts gethan „haben, daß man mit aller Strenge die Contri„butionen eintreibe, welche die Stände einstim„mig auflegen werden, und daß man nach der „Schärfe der Gesetze gegen die verfahren könne, „welche das ihnen zugetheilte Quantum entwe„der gar nicht bezahlen, oder sich damit saum„selig erweisen werden.„ Alle diese Artikel wurden nach Antwerpen geschickt, allwo die Stände eine Zusammenkunft halten wollten; es wurde aber darüber kein fester Entschluß gefaßt.

Da der Prinz von Oranien sahe, daß alles in einer schrecklichen Verwirrung war, daß die Armeen weder einen Anführer, noch die Rathsgesellschaften einige Gewalt hatten, suchte er diesen Mängeln auf alle Weise abzuhelfen. Er that bey den Deputirten der Stände neue Vorstellungen wegen der Errichtung eines Regierungsraths, und erklärte, daß denen vorhergegangenen Unglücksfällen bald andere und größe-

re folgen würden, wenn man nicht bald eine solche Gesellschaft anordnete, die Gewalt genung hätte, alles wieder in Ordnung zu bringen. Er bewies, daß der Verlust von Tournesis, vom abendländischen Flandern und von Mastricht nur das Vorspiel von den Uebeln wäre, mit denen man bedrohet würde; daß man, um ihnen zuvor zu kommen, eine mächtige Armee auf den Beinen haben, und die Besatzungen an ihrem Orte lassen müsse, als welche man nicht ohne große Gefahr aus den Plätzen herausziehen könnte; daß diese Armee wenigstens aus zwölf tausend Mann Infanterie, vier tausend Reutern und zwey tausend Pionniers und Minirern bestehen müsse; daß man die Werbungen in Deutschland thun müsse, ob man gleich auch von andern Nationen Truppen darunter haben könnte, und daß es gut seyn würde, wenn man ihnen die Eidesformel vorschriebe, die man sie schwören ließe, damit sie in der folgenden Zeit nicht sagen könnten, sie hätten dem Könige in Spanien eine andere geschworen.

Einige Tage darnach brachte man eine noch weit wichtigere Sache aufs Tapet. Man wollte sich nämlich einen ganz andern Oberherrn wählen, und dem Könige Philipp II allen Gehorsam gänzlich aufsagen, indem man ihn aller Rechte auf die Niederlande verlustig erklärte, wegen der Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, die er darinne ausgeübt hatte, und noch alle Tage ausübte. Man sehe die Gründe, die man zur Entschuldigung eines solchen Verfahrens

rens anführte, und wie man sich genöthigt sähe, es auf diese Weise aufs äußerste kommen zu lassen.

„Die Niederlande, „sagte man, „sind in „verschiedene Factionen vertheilt; es ist keine „Einigkeit zwischen den Großen und dem Vol„ke: alles demnach, was man unter diesen Um„ständen thun kann, ist, daß man vertheidi„gungsweise geht; der Krieg wird demnach „langwierig und wenigstens von zweifelhaften „Erfolge seyn; unsere Cassen werden sich unter„dessen erschöpfen; wir können alsdann unsere „Truppen nicht mehr bezahlen, und werden uns „genöthigt sehen um Friede zu bitten. Wir „müssen uns alsdann dem spanischen Joche wie„der unterwerfen, und diese Provinzen in den „Abgrund stürzen sehen, den sie vermeiden wol„len; und dieses ist in der That der Plan, den „man auf der andern Seite zu einem Frieden „mit uns gemacht hat. Wenn wir demnach „das Joch eines so fürchterlichen Feindes ab„schütteln wollen, so müssen wir darauf bedacht „seyn, einen Krieg mit Gewalt zu endigen, und „uns nicht durch einen Friedenstractat zum Zwe„cke legen. Da aber die vereinigten Provinzen „nicht durch sich selbst im Stande sind, den „Krieg mit Nachdruck fortzusetzen, so muß man „bey einem mächtigen, und für die Stände „wohlgesinnten auswärtigen Prinzen Hülfe su„chen. Wir wollen demnach unsern Entschluß „fassen, so lange unsere Umstände noch nicht „ganz verlohren sind, aus Furcht, daß die Lang-

„wierigkeit unserer Berathschlagung unserm „Feinde Zeit geben möchte, uns zu unterdrücken. „Wenn wir es länger anstehen lassen, so haben „wir zu befürchten, daß, wenn wir uns auch „den härtesten Bedingungen unterwerfen wollten, wir endlich einen Prinzen finden könnten, „der sich ganz und gar auf keine Bedingungen „mehr mit uns einlassen wollte.„

„Von allen, bey denen wir um Hülfe ansu„chen können, ist der Herzog von Anjou, der „Bruder des Königs in Frankreich, am meisten „im Stande uns zu vertheidigen. Er ist mäch„tig genug, Spanien die Spitze zu bieten; er „ist bey den Franzosen beliebt, die ihn als den „künftigen e) Erben der Krone ansehen. In „Betrachtung unserer Religion und Freyheit ist „kein Prinz, von dem wir eine Unterstützung „sicherer erwarten könnten. Mit was für Grun„de könnten wir einen solchen Vortheil von Sei„ten der Spanier erwarten? Weiß man nicht, „daß verschiedene von unsern Landesleuten sich „mit dem Hofe und den meisten Gouverneurs „der Provinzen in eine genaue Verbindung ein„gelassen haben? Diese Verräther, die schon „durch das Geld der Spanier verblendet sind, „und

e) Weil Heinrich III keine Kinder hatte, so sollte ihm der Herzog von Anjou nachfolgen; da aber dieser Prinz vor dem Könige, seinem Bruder, verstarb, so kam die Krone vom valesischen Hause an das bourbonische, und Heinrich der Große war der Nachfolger Heinrichs III.

„und sich immer je mehr und mehr zu bereichern „suchen, werden stets bereit seyn, die Rechte „und die Freyheit des Vaterlandes zu ver„kaufen.„

„Es hat keinen Anschein, daß der Herzog „von Anjou unsere Provinzen sich zu unter„werfen suchen sollte: wie viel Zeit würde er nicht „nöthig haben, um ein solches Vorhaben ins „Werk zu richten? Philipp hingegen kann uns „unter das Joch bringen, wenn er will, beson„ders nach der Vereinigung f) der Krone Por„tugall mit Spanien, wenn wir wenigstens „nicht einen Beschützer haben, der im Stande „ist, uns zu vertheidigen. Und können wir an „seinem bösen Willen wohl zweifeln, da so viel „Mord und Todtschlag, so viele Verbannungen „und Grausamkeiten auf seinen Befehl unter den „Mauren in Andalusien und in Granada so„wohl, als in Westindien und in Italien gesche„hen sind? Und warum nehmen wir zu auswär„tigen Exempeln unsere Zuflucht? Raucht nicht „das Blut unserer Brüder noch? Wie viel vor„nehme und gemeine Niederländer sind nicht „durch das Schwerdt der Spanier umgekom„men? Wie viel Einwohner dieser unglücklichen „Provinzen sind von diesen unbarmherzigen Ge„bietern den grausamsten Martern übergeben „worden? Wenn sie es nun mit uns so gemacht



f) Nach dem Tode des Dom Sebastian, Königs in Portugall, bemächtigte sich Philipp II dieser Krone welche das Haus Braganza nach der Zeit wieder an sich gebracht hat.

„haben, ehe wir die Waffen ergriffen, was sol„len wir nun erwarten, da die Nothwendigkeit „einer gerechten Vertheidigung uns gezwungen „hat, diese Nation zu beleidigen?„

„Der weiseste unter den Monarchen hat mit „Recht gesagt, daß der Zorn des Königs der „Bote des Todes sey. In der That geschiehet „es fast niemals, oder doch sehr selten, daß „mächtige Fürsten eine ihrer Gewalt angetha„ne Beleidigung ungestraft lassen sollten. „Sie verbergen bisweilen ihren Groll, aber sie „vergessen ihn niemals. Wir haben davon ein „fürchterliches Beyspiel in dem Leben Chri„stierns, Königs von Dännemark. Da die„ser Prinz seiner Grausamkeiten wegen vom „Throne war verjagt, und hernach unter gewis„sen Bedingungen wieder angenommen worden, „regierte er eine Zeitlang mit vieler Mäßigung „und Bescheidenheit: da er aber stets noch den „Vorsatz hatte, sich zu rächen, lud er die Großen „seines Reichs zu einem Gastmahle ein, und „ließ sie mitten über der Mahlzeit alle durch den „Scharfrichter hinrichten. Mit dieser barbari„schen Handlung noch nicht zufrieden, ließ er „sogar auch ihre Kinder umbringen. Die Nie„derlande bieten uns ein ähnliches Schauspiel „dar. Die Stadt Brügge hatte den Kaiser „Maximilian, den Großvater Carls V, auf „eine empfindliche Weise beleidigt; der aufge„brachte Kaiser ließ sich indessen doch auf Tra„ctaten mit der Stadt ein, und verziehe ihr: „nach der Zeit aber rächte er sich auf eine solche

„Weise

„Weise an ihr, daß die bloße Erzählung schon „Entsetzen einjagt. Und warum hat neuerer „Zeit Carl IX, König in Frankreich, den Ad„miral Coligni, und alle die andern Häupter „der protestantischen Parthey seinem Zorne auf„geopfert? Warum hat er so viel Unschuldige „mit in dieses Unglück verwickelt? Weil dieser „Prinz nie die Beleidigung vergessen konnte, da „man ihn nöthigte, aus der Stadt Meaux flüch„tig zu werden. Die Spanier, bey welchen die „Rachgier eine Tugend ist, werden derselben um „so viel lieber Genüge leisten, weil, wenn sie „alle Festungen in den Niederlanden ruiniren, „wie Carl V im Jahre 1539 that, um den Auf„ruhr der Bürger zu Gent zu bestrafen, sie un„ermeßliche Summen ersparen zu können glau„ben, die ihnen die Besetzung dieser Plätze „kostet.„

„Philipp, sagt man uns, wird sein kö„nigliches Wort von sich geben, und seine Ver„sprechungen auf die feyerlichste und festeste Art „versiegeln. Aber kann man wohl zweifeln, „daß er nicht den Pabst alle Augenblicke bereit „finden werde, ihn von seinem Eide zu entbin„den, weil es ein Grundsatz des römischen Ho„fes ist, daß man den Ketzern kein Wort hal„ten dürfe, und daß man die Protestanten als „solche anzusehen habe. Aber wenn auch der „König in Spanien sein Wort gern halten woll„te, so würde es ihm doch nicht zugelassen wer„den. Der Pabst und die Inquisition würden „diesem abergläubischen Prinzen vorstellen, daß

„er es mit gutem Gewissen nicht thun könne, „und ihn endlich nöthigen, den Protestanten den „Krieg anzukündigen. Auf diese Weise hat „Carl IX, der feyerlichsten Schwüre ungeach„tet, die berüchtigte Massacre zu Paris befoh„len, die sich hernach über ganz Frankreich er„streckte; eine abscheuliche That, welche dem „Prinzen, der sich dazu hatte verleiten lassen, „unaufhörliche Gewissensbisse verursachte. In „der That ist eine so schreckliche Meuterey dem „Character der Franzosen nicht gemäß; sie ist „in Italien geschmiedet, in Spanien zur Voll„kommenheit gebracht, und von da aus dem „Herzen eines jungen Königs eingeflößt worden, „der seit langer Zeit einer ihm persönlich wie„derfahrnen Beleidigung wegen aufgebracht „war.„

„Es ist demnach keine aufrichtige Vergebung „beym Philipp zu hoffen: denn wenn er in dem „Blutvergießen und in den Verbannungen, wo„durch die Niederlande so sehr verwüstet wor„den sind, seiner Neigung gefolgt ist, so weiß „man, daß, troß aller Bemühungen, die man „sich giebt, die Natur auszutreiben, sie doch „immer wieder zurück kömmt. Wollte man „annehmen, daß er die vielen Grausamkeiten „bloß auf Anstiften derer verübt habe, die er „um sich hat, so kann man ja nicht wissen, ob „er nicht ferner so boshaften Rathgebern Gehör „geben werde, die ihn verleitet haben, alle Ge„setze zu verletzen. Wenn der Pabst und die „Inquisition beständig in ihn dringen, wird er

„da

„da aufhören, den Niederländern grausam zu be„gegnen?„

„Die Ankunft des Dom Juan von Oester„reich hat uns mehr als zu deutlich gezeigt, wie „fürchterlich die Macht der Spanier sey. „Wenn dieser Prinz seine Absichten ein wenig „mehr versteckt hätte, und nicht das ganze Ge„heimniß durch die aufgefangenen Briefe wäre „verrathen worden, so ist es gewiß, daß, bey „der großen Anzahl von Plätzen, die er nach „seinem Gefallen brauchen konnte, es ihm nicht „schwer geworden wäre, das ganze Land sich zu „unterwerfen, und daß, wenn er, anstatt Me„cheln anzugreifen, gerades Weges auf Ant„werpen los gegangen wäre, er sich der Stadt „und der Citadelle bemächtigt haben würde.„

„Verschiedene Dinge müssen unsere Wahl „für den Herzog von Anjou bestimmen, und „nichts ist, was uns zu einer gegründeten Furcht „Anlaß geben könnte. Er hat, als ein aus„wärtiger Prinz, bey uns keine geheimen Fein„de; er wird alle und jede vor sich lassen, und „leicht das Feuer der Uneinigkeit dämpfen kön„nen, welches diese Provinzen verzehret. Da „er außerdem hier im Lande weder Städte noch „Festungen besitzt, so wird er sich mehr Mühe „geben, durch Wohlthaten die Herzen zu ge„winnen, als Städte mit Gewalt zu erobern, „die sich von selbst geneigt finden werden, sich „seinem Gehorsame zu unterwerfen. Wenn „man Provinzen durch Gewalt der Waffen er„obert, so hat man feste Plätze nöthig, um die

„Erobe-

„Eroberung zu sichern; wenn sich aber ein Volk „freywillig unterwirft, hat man alle diese Mit„tel der Vorsichtigkeit nicht nöthig. Ein ande„rer wichtiger Punct ist der, daß der Herzog „von Anjou nahe ist, und sobald der König, „sein Bruder, den Absichten desselben nicht zu„wider ist, kann man versichert seyn, daß der „französische Adel, welcher die Ruhe so sehr „haßt, als er den Ruhm liebt, sich eine Ehre „daraus machen wird, unter ihm zu dienen. „In Betrachtung der Religion, welches der „Hauptpunct ist, ist es gewiß, daß dieser Prinz „den Protestanten nicht abgeneigt ist, oder daß „ihm wenigstens ihre Sache nicht so gar ver„haßt seyn kann, weil er inner- und außerhalb „dem Königreiche viele von dieser Religion zu „Freunden, und außerdem auch die parisische „Bluthochzeit sehr verabscheuet hat. Wir kön„nen demnach hoffen, daß dieser Prinz, der un„ter dem Könige, seinem Bruder, gelernt hat, „beyde Religionen zu dulden, den Protestanten „alle nöthige Sicherheit geben werde. Der „Character des Königs scheint dafür gut zu sa„gen. Man spricht sehr viel von seiner Be„scheidenheit und Gütigkeit; er hat allzeit eine „Abneigung gegen die Projecte verspühren las„sen, mit welchen man die Protestanten zu be„kriegen unternahm; und wenn er bisweilen „Theil daran genommen hat, ist es auf so eine „Art geschehen, daß er weniger Lust bezeigte, „den Krieg anzuzünden, als den Vorwand da„zu aus dem Wege zu räumen. Und gesetzt,

„daß

„daß er kein Freund der Protestanten wäre, so „wird er sie zu unterstützen doch stets genöthigt „seyn, theils durch die Beschaffenheit seiner ei- „genen Angelegenheiten, theils durch die Furcht „vor der Nachstellung der Spanier.„

„Wir können demnach nichts besseres thun, „als wenn wir den Herzog von Anjou zu un- „sern Statthalter erwählen. Wir entziehen da- „durch den Spaniern die Unterstützung aus „Frankreich, woher sie bis jetzt ihre Waffen, ih- „re Lebensmittel und ihren ganzen Kriegsvor- „rath gezogen haben; und sie würden gewiß bey „der Belagerung von Mastricht schlecht bestan- „den haben, wenn ihnen Frankreich nicht alles „gegeben hätte, was sie zu dieser Unternehmung „brauchten. Diese Wahl wird außerdem wahr- „scheinlicher Weise noch die Provinzen Artois „und Hennegau mit den andern flandrischen „Provinzen vereinigen; und da wir, wenn wir „ihm den Antrag zuerst thun, nicht befürchten „dürfen, daß er uns Hennegau und Artois vor- „ziehen werde, so dürfen wir auch nicht hoffen, „daß er viel aus uns machen werde, wenn wir „uns darinne zuvor kommen lassen, und warten, „bis diese beyden Provinzen, die sich von den „andern getrennt haben, sich unter den Schutz „des französischen Prinzen begeben.„

„Man wird vielleicht einwenden, daß der „Herzog von Anjou die Pacification von Gent „nicht werde unterschreiben wollen, und daß die „Niederlande sich nie schmeicheln dürften mit „der Königinn Elisabeth in gutem Vernehmen

„zu

„zu stehen, wenn man sich an dem Tractate „vergreift, der zwischen den Ständen und der „Krone England geschlossen ist. Aber warum „sollte sich der Herzog von Anjou weigern, ei„nen wider Spanien geschlossenen Tractat zu un„terschreiben? Weiß man zu dem nicht, daß die „Königinn Elisabeth gegen den Herzog von „Anjou sehr wohl gesinnet ist; daß man sogar „gesucht hat, diesen Prinzen mit der Königinn „zu verheyrathen; und gesetzt auch, daß diese „Heyrath nie zu Stande kommen sollte, so wer„den doch die Engländer der Religion wegen „den französischen Prinzen dem spanischen Mo„narchen vorziehen, und beständig der Mey„nung seyn, daß der Herzog von Anjou, da „er die Gegenparthey der Spanier hält, nichts „weder gegen sie, noch gegen ihre Religion un„ternehmen werde. Außerdem ist es ja auch „durch ein Decret der Stände festgesetzt, daß „man, welcher Prinz auch gewählt werden „möchte, England in den Tractat mit einschlies„sen will, welcher mit ihm gemacht werden „wird.„

„Es ist andem, daß einige argwöhnische Leu„te von einem geheimen Tractate zwischen dem „Könige von Spanien und dem Herzoge von „Anjou reden, und daß sie behaupten, der Kö„nig Philipp schmeichle sich, durch die Hülfe, „oder besser zu sagen durch die Verrätherey der „Franzosen die Oberherrschaft der Niederlande, „die er jetzt verlohren hat, wieder zu erlangen: „aber kann man sich wohl etwas gedenken, wel-

„ches

„ches von aller Wahrscheinlichkeit weiter ent„fernt wäre? Außerdem, daß alle Handlungen „und alle Reden des Herzogs von Anjou das „Gegentheil beweisen, kann man sich wohl vor„stellen, daß Philipp die Niederlande von den „Händen eines französischen Prinzen werde an„nehmen wollen, der sie ihm gewiß nicht an„ders, als unter noch härtern Bedingungen „übergeben würde, als diejenigen sind, die wir „ihm anbieten?„ So waren die Gründe beschaffen, womit man beweisen wollte, daß, weil man den Schutz einer auswärtigen Macht suchen müßte, das gemeine Beste erfodere, dem Herzoge von Anjou vor allen andern den Vorzug zu geben.

Während daß die Stände mit diesem wichtigen Gegenstande beschäfftigt waren, machte sich Alexander Farnese, Vicekönig der Niederlande, Meister von St. Amand und von Mortaigne in Hennegau, und verwüstete zugleich die Gegend um Lille. Die Politiker g) oder Misvergnügten zu Artois ließen ihre Truppen zu den Truppen des Farnese stoßen, und eroberten durch List die Stadt Courtrai, die sie der Plünderung überließen. Der Verlust dieses Platzes verursachte den Conföderirten viel Verdruß; das Glück aber, das stets veränderlich ist, tröstete sie bald wieder durch glückliche Bege-

g) Ich habe an einem andern Orte gesagt, wer die gewesen, denen man den Namen der Misvergnügten gab; mann nannte sie auch Politiker.

Begebenheiten. Der tapfere La Noue nahm die Stadt Ninove weg, und machte den Grafen von Egmond h) zum Gefangenen. Mecheln fiel auch wieder in die Gewalt der Stände, als unter der Besatzung und den Einwohnern ein Zwiespalt entstanden war. Man hatte sich mit den Engländern verglichen, daß man diese Stadt, wenn man sie eroberte, nicht plündern, sondern ihnen den Sold von einigen Monaten bezahlen wollte; da sie aber die stärksten an der Anzahl waren, kehrten sie sich an diesen Vergleich nicht, sondern begiengen Ausschweifungen, wovon man noch gar kein Beyspiel gesehen hatte. So lange der Krieg dauerte, hatten alle Verbote der Officiere nichts gegen die Plünderung schützen können. Die Kirchen, die Klöster und sogar die Gräber blieben nicht verschont. Alle Kostbarkeiten wurden von den Engländern weggenommen, und nach ihrem Lande geschleppt. Diese Plünderung, welches die zweyte war, die Mecheln betraf, machte sie fast zur Einöde.

Die Stände sahen sich kurz darauf der Hülfe eines Mannes beraubt, der ihnen große Dienste geleistet hatte, und ihnen noch größere hätte leisten können. Ich meyne den La Noue, der, da man ihm bey einer wichtigen Gelegenheit nicht die gehörige Folge leistete, einen ansehnlichen Verlust erlitt, und in die Hände der Spanier

h) Er wurde anfänglich nach Gent, hernach aber nach Namekens in Seeland geführt, wo er fünf Monate gefangen saß.

nier fiel, die ihn lange Zeit gefangen hielten, und ihm die Freyheit nicht anders, als auf sehr harte Bedingungen wieder gaben. Der Ungehorsam der Officiere und selbst der gemeinen Soldaten verursachte die Niederlage und die Gefangennehmung dieses sonst vorsichtigen und geschickten Generals.

Die Spanier machten auf Bouchain einen Versuch, der ihnen nicht gelung, indem sie von einem Officiere waren betrogen worden, der ihnen ein Thor zu öffnen versprochen hatte. Der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung zog die ganze Armee der Spanier nach dieser Seite, und sie wollten nun das mit Gewalt wegnehmen, was sie nicht durch List hatten in die Hände bekommen können. Sie schlugen ihr Lager vor dem Platze auf, welcher sich auf rühmliche Bedingungen ergab. Der Gouverneur ließ bey dem Auszuge aus der Stadt alles Canonenpulver nebst angezündeter Lunte zurück, und zwar so, daß nur er und die Garnison Zeit hatten sicher auszumarschiren, worauf das Feuer das Pulver anstecken sollte. Es geschahe auch so, wie man es verlangte, und eine gute Anzahl Spanier flogen in die Luft.

Die Stände entschlossen sich endlich, nach vielen Berathschlagungen, dem Herzoge von Anjou das Generalcommando über alle Provinzen aufzutragen. Man schickte Deputirte nach Frankreich, die sich nach Pleßis-les-Tours begaben, allwo damals der Prinz war, und welche ihren Tractat mit ihm schlossen, nach Maaßge-

bung der Bedingungen, worüber man sich verglichen hatte. Man ließ zum Andenken dieser Begebenheit verschiedene Münzen mit allerhand i) Aufschriften schlagen. Der Erzherzog Matthias,

i) Auf diesen Münzen der Provinz Brabant, welche einen Löwen im Wappen führt, sahe man auf einer Seite einen Löwen, der mit einem Riemen an eine Säule gebunden war, auf welcher die Statue eines Ueberwinders stand; eine Ratte nagte an dem Riemen, und am Rande stand die Aufschrift: Rasis leonem loris mus liberat; Eine Ratte zernagt den Riemen, und befreyet den Löwen. Meynte man unter der Ratte den Herzog von Anjou? so ließ man ihn in der That keine sehr glänzende Rolle spielen. Auf der andern Seite sahe man den Pabst, und den König Philipp II sehr geschäfftig, dem Löwen ein Halsband anzulegen, unter dem betrüglichen Scheine eines unverletzlichen Friedens, mit diesen Worten: Liber revinciri Leo pernegat; d. i. Der nun befreyete Löwe läßt sich nicht wieder binden. Man schlug noch andere zu Gent, auf welchen man zwo in einander geschlungene Hände, und zusammenhängende Ringe sahe, mit dieser Aufschrift: Pro Christo, lege, grege et patria; d. i. Für Christum, die Gesetze, die Heerde und das Vaterland. Auf der andern Seite zeigte sich eine Krone von Eichenlaube, mit diesen Worten: Religione et Justitia reducibus, vocato ex Gallia pacata Duce Andium, Belgicæ libertatis vindice; d. i. Bey der wieder hergestellten Religion und Gerechtigkeit, durch den aus Gallien gerufenen Herzog von Anjou, den Vertheidiger der belgischen Freyheit. Da die Stände

thias, der in Flandern keine sehr glänzende Rolle gespielt hatte, fand es für gut, sich wieder nach Hause zu begeben, da er sahe, daß die Stände einen andern Prinzen zum General-Commendanten der Niederlande erwählt hatten. Da die Niederländer alle Ursache hatten, mit ihm zufrieden zu seyn, versprachen sie, alle seine Schulden zu bezahlen, und setzten ihm eine seinem Stande gemäße Pension aus.

Margaretha von Parma, die Mutter des Alexander Farnese, Statthalters der Niederlande, die ehemals selbst Satthalterinn derselben gewesen war, kam in Flandern an, um im Namen des Königs, ihres Bruders, den Tractat zur Vollstreckung zu bringen, den Philipp mit einigen Provinzen gemacht, die sich unter-



de für die Provinzen Seeland und Holland stets sehr besorgt gewesen waren, deren Handel fast ihren ganzen Reichthum ausmachte, so fand man auf den Münzen, welche Seeland schlagen ließ, eine Anspielung auf diesen Umstand, indem man auf einer Seite das Wappen der vereinigten Provinzen, nämlich einen über dem Wasser stehenden Löwen mit dieser Umschrift sahe: Vos terris, at ego excubo Ponto; d. i. Ihr bedecket das Land, und ich das Meer. Auf der andern Seite stand ein Mann, welcher Bäume pflanzte, und hinter ihm sahe man auf einer Lanze einen Hut stecken, welcher das Zeichen der Freyheit ist; man las dabey die Worte: Si non nobis, saltem posteris; d. i. Wo nicht uns, so wird es doch den Nachkommen nützen.

worfen hatten. Da sie sich während ihrer Statthalterschaft sehr bescheiden aufgeführt hatte, und ihr Andenken bey den Niederländern in großem Werthe war, so hielt sie der König in Spanien für sehr geschickt zu einem solchen Geschäffte. Da aber die Herzoginn sich mit ihrem Sohne wegen der zu ergreifenden Maaßregeln nicht vereinigen konnte, und da außerdem die Sachen zu keinem Vergleiche fähig schienen, so rief Philipp seine Schwester Margaretha wieder zurück, und bestätigte den Alexander Farnese in der Statthalterschaft von Flandern.

Frießland, allwo George de Lalain, Graf von Renneburg, commandirte, und einige andere jenseits dem Rheine gelegene Provinzen waren von den Unruhen, welche die Niederlande betrafen, nicht frey. Cornelie de Lalain, die Schwester des Grafen, die mit allerhand Vorschlägen von Seiten des Herzogs von Parma zu ihrem Bruder geschickt wurde, vergaß nichts, um ihn von der Parthey der Stände abzuziehen. Vermahnungen, Bitten, Drohungen, alles ward mit eben so vielem Nachdrcke als List angewandt. „Wie lange, „ sagte sie zu ihm, „sollen wir dich „der Treue, die du Gott und deinem Könige „schuldig bist, entgegen handeln sehen? Wirst „du nie aufhören, für die Ketzer zu fechten, und „deine Familie zu beschimpfen, indem du Schu„stern, Schneidern, Leinewebern, und kurz, dem „niedrigsten Pöbel unter den Handwerkern dienest? „Hast du noch nicht genug für diese Rotte ge„than, deren Unternehmungen anfänglich einige

„Ge-

„Gerechtigkeit zu haben schienen, weil die Frey„heit der Vorwand dazu war? Dieser Vor„wand aber ist nun hinweg gefallen. Du strei„test jetzt nicht mehr für die Freyheit des Va„terlandes; sondern es ist ein Religionskrieg, „und du weißt, daß die Vergehungen in diesem „Stücke schreckliche Folgen nach sich ziehen. „Von Seiten des Königs können Ehrenbezeu„gungen, Würden, Reichthümer deiner Hoff„nung schmeicheln; aber was kannst du von „diesem niedrigen Pöbel anders erwarten, als „Schimpf, Beleidigungen und Undank? Das „wird endlich der Lohn für deine Dienste seyn. „Es wird dich reuen, sie geleistet zu haben; „aber zu spät. Ergreife demnach einmal die „Parthey der Vernunft, und folge dem Bey„spiele so vieler andern vornehmen Herren, „deren Aufführung die größten Lobsprüche ver„dient.„

Renneburg, der durch diese Vorstellungen wankend gemacht wurde, suchte sich vom Dienste der Stände und von der Parthey der Protestanten loszumachen; er hielt aber sein Vorhaben sehr geheim. Unterdessen entschloß sich der Prinz von Oranien, der etwas davon erfuhr, nach Frießland zu gehen. Er hielt es seinem Vortheile und seinem Ruhme gemäß, einen Mann von vornehmen Herkommen in der Unterthänigkeit zu erhalten; einen Mann, der seiner Rechtschaffenheit und seines Muthes wegen schätzbar war, der aber, weil er noch sehr jung war, sich leicht durch Schmeicheleyen und den

Schein eines glänzenden Glücks gewinnen ließ. Der Prinz sahe ein, daß man mit diesem unbeständigen Kopfe säuberlich verfahren, und mehr Gelindigkeit als Gewalt bey ihm anwenden müsse. Er beschloß demnach mit dem Grafen nicht als mit einem offenbaren Feinde umzugehen, sondern ihm bloß die Gelegenheit, sich von den Ständen zu trennen, abzuschneiden. In dieser Absicht ließ der Prinz verschiedene feste Plätze demoliren. Der Graf von Renneburg gerieth darüber in Unruhe; er beklagte sich, daß man den Tractat verletze, und sich in Ansehung seiner so betrüge, als ob er ein Verräther sey. „Belohnt man mich so für das,„ sagte er, „was ich zu Mecheln, zu Valenciennes, zu Gröningen und zu Campen für die Stände und „für die Freyheit meines Vaterlandes gethan „habe? Kann man die Dienste, die ich geleistet habe, mit einer so erschrecklichen Undankbarkeit bezahlen?„ Es suchten ihn indeß einige von seinen Officieren zu trösten, indem sie zu ihm sagten: „Man muß gegen das, was sich „zugetragen, nicht so empfindlich seyn: Sie „wissen wohl, daß die Einwohner dieser Provinz „die Niederreißung aller Citadellen eifrig wünschen. Wenn Sie sich weiter darüber beschweren, so vermehren Sie nur den Verdacht, den „man gegen Sie hat, und alle Welt glaubt, „daß Ihnen nicht zu trauen sey. Hören Sie nicht „auf Leute, die Sie verführen wollen, und besonders achten Sie nicht auf den Rath Ihrer „Schwester, welche Sie gern auf die Seite der

„Spa-

„Spanier ziehen möchte, und lieber sähe, daß Sie „ungewisse Hoffnungen sichern und gewissen „Vortheilen vorzögen. Lassen Sie sich die prächtigen Worte der Macht und Frömmigkeit des „Königs in Spanien nicht hintergehen. Philipp II und Carl IX hatten gemeinschaftlich „beschlossen, die Protestanten auszurotten, und „sie haben es nicht ins Werk setzen können. Die „Spanier haben nichts mehr inne, als einige „von der See entfernt gelegene Städte, und in „kurzem wird man sie aufs Aeußerste gebracht „sehen. Alle Hafen sind in der Gewalt der „Stände. Die Spanier mögen das flache „Land verwüsten, so sehr sie wollen, die Herrschaft über die See wird stets den Conföderirten Mittel verschaffen, ihre Truppen zu bezahlen, und ihren Handel zu unterstützen, welcher den ganzen Reichthum des Landes ausmacht.„

Renneburg hörte diesen Vorstellungen ganz geruhig zu, und schien davon eingenommen zu werden; aber seine Schwester, welche ein gebieterisches Frauenzimmer war, griff ihn vom neuen an, und bestärkte ihn in seinem erstern Vorsatze. Man warnte die Einwohner zu Gröningen, welche eifrige Protestanten waren, daß sie gegen ihn auf ihrer Hut seyn sollten. Der Graf, der es erfuhr, daß der Prinz von Oranien bald ankommen sollte, glaubte, daß es Zeit sey, etwas zu wagen. Er versammlete demnach alle, die es mit den Spaniern hielten, und nachdem er ihnen seinen Vorsatz entdeckt hatte, ermahnte er

sie, sich als herzhafte Leute dabey aufzuführen Diese griffen sogleich zu den Waffen, und machten sich Meister von Gröningen. Renneburg foderte hierauf die Städte der Provinz Oberyssel auf, daß sie sich für die Spanier erklären sollten; es war aber vergebens. Er bemächtigte sich verschiedener Plätze, und hielt sich gegen die gesammte Macht der Stände. Doch konnte er sich nicht Meister von Steenwick machen, vor welcher Stadt die Belagerung vier Monate dauerte. Es entstand mancherley Unruhe in der Stadt, weil ein Theil der Einwohner sich zu ergeben verlangte. Ein Fleischer rief eines Tages aus: „Was soll mit uns werden, wenn „wir nichts mehr zu essen haben?„ „Wir sind noch „nicht so weit,„ antwortete der Commendant; „wenn wir aber bis dahin seyn werden, wollen „wir alle, die solche Schurken sind, wie du, auffressen, und mit dir den Anfang machen.„ Die Feinde sahen sich genöthiget, die Belagerung aufzuheben: aber die Freude der Einwohner darüber war nicht von langer Dauer. Der Gestank von den todten Körpern verursachte eine Pest, welche alle hinriß, die noch in der Stadt übrig waren; so, daß die Spanier, da dieser Ort ganz wüste geworden war, sich desselben bemächtigten, und sich ohne alle Mühe in den Besitz der Güter dieser unglücklichen Einwohner setzten, welche sie mit größerer Sorgfalt in Acht genommen hatten, als ihr Leben selbst.

Ohn=

Ohngefähr um diese Zeit geschahe es, daß Philipp II Befehl an den Alexander Farnese ergehen ließ, den Prinzen von Oranien in die Acht zu erklären. Diese Achtserklärung wurde zu Mastricht aufgesetzt, und in allen niederländischen Städten, welche der spanischen Herrschaft noch unterworfen waren, bekannt gemacht. Der König warf darinne dem Prinzen alle Wohlthaten vor, die er von ihm und seinem Vorfahrer erhalten hätte, und nach einer ehrenrührigen Erzählung aller Verrätherenen, die dieser Prinz an den Spaniern begangen haben sollte, erklärte er ihn für einen Rebellen, Feind des Staats, Ketzer, Heuchler, gewissenslosen Mann, für einen zweyten Cain und Judas. Er belegte ihn hierauf mit einigen Flüchen, als eine Pest der Christenheit, und als einen Feind des menschlichen Geschlechts. Es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt; seine Güter wurden der Plünderung preis gegeben, und man versprach dem, der ihn todt oder lebendig liefern würde, eine Summe von zwanzig tausend Thalern. Alle seine Anhänger wurden mit ihm zugleich in die Acht erklärt.

Der Prinz antwortete wenigstens auf eine eben so anzügliche Art. Nachdem er die vorgebenen Wohlthaten, die er von Philipp II und Carl V erhalten haben sollte, ziemlich ins Kleine gebracht hatte, stellte er die Dienste dagegen auf, die er und seine Familie dem Könige in Spanien und seinem Vorfahrer geleistet hatten, und hernach rechtfertigte er sich in Ansehung der

Verrätherenen, die man ihm Schuld gab. Da Philipp ihm die dritte Vermählung mit Charlotten von Bourbon, der Tochter des Herzogs von Montpensier, zum Vorwurf machte, so nahm der Prinz daher Gelegenheit, die Enthaltsamkeit des Königs mit vieler Bitterkeit anzugreifen. Er gab vor, daß der König vor seiner Vermählung mit der Infantinn von Portugal, die Isabelle Osoria geheyrathet, und mit ihr verschiedene Kinder gezeugt habe; daß er nach der Zeit, unter dem Versprechen der Heyrath, es mit der Donna Euphrasia gehalten, und so bald er gesehen, daß sie schwanger sey, sich von ihr losgemacht, und ihr einen andern Mann gegeben habe. Er warf auch dem Könige vor, daß er seine rechtmäßige Gemahlinn vorsetzlich habe ums Leben bringen lassen, und daß der Bruder dieser Prinzeßinn, Heinrich III im Stande sey, den Beweis darüber zu führen. „Und „warum hat er sich nicht gescheuet, eine so ab„scheuliche Handlung zu unternehmen? „ sagte er. „Damit er noch eine Blutschande mit der „Anna von Oesterreich, seiner Schwestertochter, „begehen, und die Heiligkeit der Ehe durch eine „Verbindung schänden möge, die sich für jenen „Jupiter des Heidenthums schickt, der seine „Schwester Juno heyrathete. „ Die Stände gaben dieser Antwort eine avthentische Bestätigung.

Eine Art von Aufruhr, der sich zu Brüssel erhob, und wovon die Catholiken die Urheber waren,

ren, gab zu einer Rathsverordnung Anlaß, welche die freye Uebung der römischen Religion untersagte. Nach einer langen Einleitung von der Verehrung der Reliquien und den Kunstgriffen k), deren sich die Geistlichen bedienten, um dem leichtgläubigen Volke das Geld aus dem Beutel zu lügen, wurde in der Verordnung gesagt, daß, um einen so abscheulichen Aberglauben abzuschaffen, und den Geiz der Priester zu hintertreiben, der Senat beföhle, daß die Kirchen und Klöster zugeschlossen, die Statüen und Bilder weggenommen, alle Kostbarkeiten bey Seite gesetzt, und daraus Geld geschlagen werden sollte, um die Schulden der Stadt zu bezahlen, und den Armen eine Erleichterung zu verschaffen; daß man endlich die Uebung der römischen Religion so lange aussetzen solle, bis der Staat ruhiger wäre. Ein fast ähnlicher Befehl wurde zu Antwerpen gegeben, dem zu Folge die meisten Geistlichen genöthigt wurden, die Stadt zu verlassen.

Während dieser Zeit griff der Prinz von Parma die Plätze an, und überrumpelte Breda, welches sehr mitgenommen wurde. Cambrai, das er seit langer Zeit eingeschlossen hielt, fieng an

k) Unter andern beschuldigte man die Priester, daß sie Löcher in die Köpfe der Bildsäulen machten, und Oel, oder eine andere flüßige Sache in dieselben gößen, damit es scheinen sollte, als ob diese Köpfe schwitzten oder weinten.

an Mangel zu leiden; da aber der Herzog von Anjou sich mit seiner Armee der Stadt näherte, brach Farnese sein Lager ab, vertheilte einen Theil seiner Truppen in die benachbarten Plätze, und begab sich nach Valenciennes. Der Herzog von Anjou zog unter dem Frohlocken der Einwohner zu Cambrai ein, welche ihn ihren Erretter nannten. Man drang sehr in den Prinzen, daß er durch die Feinde hindurch marschiren, und in Brabant eindringen sollte; aber wichtige Ursachen hinderten ihn an der Ergreifung dieser Parthey, und nöthigten ihn eine Reise nach England zu thun. Er wollte nämlich die Königinn Elisabeth an ihr Versprechen, ihn zu heyrathen, erinnern, und hoffte durch alle Kräfte dieser mächtigen Königinn unterstützt nach Flandern zurück zu kommen.

Während dem hatten sich die Generalstaaten im Haag versammlet, und sagten sich feyerlich von dem Gehorsame los, den sie dem Könige in Spanien geschworen hatten. Diese Lossagungsacte enthält unter andern, daß die Unterthanen nicht um der Regenten, sondern die Regenten um der Unterthanen willen wären; daß es keine Prinzen gäbe, wenn kein Volk wäre, daß aber das Volk gar wohl ohne Prinzen bestehen könne; daß es die Pflicht des Regenten sey, seine Unterthanen zu lieben, wie ein Vater seine Kinder, wie ein Hirt seine Heerde liebt, und sie mit einer vollkommenen Gleichheit zu regieren; daß wenn der Prinz anders verführe, er nicht mehr ein Prinz, sondern ein Tyrann sey, dem das Volk

weder

weder Gehorsam noch Treue mehr schuldig wäre. Sie beschwerten sich ferner über die Grausamkeit der Statthalter, die man nach denen Niederlanden schickte. „Unsere Wünsche,„ sagten sie, „unse„re Bitten und unsere Klagen sind bis vor den Kö„nig gebracht worden, welcher nicht allein dar„auf nicht geachtet, sondern uns auch noch ein „unerträgliches Joch hat auflegen wollen, unter „dem Vorwande, die catholische Religion zu „schützen, die wir nicht angriffen. Durch diese „Gründe bewogen, haben die Generalstaaten, da „sie sich auf keine andere Weise zu helfen wissen, „erklärt, und erklären hiermit, daß König Phi„lipp II von Spanien sich des Rechts der Ober„herrschaft über die Niederlande verlustig ge„macht. Sie verbieten dem zu Folge allen „Obrigkeiten, Richtern, Commendanten, allen „die in öffentlichen Aemtern stehen, den Einwoh„nern, und mit einem Worte, allen Unterthanen der „vereinigten Provinzen, künftig den Namen Phi„lipps in öffentlichen Schriften zu brauchen, „und ihn als Oberherrn zu erkennen; wie wir „sie denn kraft dieses von dem Eide der Treue „lossprechen. Die göttlichen und menschlichen „Gesetze, die in Ansehung unser so oft von „den Spaniern sind übertreten worden, setzen „uns wieder in die natürliche Freyheit, und ge„ben uns das Recht, einen neuen Prinzen zu „wählen, der uns nach unsern Gesetzen, Privile„gien und Freyheiten regiert, um einem jeden „im Volke Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, „um uns zu schützen, und als ein Vater zu lie„ben.

„ben. Da die Staaten den Herzog von Anjou ernennet haben, und der Erzherzog Matthias die Statthalterschaft, die wir ihm aufgetragen hatten, niedergelegt hat, so ist nichts mehr übrig, als daß wir die Ankunft des Prinzen, den wir erwählt haben, erwarten, und indessen einen Plan der Regierung entwerfen. Unsere Meynung ist demnach, daß man einen gemeinschaftlichen Rath errichte, in welchem alles, was den Krieg betrifft, beschlossen werde. In Ansehung der andern Angelegenheiten kann jede Provinz ihren besondern Rath haben. Seeland und Holland sollen indeß im Namen des Prinzen von Oranien, bis zur Ankunft des Herzogs von Anjou, alle öffentliche Schriften auszufertigen.„

Man schickte an alle Obrigkeiten und an alle Commendanten der Provinzen den Befehl, sich dieser Renunciationsacte gemäß zu bezeugen. Viele, selbst von denen, welche den Spaniern sehr gram waren, erschracken, wenn sie das Unglück bedachten, das ein solcher Schritt Flandern zuziehen konnte. „Wenn wir seit langer Zeit, „ sagten sie, unsern Herrn bekriegt haben, so ist das keine neue Aufführung, die sich nicht entschuldigen läßt, weil sie nicht ohne Beyspiel ist. Die Niederlande sind öfters Zeugen von dergleichen Revolten gewesen; aber jetzt kommt es darauf an, daß man das Joch eines alten Herrn abschütteln, und sich einen neuen erwählen will. Ist es nicht sehr zu besorgen, daß

„eine

„eine solche Veränderung den Untergang der „Provinzen nach sich ziehen werde, für deren Er„haltung man zu arbeiten vermeynt?„ Es waren verschiedene Personen, welche sich ein Gewissen machten, der Verordnung der Staaten zu gehorchen. Ein Deputirter von Friesland erschrack so sehr über die neue Regimentseinrichtung, daß er in Ohnmacht fiel, als man ihm dieselbe vortrug, und einige Zeit darauf starb, ohne daß er den von ihm verlangten Eid schwören wollte.

Der Erzherzog Matthias, der, seiner Abdankung ohngeachtet, in Flandern geblieben war, nun aber mit Ehren nicht länger daselbst bleiben konnte, nahm von den Ständen Abschied, und begab sich wieder nach Oesterreich. Der ganze Vortheil, den er von seiner niederländischen Statthalterschaft zog, war, daß ihn der König in Spanien bis auf den Tod haßte, ohne daß die Niederländer einige Hochachtung gegen ihn hatten.

Während daß die Staaten sich der spanischen Herrschaft gänzlich zu entziehen suchten, gab sich der Prinz von Parma Mühe, verschiedene Plätze von Flandern wieder unter die Gewalt ihres alten Herrn zu bringen. Er belagerte Tournai, zwang diese Stadt zur Uebergabe, und ließ sich für die Plünderung derselben zweymal hundert tausend Gulden bezahlen. Da der Prinz von Oranien sahe, daß die Sachen in Flandern so schlecht giengen, und man die Schuld auf ihn schob, begab er sich nach Antwerpen, und

legte

legte den Ständen und dem Rathe eine Schrift vor, in welcher er bewies, daß ihre Sicherheit und Nachläßigkeit die wahre Ursache ihres Unglücks sey. „Ich habe euch seit langer Zeit „vorgestellt,„ sagte er, „daß ihr auswärtige „Truppen zu Hülfe nehmen müßtet, um den „Progressen eurer Feinde Einhalt zu thun. Ihr „hättet zwey tüchtige Regimenter Infanterie, „und drey tausend Mann Cavalerie anschaffen „sollen: ich habe aber bis jetzt nur zu Leuten ge„redet, die sich vom gemeinen Besten wenig rüh„ren lassen, und nur mit ihren Privatvortheilen „beschäfftigt sind. Indeß hängen euer Glück „und eure Freyheit von dem Glücke des gegen„wärtigen Krieges ab. Ihr wisset, daß das „Geld der vornehmste Artikel ist, wenn man „Krieg führen will. Ihr habt demnach einen „erschrecklichen Fehler begangen, daß ihr die öf„fentlichen Cassen so ausgeleert habt. Wozu „dienet der Rath, den ihr seit kurzen errichtet „habt, wenn er weder Gewalt noch Ansehen hat? „Ich habe mich nie in die Verwaltung der Fi„nanzen, und in die Einnahmen der Abgaben „mengen mögen. Alle Welt weiß es. Dem „ohngeachtet giebt es verkehrte Köpfe, die mich „in diesem Puncte zu verläumden sich unterste„hen. Ihr sehet, in was für einem Zustande „sich eure Sachen befinden. Tournai ist in den „Händen der Feinde; Cambrai würde eben die„ses Schicksal gehabt haben, wenn nicht zum „Glück der Herzog von Anjou noch angekom„men wäre. Gehet in euch, und traget mit

„Ver-

„Vergnügen zu dem Aufwande bey, welchen ein „Krieg nothwendig macht, der eure Ruhe und „Freyheit versichern wird. Ich nehme Gott zum „Zeugen, daß man mir das Unglück nicht zu„schreiben kann, welches unausbleiblich erfolgen „wird, wenn ihr Euch künftig nicht klüger auf„führt. Ich habe euch mehr als einmal an „Eure Pflicht erinnert: aber ich sage Euch, „daß ich die Würde eines Generalgouverneurs „niederlegen werde, wenn Ihr die Sachen nicht „besser in Ordnung bringt.„ Nachdem der Prinz von Oranien diese Schrift bekannt gemacht hatte, begab er sich mit Erlaubniß der Stände nach Seeland, um daselbst den Herzog von Anjou zu erwarten, der bald wieder aus England zurück kommen sollte.

Die Spanier machten den Entwurf, Bergen-op-zoom zu belagern. Sie fanden Gelegenheit, vier hundert Mann vermittelst einer Schleusse in die Stadt zu bringen. Ein Soldat von der Besatzung, der einiges Lärmen gehört hatte, rief zu den Waffen; man verstopfte sogleich das Loch, so daß die, die schon in die Stadt waren, von denen getrennt wurden, die noch hinter ihnen drein kamen. Die Spanier, die in der Stadt waren, und ihren Anschlag mislungen sahen, zerstreueten sich allenthalben herum. Ein Theil von ihnen sprang von dem Walle herunter in den Graben; siebzig Mann ohngefähr wurden todt geschlagen, und hundert Mann gefangen genommen.

Um diese Zeit ohngefähr im Jahre 1582. starb der Herzog von Alba, welcher so viel beygetragen hatte, daß die Niederlande mit Spanien nie wieder ausgesöhnt wurden. Er war einer der größten Feldherren seiner Zeit. Er hatte unter dem Kaiser Carl V und unter dem Könige Philipp II in Deutschland, Italien, Flandern und Portugal gedient. Er war besser im Kriege als im Frieden zu gebrauchen. Seine großen geleisteten Dienste hatten ihn trotzig und stolz gemacht. Er mochte gern die Verdienste anderer herunter machen, und schätzte nur sich und seine Nation hoch. Herrschsüchtig, und zu einer übermäßigen Strenge geneigt, schien er sich zu überreden, daß man die Völker mehr mit Furcht als Liebe regieren müsse. Um den Character des Herzogs von Alba in zwey Worten zu schildern, kann man sagen, daß er ein großer Feldherr, aber ein gewissenloser Mann war. Er starb in einem Alter von sieben und siebenzig Jahren.

Der Herzog von Anjou, der den Winter in England zugebracht hatte, kam zu Flißingen wieder an, und begab sich nach Antwerpen, allwo er zum Herzoge von Brabant ausgerufen wurde. Auf die Freudenfeste, die bey dieser Gelegenheit gehalten wurden, folgte bald eine Begebenheit, welche die ganzen Niederlande in Bestürzung setzte. Ein Biscayer, Namens Johann von Ysunca, der ehemals Proviantcommissär in Flandern gewesen war, suchte schon seit langer Zeit sein Glück zu machen. Er glaub-

glaubte, daß die Achtserklärung des Prinzen von Oranien ihm dazu das Mittel an die Hand geben würde. Während daß er sich mit diesem Gedanken beschäfftigte, erfuhr er, daß Caspar Annastro, sein Landsmann, ein Banquier zu Antwerpen, auf dem Puncte stünde, Banquerout zu machen. Er schrieb aus Lissabon an ihn, und foderte ihn zur Unternehmung einer That auf, welche, seiner Meynung nach, eben so nützlich als rühmlich war; sie bestand darinne, daß er den Prinzen von Oranien ermorden sollte. Um ihn dazu zu ermuntern, schickte er ihm ein Brevet des Königs in Spanien zu, worinne Se. catholische Majestät dem Thäter nach geschehener That, achtzig tausend Ducaten, eine Commenthurey von St. Jago, und eine ansehnliche Bedienung versprach. Annastro besann sich lange; da aber seine Sachen von Tag zu Tage schlechter wurden, folgte er endlich den Eingebungen der Verzweiflung, und machte den ihm geschehenen Vorschlag seinem Caßierer Venero bekannt. Er konnte sich der Thränen nicht enthalten, als er es ihm sagte, und Venero ließ gleichfalls einige Thränen fallen. Als Annastro sahe, daß sein Caßierer nicht geneigt schien, ihm in einer so gefährlichen Sache beyzustehen, fragte er ihn, ob man sich an den Jauregny wenden könnte. Dieser, der bey der Banque einen Dienst hatte, war ein junger Mensch von ohngefähr zwanzig Jahren, von einem mürrischen und störrischen Character, und folglich sehr geschickt, auf einem Vorsatze zu beharren,

harren, wenn er ihn einmal gefaßt hatte. Venero fragte seinen Herrn, ob er mit gutem Gewissen einen jungen unbedachtsamen Menschen einem gewissen Tode aussetzen könnte: aber Anastro behauptete, daß es einem jeden erlaubt sey, den Prinzen von Oranien umzubringen, nachdem er des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, und vom Könige in die Acht erklärt worden wäre; daß alle Gottesgelehrten in Spanien der Meynung wären, und daß ihm in diesem Artikel weiter kein Zweifel einfiele.

Nachdem der Banquier den Venero von sich gelassen, schickte er nach dem Jauregny, und redete ihn, nach einem tiefen Seufzer, mit folgenden Worten an: „Wenn ich Eure Treue, Eu„re Standhaftigkeit und aufrichtige Frömmigkeit „nicht kennete, würde ich mich in dem unglück„lichen Zustande, in welchem die öffentlichen „Angelegenheiten und auch die meinigen sind, „nicht an Euch wenden. Ihr sehet meine Au„gen noch ganz roth von Thränen, und ich „glaube, daß Euch die Ursache davon nicht un„bekannt ist: denn ich bemerke seit langer Zeit, „daß Ihr über die Beleidigungen, die man un„serm Oberherrn anthut, sehr empfindlich seyd; „und ob Ihr gleich, eben so wie ich, aus Spa„nien gebürtig seyd, so gehen Euch doch die „Drangsale dieser Provinzen zu Herzen, die „wir als unser zweytes Vaterland anzusehen ha„ben. Ich habe außerdem bemerkt, daß Ihr „mein Schicksal aufrichtig beklaget, und von „dem schlechten Zustande, in welchen ich durch

„die

„die Fehler und Unglücksfälle anderer gerathen
„bin, sehr gerührt seyd. Schon seit langer
„Zeit suche ich ein Mittel, mich aus dem Ab-
„grunde zu reißen, in welchen ich versunken bin,
„und endlich bietet mir die Vorsehung eine Ge-
„legenheit dazu an. Ihr könnet, wenn Ihr
„Muth besitzt, Euren König, Euer Vater-
„land und Euern Herrn zugleich retten. Ue-
„berlegt, wer die Ursache und der Urheber aller
„unserer Widerwärtigkeiten ist: ohne Zweifel
„ist es der Prinz von Oranien, welcher, nach-
„dem er die Treue, die er Gott schuldig war,
„verletzt hat, öffentlich sich von derjenigen los-
„sagt, die er seinem Könige geschworen hatte.
„Ob er gleich in die Acht erklärt ist, wie er es
„verdient, so hat er doch die Unverschämtheit
„gehabt, eine Schrift bekannt zu machen, in
„welcher er sich nicht scheuet den Namen und die
„Majestät seines Herrn anzugreifen; und um
„das Vergehen aufs höchste zu treiben, hat er
„den Einwohnern dieser Provinzen einen aus-
„wärtigen Prinzen zum Beherrscher aufgedrun-
„gen, nachdem er die Gemüther durch seine
„schmeichlerische Art eingenommen. Unser Kö-
„nig hat ihn demnach mit Recht zum Tode ver-
„dammt. Diesen Mann nun müssen wir auf
„die Seite schaffen, wenn wir Gott, dem Kö-
„nige und dem Vaterlande dasjenige leisten wol-
„len, was wir ihnen schuldig sind. Es werden
„uns ansehnliche Belohnungen versprochen; aber
„ich bin davon weniger gerührt, ob sie gleich in
„meinen und Euren Angelegenheiten von großem

„Nutzen seyn können, als ich es von der Pflicht „[illegible]n, die unser Gewissen uns auflegt. Es „[illegible]cheint mir, uns unsere Feigheit, und noch „[illegible]esser zu sagen, unsere Untreue vorzuwerfen, „wenn wir einen Tyrannen, einen Feind Gottes und der Menschen, der zum Unglücke und „Untergange dieser Provinzen gebohren ist, länger leben lassen.„

Annastro vergoß bey diesen Worten häufige Thränen. Nachdem er bemerkte, daß seine Rede Eindruck gemacht hatte, fiel er dem jungen Menschen um den Hals, und umarmte ihn aufs zärtlichste. Jauregny antwortete ihm hierauf mit einer unerschrockenen Miene: „Ich „bin bereit dazu: es ist dieses ein Vorsatz, den „ich schon lange gehabt habe. Ich verachte die „Gefahr eben so sehr, als die Vortheile, die „man uns anbietet. Ich verlange nichts, und „bin bereit mein Leben zu lassen. Wir müssen „nun nur untersuchen, wie es anzugreifen ist, „ob man sich heimlicher List oder offenbahrer „Gewalt zu bedienen hat. Ich bitte Euch um „eine einzige Freundschaft, Gott nämlich für „mich zu bitten, und den König dahin zu be„wegen, daß er meinen alten Vater nicht im „Elende umkommen lasse. Ich lobe Euern „Entschluß und Eure Standhaftigkeit, „erwiederte Annastro; „aber Ihr müßt Euch einen „glücklichern Ausgang von der Unternehmung „versprechen. Ich hoffe, daß Ihr am Leben „bleiben, und des Ruhms genießen werdet, den „eine so schöne That Euch verspricht.„

Anna=

Annastro, als er diesen jungen Menschen in seinem Vorsatze so entschlossen sahe, begab sich von Antwerpen nach Tournai, um daselbst zu erwarten, wie die Sache abliefe. Jauregny gieng an dem Tage, da er sein Vorhaben ausführen wollte, bey einem Dominicaner, Namens Timermann, zur Beichte, und offenbarte endlich diesem, daß er den Vorsatz habe, den Prinzen von Oranien zu ermorden. „Ich lobe „Euer Vorhaben, „sagte der Dominicaner zu ihm, „wenn Ihr Euch nur nicht aus Gewinn„sucht dazu entschlossen habt; die Sache ist gut, „wenn Euch die Ehre Gottes, der Dienst des „Königs und das Wohl des Vaterlandes dazu „ermuntern.„ Auf diese Versicherungen wurde Jauregny von seinen Sünden losgesprochen, und genoß das heilige Abendmal. Er sagte hierauf dem Venero, daß er jetzt gehen wolle, sein Vorhaben auszuführen, und trank ein Glas Wein. Er begab sich nach diesem in die Citadelle, in welcher der Prinz wohnte, der sich eben zur Tafel gesetzt hatte. Nach aufgehobener Tafel, als sich der Prinz wieder in sein Zimmer begeben wollte, schoß Jauregny, der sich unter den Haufen gemengt hatte, mit einer Pistole nach ihm. Die Kugel gieng unter dem rechten Ohre hinein, durch den obern Gaum hindurch, und fuhr durch den linken Backen wieder heraus. Der Prinz fiel nicht, hatte aber von einer Ohnmacht eine Anwandlung; und als er wieder zu sich gekommen war, bat er, daß man den Mörder nicht umbringen möchte. Die ade-

lichen Herren aber, die im Zimmer gegenwärtig waren, und sich in der ersten Hitze nicht hatten halten können, hatten den Jauregny mit verschiedenen Stichen übel zugerichtet, und die Leibwache hatte ihm sodann vollends den Garaus gemacht.

Das Gerücht von diesem Morde erregte grosse Unruhen in der Stadt; als die Gemüther aber wieder ruhig waren, suchte man hinter die Sache zu kommen. Man stellte zu dem Ende den Körper des Mörders stehend auf ein Gerüste, das man auf dem öffentlichen Platze aufrichtete, damit er von jedermann gesehen werden könnte. Sobald man nun erfuhr, daß es einer von den Bedienten des Annastro sey, eilte man nach seinem Hause, und nahm den Venero in Verhaft, der in demselben geblieben war. Man holte auch den Dominicaner dazu, von dem man wußte, daß er öfters in dieses Haus gieng. Venero wollte sich anfänglich aufs Läugnen legen; endlich aber gestand er alles. Der Beichtvater bekannte desgleichen, daß er anfänglich das Vorhaben des Jauregny gebilligt habe; er gestand aber nunmehro ein, daß er sich geirret gehabt. Dieses hinderte nicht, daß man ihn nicht eben so, wie den Venero, zum Tode verdammte. Da der Prinz von Oranien vorgebeten hatte, daß man sie keines schmerzhaften Todes möchte sterben lassen, so strangulirte man sie auf einer Bühne; hierauf wurden ihre Körper geviertheilt, und die Stücken

cken nebst ihren Köpfen auf den Wällen der Stadt aufgesteckt.

Man schwebte einige Zeit zwischen Furcht und Hoffnung wegen des Lebens des Prinzen von Oranien. Die Adern, welche die Kugel zerrissen hatte, zogen sich zusammen, da man sie mit glüenden Eisen sengte, und machten eine Art von Rinde, welche das Blut aufhielt. Am zehnten Tage aber fiel die Rinde herab, und das Blut floß wieder so häufig, daß man nicht glaubte, es stillen zu können. Ein Arzt aus Piemont rieth endlich, daß man die Wunde beständig mit dem Daumen zudrücken sollte, und da dieses, bis sie sich zusammen gegeben hätte, für eine Person zu lange dauern würde, so sollte man verschiedene einander ablösen lassen. Auf diese Weise stillte man das Blut, welches allen andern Mitteln widerstanden hatte. Die Wunde schloß sich wider aller Vermuthen in einigen Tagen, und der Prinz bekam seine Gesundheit wieder.

Annastro, der, wie ich gesagt habe, sich nach Tournai begeben hatte, versicherte den Viceroy, daß die Wunde des Prinzen von Oranien tödlich sey. Farnese schrieb an die Städte Antwerpen, Gent, Brügge, Ypern, und einige andere, daß sie sich den Spaniern unterwerfen sollten, wobey er sagte, daß sie diese Parthey ohne Bedenken ergreifen könnten, weil der Prinz von Oranien, der vornehmste Urheber der Unruhen, tod sey. Da aber die Stände zu gleicher Zeit den Städten die Nach-

richt gaben, daß es mit der Wunde des Prinzen gut gehe, ließen sie sich durch nichts anfechten. Vielmehr rüsteten sich die durch eine so schwarze That aufgebrachten Völker mehr als jemals zum Kriege. Man gieng von einer und der andern Parthey zu Felde. Die Conföderirten machten sich Meister von Alost, und die Spanier bemächtigten sich von Oudenarde und überrumpelten Liere. Der Herzog von Anjou kam in Begleitung des Prinzen von Oranien nach Gent. Seine Armee war damals bis auf vier tausend Mann geschmolzen. Der Prinz von Parma, der an der Zahl weit stärker war, beschloß sie anzugreifen. Es fiel ein Treffen zwischen beyden Partheyen unter den Mauern der Stadt Gent vor. Der Herzog von Anjou und der Prinz von Oranien hatten sich auf den Wall gesetzt, um zu sehen, wie das Gefechte ablaufen würde. Es gieng hitzig zu, und blieben auf beyden Theilen viel Leute, ohne daß die eine oder die andere Parthey sich schmeicheln konnte, den Vortheil zu haben.

Der Herzog von Parma bekam öfters Verstärkungen aus Spanien, so, daß er ohngefähr sechzig tausend Mann unter seinem Commando hatte. Dem ohngeachtet beschwerte er sich, daß er nicht im Stande sey, eine etwas beträchtliche Armee ins Feld zu stellen, weil ein großer Theil seiner Truppen zu Besetzung der Plätze angewendet werden müßte. Er griff Sluis, eine kleine Stadt bey Cambrai, an, welche sich ergab, sobald er mit seinen Canonen vor dieselbe

kam.

kam. Chateau-Cambresis that keinen größern Widerstand. Er nahm noch verschiedene andere Posten in der Gegend herum ein. Ninove ergab sich, sobald es eingeschlossen war. Einige kleine Festungen, welche nahe bey Brüssel sind, folgten dem Beyspiele. Nach diesen glücklichen Verrichtungen entschloß sich Farnese in dem Lande Vaes Posto zu fassen, welches sehr fruchtbar ist, und von den Truppen noch nicht war geplündert worden; der Herzog von Anjou aber verhinderte ihn daran, indem er die Dämme durchschnitt und die Wege verdarb, so, daß die spanische Armee auf einmal von der Kälte, vom Hunger und von der Ueberschwemmung überfallen wurde. Man verlohr alle Tage eine Menge Soldaten, die an Krankheiten oder für Elend starben. Der spanische General sahe sich demnach gezwungen, seine Armee in die Plätze zurück zu schicken, und mehr als sieben hundert Kranke um Brüssel herum zurück zu lassen, welche auf den Dämmen liegen blieben, wo sie dem Mitleiden oder der Grausamkeit der Bauern ausgesetzt waren.

Die Truppen des Herzogs von Anjou waren nicht viel besser dran. Da sie nicht bezahlt wurden, so verursachte das Elend eine ansteckende Krankheit unter ihnen, und brachte eine große Menge dahin, daß sie Almosen betteln mußten. Diese Armee erhielt unterdeß eine Verstärkung aus Frankreich, welches unter der Anführung des Herzogs von Montpensier drey tausend Schweizer, vier tausend Mann französische

sische Infanterie, und einige Schwadronen Reuter nach Flandern schickte. Der Herzog von Anjou nahm auch noch deutsche Reuterey in seine Dienste. Alle Officiere begaben sich nach Antwerpen, wo er damals war, um sich mit ihm, wegen der Eröffnung des künftigen Feldzuges zu berathschlagen.

Dieser Prinz, der sich an der Spitze einer so schönen Armee sahe, konnte sich mit dem glücklichsten Erfolge schmeicheln; er brauchte aber die Mittel, die ihm ein dauerhaftes Glück hätten verschaffen können, bloß zu seinem Untergange. Wir werden Gelegenheit haben, es in der Folge zu sehen. Der Krieg wurde in Frießland noch immer fortgesetzt. **Verdugo**, der Statthalter dieser Provinz von Seiten der Spanier, machte Versuche auf verschiedene Plätze. Er griff vergebens die Stadt Oldemborn an. Er belagerte hierauf Lochem, am Flusse Beckel, in der Nachbarschaft von Züthphen. Die beständigen Ausfälle der Garnison nahmen ihm viel Leute weg. Er ließ sich mit fürchterlichen Drohungen gegen die Belagerten heraus, wenn sie sich nicht ergeben würden: ob sie aber gleich großen Mangel litten, so beschlossen sie doch, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Es wurde ihnen bald darauf eine Verstärkung und Lebensmittel zugeschickt. Die Belagerer, welche stets gehofft hatten, daß der Mangel den Platz zur Uebergabe nöthigen würde, entschlossen sich, ihre Linien zu verlassen, und thaten es auch ohne Zeitverlust, weil sie sahen,

hen, daß alle Tage Lebensmittel in die Stadt kamen, und selbst befürchten mußten, von den Feinden eingeschlossen zu werden, wenn sie die Belagerung fortsetzten. Verdugo, der rüstig war, und die Zeit wieder einbringen wollte, die er über dieser Unternehmung verlohren hatte, suchte Steenwick mit List in seine Hände zu bekommen, da es ihm mit Gewalt nicht hatte gelingen wollen, ob er gleich verschiedene Versuche gemacht hatte. Ein Bauer that ihm bey dieser Gelegenheit große Dienste. Man hatte in dem Graben der Stadt, der sehr tief und voller Wasser war, einen seichten Ort, auf den Nothfall, übrig gelassen. Der Bauer zeigte dem Verdugo diesen Ort. Die Spanier nahmen die Zeit in Acht, da der größte Theil der Besatzung den Platz verlassen hatte, um einen Angriff auf die Belagerer zu thun; sie kamen, durch Hülfe einer sehr finstern Nacht, an dem seichten Orte glücklich durch den Graben, erstiegen die Mauern, ermordeten alle ausgestellten Wachen, und machten sich Meister vom Platze. Diese Eroberung war eben nicht von Wichtigkeit: denn die Pest hatte diese unglückliche Stadt so mitgenommen, daß fast keine Einwohner mehr übrig waren. Es that auch der Verlust dieses Platzes den Staaten keinen großen Schaden, indem sich noch eine Menge fester Plätze in der Nähe herum befanden. Verdugo, welcher einer der besten Generale bey den spanischen Truppen war, und dem man die Statthalterschaft in

Frießland austrug, war anfänglich ein Reitknecht gewesen.

Während daß der Herzog von Anjou sich in der Souverainität über die Niederlande zu erhalten suchte, rieth man dem Könige, seinem Bruder, sich von diesen Provinzen Meister zu machen, und sie der französischen Monarchie einzuverleiben, von welcher sie ehemals einen Theil ausgemacht hatten. Die Ursachen, wodurch man ihn zu diesem Unternehmen zu bewegen suchte, waren gegründet genug, wenn man voraussetzt, daß die Regenten mehr den Maximen der Staatsklugheit, als den Regeln der Billigkeit folgen sollen: aber die Bequemlichkeit Heinrichs III erlaubte ihm nicht, sich in einen Krieg einzulassen, welcher seine Ruhe und Vergnügen gestöhrt hätte.

Der Herzog von Anjou, der den Leichtsinn und die Unbeständigkeit der Niederländer fürchtete, hielt es für nöthig, sich nach sichern Plätzen umzusehen, im Fall eben das Volk, das ihn zu Hülfe gerufen hatte, und ihm jetzt viel Ergebenheit bezeigte, anderes Sinnes werden sollte. In dieser Absicht beschloß er sich der Städte Brügge, Antwerpen, Dünkirchen und aller festen Plätze in dasiger Gegend zu bemächtigen. Er gieng zeitig zu Felde, griff verschiedene kleine Plätze an, machte sich Meister von denselben, überrumpelte Dünkirchen, und that auf Alost, Nieuport, Ostende, Brügge und Antwerpen Versuche, deren Erfolg nicht glücklich war. Diese Unternehmungen des Herzogs

von

von Anjou entzweyeten ihn mit den Generalstaaten dergestalt, daß er nach einiger Zeit genöthigt war, Flandern zu verlassen.

Unterdessen gab sich der Prinz von Parma alle Mühe, Flandern, oder wenigstens einen Theil der Provinzen, die dasselbe ausmachen, dem Könige von Spanien wieder zu unterwerfen. Er bemächtigte sich Dünkirchen, Berg-Saint-Vinox, Werne, Dixmuyden und Menin. Die Eroberung aller dieser Plätze setzte die Generalstaaten sehr in Verlegenheit. Man wollte die weitern Eroberungen der Spanier aufhalten, und die Sache schien nicht leicht, weil keine Einigkeit unter den Provinzen war. Die Einwohner zu Antwerpen konnten es dem Herzoge von Anjou nicht vergeben, daß er sich ihrer Stadt mit Gewalt hatte bemächtigen wollen, und die Genter, die schon seit langer Zeit sich mit Spanien wieder auszusöhnen suchten, wollten nicht gestatten, daß man sich zur Erhaltung der Niederlande französischer Hülfe bedienen sollte. Der meiste Theil der Niederländer fieng außerdem auch an, ein Mistrauen in den Prinzen von Oranien zu setzen, und ihn im Verdacht zu haben, daß er es mehr mit den Franzosen, als mit seinen Landesleuten halte, weil dieser kluge und vorsichtige Prinz ihnen rieth, sich mit dem Herzoge von Anjou nicht zu veruneinigen, als welcher allein verhindern könnte, daß sie nicht unter das spanische Joch zurück fielen. In dieser Verfassung waren die

Gemüther, als sich die Staaten zu Middelburg versammelten.

Robert von Sorbiere, Herr von Prüneaux, fand sich bey dieser Zusammenkunft ein, und sagte, daß der Herzog von Anjou, den man zum Generallieutenant vom ganzen Königreiche Frankreich ernennt habe, jetzt mehr als jemals im Stande sey, den Niederländern Hülfe zu leisten. Er setzte zu gleicher Zeit hinzu, daß dieser Prinz von seinen Rechten nichts nachlassen und keinen Titel verliehren wollte, den man ihm einmal eingeräumt, und er sich durch seinen Muth erworben hätte. Er machte hierauf eine Erzählung der Dienste, welche die Franzosen den Niederländern geleistet, und suchte den Staaten begreiflich zu machen, daß sie bey gegenwärtigen Umständen besonders Ursache hätten, es mit Frankreich nicht zu verderben. Er machte ihnen ferner Hoffnung, daß Heinrich III Spanien offenbar den Krieg ankündigen würde, wenn die vereinigten Provinzen, im Fall der Herzog ohne Erben versterben sollte, dem Könige erblich angehören wollten.

Die Wunde der Stadt Antwerpen war noch frisch, und der Haß, den sie dem Herzoge von Anjou zugezogen hatte, überwog alle Betrachtungen des gemeinen Besten. Außerdem legten auch die Intriguen der Einwohner zu Gent dieser Unterhandlung große Hindernisse in den Weg. Da hier wegen der Widersetzung der Genter und der Abwesenheit der Deputirten einiger Provinzen an keinen Vergleich mit dem Herzoge

zoge zu denken war, so schrieb man, auf Anrathen des Prinzen von Oranien, eine andere Zusammenkunft nach Dordrecht aus, wo die Zeit mit Conferenzen zugebracht wurde, welche ihre Uneinigkeit unter einander unnütz machte. Während dieser Zeit nahmen ihnen die Spanier eine große Menge Plätze ab, und von der ganzen Provinz Flandern blieb die einzige Stadt Alost übrig, welche nicht in ihre Hände fiel. Es währte aber nicht lange, so wurde ihnen auch diese Stadt durch die geheimen Anhänger der Spanier in die Hände geliefert.

Die Angelegenheiten der Niederlande waren in der äußersten Verwirrung, und die Begebenheiten, von denen ich jetzt reden will, trugen nicht wenig zur Vermehrung der Unruhen dieser unglücklichen Provinzen bey. Der Herzog von Anjou bekam einen so heftigen Blutsturz, daß das Blut ihm aus allen Theilen des Körpers heraus drang. Er starb den vierten Tag darauf, am ersten May, im Jahre 1584. Dieser Prinz war von einer angenehmen Gestalt, ob er gleich etwas klein war. Er sahe braun, ein wenig aufgedunsen, und hin und wieder ausgefahren im Gesicht aus. Lebhaft, veränderlich, gesprächig, tapfer, stolz, beredt, prächtig und unruhig, das ist sein Character im Kurzen. Er war der vermuthliche Erbe der französischen Krone, weil sein Bruder, Heinrich III, keine Kinder hatte. Durch seinen Tod aber kam der Scepter in Hände, die weit würdiger waren, ihn zu führen.

Die Niederlande verlohren in eben dem Jahre ihren eifrigsten Vertheidiger in der Person des Prinzen von Oranien, welcher von einem jungen Menschen, Namens Balthasar Gerhard, von Villefans in Franche-Comte gebürtig, umgebracht wurde. Dieser Mörder hatte sich beym Prinzen durch einen vorgegebenen großen Eifer für die protestantische Religion einzuschmeicheln gewußt. Er fand sich bey allen Bet- und Unterweisungsstunden ordentlich ein, und man sahe ihn nie anders, als mit einem Psalter oder neuen Testamente in der Hand. Wer hätte sich wohl eingebildet, daß hinter einer äußerlich so frommen Miene böse Absichten verborgen wären? Alle Welt wurde von einer so abscheulichen Heucheley hintergangen. Eines Tages, als der Prinz, der damals zu Delft war, aus seinem Pallaste gehen wollte, wartete Gerhard an der Thüre des Hofes auf ihn, und schoß mit einer Pistole, die mit drey Kugeln geladen war, nach ihm. Der Prinz, der sich verwundet fühlte, rief aus: Herr, erbarme dich meiner Seele und dieses Volks! Er wankte, und die Bedienten setzten ihn in der Nähe auf einer Treppenstufe nieder. Die Sprache verließ ihn, man brachte ihn in sein Bette, allwo er in einem Augenblicke den Geist aufgab.

Sobald der Mörder den Schuß gethan hatte, entflohe er durch eine Hinterthüre, und warf noch eine andere Pistole von sich, die er noch geladen bey sich hatte. Er wurde von der

Wache des Prinzen in Verhaft genommen, als er eben im Begriff war auf den Wall zu steigen, von welchem er sich in den Graben stürzen wollte, der voll Wasser war. Er hatte zwo große Blasen zu sich genommen, durch deren Hülfe er über den Graben zu schwimmen gedachte. Der Senat versammelte sich sogleich, um ein Verhör mit ihm vorzunehmen. Anstatt zu antworten, foderte er Papier und Feder, und versprach alles aufzuschreiben, was man von ihm wissen wollte. Er gestand demnach, daß er schon seit sechs Jahren den Vorsatz gehabt habe, den Prinzen von Oranien zu tödten, und ließ sich in einige ausführlichere Erzählungen ein. Er führte unter andern einige Geistliche an, die sein Vorhaben gebilligt hatten. Weit entfernt, daß er einiges Zeichen der Reue von sich gegeben haben sollte, gestand er vielmehr, daß er den Prinzen, wenn er noch lebte, gewiß noch umbringen würde, und wenn man ihm auch tausend Martern anthäte. Nachdem man ihn auf die Tortur gebracht hatte, wurde er den 14 Julius 1584 zum Tode verurtheilt. Dem Urtheile zu Folge sollte vor dem Rathhause ein Schaffot aufgerichtet, dem Verbrecher anfänglich die rechte Hand mit einem glüenden Eisen gebrannt, und die übrigen Theile des Leibes mit glüenden Zangen gerissen werden. Den Körper sollte man hierauf lebendig in vier Stücke zertheilen, und von unten anfangen. Man sollte ihm das Herz aus dem Leibe reißen, und es ihm ins Gesichte schmeißen. Nach diesem sollte man

ihm den Kopf abhauen, und denselben vermittelst einer langen Stange auf einem Thurme zu Antwerpen ausstecken; die vier Theile des Körpers sollten auf den vier Bastionen der Stadt aufgesteckt werden.

Als man ihm das Urtheil zum erstenmale vorlas, schien er sich davor zu entsetzen; auf einmal aber nahm er eine gesetzte Miene an, und sagte, daß er sich als einen großmüthigen Streiter der römischen Kirche betrachte; daß die Martern, die man ihm anthun wollte, zur Büßung der Sünden dienen würden, die er sonst schon begangen habe; wobey er zugleich behauptete, daß er Gott durch diesen Mord nicht beleidigt habe, daß er sich vielmehr durch denselben ein Recht zum Himmel erworben habe, wo er Gott für alle Menschen bitten wolle.

Am folgenden Tage, da man ihm zum Tode führte, zeigte er noch eben diese Unerschrockenheit, welche sich auch nicht verläugnete, da er schon auf dem Richtplatze war. Man brannte ihm die rechte Hand ab, man riß ihn mit glüenden Zangen, und er gab nicht das geringste Zeichen einer schmerzhaften Empfindung von sich; man hörte ihn weder schreyen, noch sonst eine Art von convulsivischer Bewegung machen. Die Geistlichen machten seiner Standhaftigkeit große Lobsprüche, und sahen ihn als einen Märtyrer an.

**Wilhelm von Nassau**, Prinz von Oranien, dem man schon mehr als einmal nach dem Leben getrachtet hatte, und der endlich doch noch durch

durch die Hand eines Mörders umkam, war ein Prinz, dessen Klugheit, Standhaftigkeit, Muth, Geduld und Bescheidenheit gerühmt zu werden verdienen. Der Eifer, den er für die protestantische Religion hatte, war Ursache, daß er sich gegen Spanien auflehnte, und fast sein Leben in lauter Kriegen zubrachte. Er wurde von den Staaten ungemein bedauert, welche zu Bezeugung ihrer Erkenntlichkeit ihm ein prächtiges Leichenbegängniß hielten. Er hatte, als er ums Leben kam, sein zwey und funfzigstes Jahr beynahe erfüllt. Es hatte dieser Prinz vier Gemahlinnen gehabt, und hinterließ verschiedene Kinder. Die erste war Anna von Egmond, von welcher er einen Sohn, Namens Philipp, und eine Tochter Maria hinterließ. Philipp, der nach dem Tode seines Vaters den Titel, Prinz von Oranien, annahm, war zu Louvain vom Herzoge von Alba gefangen genommen und nach Spanien geführt worden, allwo er neun und zwanzig Jahre in der Gefangenschaft blieb. Die zweyte Gemahlinn Wilhelms war Anna von Sachsen, von welcher er den Graf Moritz, und zwo Töchter, Anna und Amalia, hatte. Die dritte war Charlotte von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier, von welcher er sechs Töchter hinterließ. Die letzte von seinen Gemahlinnen war Louise von Coligny, Tochter des berühmten Admirals von Frankreich, der bey der parisischen Bluthochzeit ums Leben kam. Er hatte von dieser letz-

tern Gemahlinn nur einen einzigen Sohn, Namens Heinrich Friedrich. Es war auch ein unehelicher Sohn von ihm da, den man Justin von Nassau nannte.

Der Tod des Herzogs von Anjou und des Prinzen von Oranien hatte die Sachen der Generalstaaten in große Verwirrung gebracht. Brügge hatte sich der spanischen Herrschaft schon wieder unterworfen. Die Genter wurden ebenfalls wankend gemacht, da die Anhänger der Spanier ihnen ohne Unterlaß vorstellten, daß man nie gegen seinen Oberherrn aufrührisch werden, oder die Religion durch den Weg der Waffen auszubreiten suchen müsse. Sie suchten ferner zu zeigen, daß man auf die Franzosen nicht rechnen könne, und daß es am klügsten gethan sey, wenn man sich den Spaniern, seinen alten Herren, wieder unterwürfe. Die Brabanter, Holländer und Seeländer schrieben von ihrer Seite an die Genter, um ihnen vorzustellen, daß, wenn sie dem Beyspiele der Stadt Brügge folgten, der Tractat, den sie mit den Spaniern machen würden, die Ursache ihres Untergangs seyn würde, anstatt daß er ihnen den Frieden verschaffen sollte. Diese Vorstellungen hielten einige Zeit den Schluß des Tractats auf. Ja der Pöbel zu Gent, der den Spaniern äußerst gram war, schnitt einigen Soldaten von dieser Nation Nasen und Ohren ab, und schickte sie hernach wieder zu ihrem Regimente. Die Spanier nun, als Leute, die sichs in der Grausamkeit nicht gern zuvor thun ließen,

ließen, ermordeten einige Genter, banden sie auf ein Bret, und warfen sie mit dieser Aufschrift auf den Fluß: Die Genter haben uns unsere Gefangene zu Lande wieder geschickt, und wir schicken ihnen die ihrigen zu Wasser wieder.

Der Prinz von Parma, der die Stadt Gent zwingen wollte, die Bedingungen, die er anbot, anzunehmen, wendete alle seine Kräfte gegen Flandern an. Er griff verschiedene kleine Plätze an, die um Antwerpen herum lagen, woraus man schließen konnte, daß die Reihe endlich an diese Stadt kommen sollte. Die Genter, welche jezt über den glücklichen Fortgang der spanischen Waffen erschracken, entschlossen sich endlich zu einem Vergleiche. Der Tractat wurde geschlossen, und Gent fiel wieder unter die spanische Bothmäßigkeit zurück. Alexander Farnese, der den Vorsatz hatte, Antwerpen zu belagern, bauete eine Brücke, wodurch er die Schelde zu sperren die Absicht hatte, und brachte sieben ganzer Monate mit dieser Arbeit zu.

Während dieser Zeit beschlossen die Generalstaaten, die sich in den traurigsten Umständen befanden, und wieder unter das Joch der Spanier zu gerathen befürchteten, sich der Krone Frankreich auf leidliche Bedingungen zu unterwerfen. Sie schickten eine Gesandschaft ab, die aus Deputirten von jeder Provinz bestand. Diese Gesandten kamen nach Frankreich, wo ihnen Heinrich III den 12ten Februar 1585

Audienz gab. Ihre Rede enthielt, daß sie kämen, den König zu bitten, daß er sie als seine Unterthanen und Freunde in Schutz nehmen möchte, wobey sie versicherten, daß Se. Allerchristlichste Majestät sie geneigt finden würden, alle billigen und vernünftigen Vorschläge anzunehmen, die Sie ihnen zu thun geruhen würden.

Heinrich antwortete den Deputirten auf eine sehr verbindliche Art, sagte ihnen aber zugleich, daß er die Sache, die sie ihm vortrügen, reiflicher überlegen müßte. Die Anhänger der Guisen, die damals alles im Staate vermochten, und den Spaniern gänzlich ergeben waren, weil sie ihrer zur Unterstützung der Ligue nöthig hatten, hielten Heinrichen ab, sich in die Händel der Niederländer zu mischen, und stürzten lieber Frankreich in alles Unglück eines bürgerlichen Krieges, als sie durch ihre Beystimmung zur Erlangung verschiedener schönen Provinzen beytragen wollten, die wir jetzt mit der französischen Monarchie vereint sehen könnten. Der König erklärte demnach den niederländischen Abgesandten, daß es nicht in seiner Gewalt stehe, ihr Anerbieten anzunehmen; er versprach ihnen aber sogleich beyzustehen, als die Ruhe in seinem Königreiche wieder hergestellt seyn würde. Nimwegen und Brüssel begaben sich wieder unter die spanische Herrschaft. Der Verlust zwoer so beträchtlicher Städte war den Staaten äußerst empfindlich. Der Prinz von Parma belagerte Antwerpen,

werpen, und die Einwohner waren entschlossen, sich bis auf den lezten Mann zu vertheidigen.

Die Schelde ist um Antwerpen herum ziemlich breit und tief, weil sie sich hier ihrem Ausflusse nähert. Alexander von Parma brachte unterhalb der Stadt eine Brücke von ungemeiner Bauart zu Stande, um die Belagerer zu verhindern, daß sie keine Unterstüzung aus Seeland erhalten könnten. Diese Brücke, welche auf ungeheuere Pfähle gebauet wurde, die man in die Tiefe einrammelte, konnte gegen Antwerpen nicht näher, als bis auf zwey hundert Fuß, und auf der Seite nach Brabant zu bis auf neun hundert Fuß 1) gebracht werden. Es blieb zwischen diesen beyden Theilen der Brücke ein Raum von ohngefähr dreyzehn hundert Fuß übrig, wo es nicht möglich war, Pfähle einzuschlagen, wegen der Tiefe des Flusses an diesem Orte. Man half dieser Unbequemlichkeit dadurch ab, daß man zwey und dreißig Schiffe aneinander hieng, von denen jedes sechs und sechzig Fuß lang und zwölfe breit war. Diese Schiffe berührten einander nicht. Sie waren auf zwanzig Fuß eins vom andern entfernt, und mit großen Tauen und Ketten an einander gebunden. Jedes Schiff war an jedem Ende mit einem Anker versehen, welche so eingesenkt waren, daß die Brücke aufgezogen werden konnte, ohne daß die Schiffe einigen



1) Weil das Wasser auf der Seite nach Brabant nicht so tief war.

einigen Schaden davon erlitten. Zwischen den Schiffen waren große Balken queerüber gelegt, und über diese wieder Pfosten nahe an einander. An den beyden äußersten Enden der Brücke bauete man ein Fort, welches zum Waffenplatze dienen sollte, und man stellte so viel Canonen hinein, als Winkel waren. In jedes Schiff stellte man dreyßig Soldaten, vier Matrosen und zwo Canonen, so daß zur Vertheidigung der ganzen Brücke sieben und neunzig Canonen da waren.

Man legte hernach noch ein anderes Werk an, welches zur Vertheidigung der Brücke dienen sollte. Diese neue Erfindung bestand in drey und dreyßig Barken, die in der Breite des Flusses nach einander gestellt waren. Es waren längs der Brücke hin immer drey und drey an einander gebunden, mit großen Balken und Mastbäumen, welche queer über dieselben gelegt waren, doch in einiger Entfernung von einander. Es waren eilf Reihen solcher Schiffe, drey und drey an einander, wie ich gesagt habe, und der Raum zwischen jeder Reihe war allenthalben gleich. Aus jeder Reihe dieser Barken ragten vierzig lange, an der Spitze mit Eisen beschlagene Stücken Holz hervor, welche gleich einer Compagnie Piqueniers, vor die Fronte einer Armee gestellt, die Annäherung des Feindes verhinderten. Diese Barken, die mit Ballast beschweret, und mit Ankern befestigt waren, dienten die Brücke zu decken, welche noch durch vierzig andere Schiffe vertheidigt wurde, von denen

zwan-

zwanzig auf der Seite nach Brabant zu gestellet waren. Diese Brücke versperrete den Feinden den Fluß, und schnitt ihnen alle Art der Gemeinschaft mit dem Meere ab.

Ein Italiener, Namens Jambelli, der sich in Antwerpen geworfen hatte, misvergnügt, daß die Spanier seine Dienste nicht hatten annehmen wollen, erfand eine von den Maschinen, denen man mit Recht den Namen höllischer Maschinen gegeben hat, um die Brücke der Spanier zu zerstöhren. Er bauete vier flache Fahrzeuge, mit einem sehr hohen Rande, von ungemein starken und dicken Holze, und hatte die Absicht, Minen auf dem Wasser folgender Gestalt spielen zu lassen. Er machte auf dem Grunde dieser Fahrzeuge in der Länge hin ein Mauerwerk aus Ziegelsteinen und Kalch, einen Fuß hoch und fünf Fuß breit. Er führte rings herum an den Seiten zwo kleine Mauern auf, und machte die Kammer seiner Mine drey Fuß hoch und weit. Diese füllte er mit einem sehr feinen Pulver an, das er selbst verfertigt hatte, und außer ihm niemand zu machen wußte. Er bedeckte diese Mine mit Werkstücken, Mühlsteinen und andern Steinen von ungewöhnlicher Größe. Oben darüber legte er Kugeln, Stücken Marmor, Haaken, Nägel und anderes Eisenwerk, welches alles er wieder mit großen Steinen bedeckte. Diese Oberdecke war nicht platt, sondern wie ein Dach gestaltet, damit die Wirkung der Mine nicht bloß von unten nach der Höhe, sondern nach allen Seiten gehen sollte.

Der Raum zwischen den Mauern, der Mine und den Seiten der Fahrzeuge wurde mit gehauenen Steinen ausgefüllt, oben darüber wurden Balken gelegt, und auf diese Balken noch ein Boden von Ziegelsteinen gemauert, auf dessen Mitte Jambelli einen Stoß Holz mit Pech bestrichen legen ließ, um denselben anzuzünden, wenn die Fahrzeuge abgeschickt würden, damit man sie für nichts als gemeine Branders halten möchte. Um die Mine zu rechter Zeit anzuzünden, bediente er sich eines doppelten Mittels. Das eine war eine in Schwefel getauchte Lunte, von einer gemäßen Länge, als die Fahrzeuge Zeit haben mußten, bis an die Brücke zu kommen. Das andere Mittel, dessen er sich bediente, um Feuer ins Pulver zu bringen, war eine von den kleinen Uhren, die man Wecker nennt; diese sollte in einer gewissen Zeit, wenn sie abgelaufen wäre, einen Feuerhahn losschlagen lassen, und das Pulver anzünden, das in einer Linie bis an die Mine gestreuet war. Diese vier so sonderbar ausgerüsteten Fahrzeuge sollten noch von dreyzehn andern und kleinern begleitet werden, welche keine Minen hatten, sondern gemeine Branders waren.

Alexander von Parma, der erfahren hatte, daß man zu Antwerpen gewisse Anstalten machte, die man sehr heimlich hielte, glaubte, die Absicht der Feinde gienge bloß dahin, die Brücke zu gleicher Zeit von einer und der andern Seite, von Antwerpen und von Seeland her, anzugreifen.

fen. Er stellte demnach seine besten Truppen auf die Brücke, und setzte sie, ohne es zu wissen, der abscheulichsten Gefahr aus, indem er Maaßregeln zu ergreifen glaubte, dieselbe abzuwenden.

Man sahe anfänglich drey Branders aus dem Hafen zu Antwerpen auslaufen, und hernach wieder drey, und so die folgenden in der Reihe fort. Man schlug Lärmen, und alle Soldaten liefen zu ihrem Posten auf der Brücke. Das Feuer war so heftig, daß es schien, als ob die Schiffe selbst brenneten. Dieses gab ein Schauspiel, welches Vergnügen gemacht hätte, wenn man nichts dabey zu befürchten gehabt hätte. Die Spanier hatten gleichfalls eine Menge Feuer auf ihren Dämmen und in ihrem Fort angezündet. Die Soldaten waren auf den beyden Ufern des Flusses, und auf der Brücke in Schlachtordnung gestellt, mit fliegenden Fahnen, mit ihren Officieren an der Spitze, und die Waffen glänzten beym Scheine der Flamme noch mehr, als sie beym hellesten Sonnenscheine geglänzt haben würden.

Nachdem die Matrosen bis auf zwey tausend Schritt von der Brücke waren, ließen sie die vier Fahrzeuge, auf welchen die Minen waren, mit dem Strohme fortlaufen, und begaben sich in ihren Booten zurück. Die andern Brander ließ man laufen, wie sie wollten, und diese scheiterten meistentheils an der Staccade m) und an

m) Man benannte mit diesem Namen eine Art von Barriere oder Pallisadirung, die man ins

an den beyden Ufern. Eins von den vier Schiffen, welche die Brücke sprengen sollten, versank mitten auf dem Flusse. Man sahe einen dicken Dampf von demselben aufsteigen, ohne eine andere Wirkung. Zwey andere wurden vom Winde ans Ufer nach Flandern zugetrieben, und es schien eine Zeit lang, als ob es mit dem vierten eben so gehen würde.

Da die spanischen Soldaten sahen, daß das Feuer auf den meisten dieser Schiffe zu verlöschen schien, fiengen sie an, darüber zu spotten, als über eine große Zurüstung, mit welcher man nichts ausrichtete. Es waren sogar einige so verwegen, daß sie in eins der gescheiterten Schiffe stiegen, und mit ihren Piquen durch das Verdeck stachen, um zu sehen, was darunter wäre. In diesem Augenblicke war das eine von den vier Schiffen, das größte und stärkste von allen, durch die Staccade gedrungen, und setzte seinen Lauf gegen die Brücke fort. Die spanischen Soldaten erhoben sodann ein großes Geschrey. Der Prinz von Parma eilte sogleich herzu, und commandirte Soldaten und Matrosen, die einen, das Schiff mit Haken abzuhalten, die andern, hinein zu springen, und das Feuer zu löschen. Der Prinz begab sich indeß in eine Art von hölzernen Schlosses, das auf dem flandrischen Ufer gebauet war. Er hatte die Herren Roubaix, Caetan, Billi, du Guast, und die Officiere von der Besatzung dieses Schlosses bey sich.

Ein

ins Wasser geschlagen hatte, um die beyden äußersten Ende der Brücken zu bauen.

Ein alter Fähnrich, ein Hausbedienter des Prinzen von Parma, rettete seinem Herrn das Leben. Dieser Mensch, der entweder eine Ahndung hatte, oder etwas argwohnte, näherte sich dem Prinzen von Parma, und bat ihn, sich zu entfernen, nachdem er alle nöthigen Befehle gegeben hätte. Er wiederholte seine Bitten, und da er sahe, daß er nicht gehört wurde, warf er sich seinem Herrn zu Füßen, und sagte zu ihm: „Um Gottes willen, mein Prinz, glauben Sie „wenigstens diesesmal dem treuesten Ihrer Diener; ich versichere Sie, daß Ihr Leben hier in „Gefahr ist.„ Er zog hierauf den Prinzen gewissermaßen mit Gewalt fort. Alexander von Parma, der über die Dreustigkeit dieses Menschen eben so sehr in Verwunderung war, als über den Ton, in welchem er mit ihm redete, entschloß sich, ihm zu folgen, und nahm den du Guast und Caetan mit sich. Kaum waren sie an das Fort St. Maria gekommen, als das Schiff mit einem entsetzlichen Krachen aus einander sprang. Man sahe eine Wolke von Steinen, Balken, Ketten und Kugeln in der Luft. Das hölzerne Schloß, bey welchem die Mine gesprungen war, ein Theil der die Brücke haltenden Schiffe, die Canonen, die darauf waren, und die Soldaten wurden weggerissen, und auf allen Seiten herum geschleudert. Die Schelde wurde gewaltsam nach der Tiefe zurück gepreßt, und fuhr mit solcher Heftigkeit wieder in die Höhe, daß das Wasser alle Dämme überschwemmte. Man fühlte ein Erdbeben auf

mehr

mehr als vier Meilen in der Runde. Einige von den großen Werkstücken, womit die Mine bedeckt war, wurden auf tausend Schritt weit von der Schelde weggeworfen.

Eins von den andern Schiffen, welches gegen das flandrische Ufer war getrieben worden, that ebenfalls eine große Wirkung. Es kamen über acht hundert Menschen durch diese beyden höllischen Maschinen auf verschiedene Art ums Leben. Eine unzählige Menge wurden verwundet, und einige kamen durch sonderbare Zufälle glücklich davon. Der Vicomte von Brüssel wurde weit weggeschleudert, und fiel in ein Schiff, ohne sich einigen Schaden zu thun. Ein Soldat von der Leibwache des Prinzen von Parma wurde von dem Ende der Brücke, das an Flandern stieß, bis auf das andere Ufer gegen Brabant zu geworfen, und hatte nur eine kleine Verletzung an der Schulter. Ein Officier hatte zuerst eine Weile in der Luft geschwebt, und fiel hernach in den Fluß. Da er schwimmen gelernt hatte, und sich während der gewaltsamen Bewegung der Cüraß von seinem Leibe selbst losgemacht hatte, so half er sich durch Schwimmen ans Ufer.

Den Prinzen von Parma glaubte man gar todt: denn als er eben in das Fort St. Maria hinein gehen wollte, wurde er von der Erschütterung der Luft zu Boden geworfen, und von einem Stücke Holz zwischen die Schultern getroffen. Man fand ihn ohne Verstand auf der Erde liegend;

er

„kam aber bald wieder zu sich, und das erste, was er that, war, daß er Befehle gab, um einen Theil des Schadens wieder zu ersetzen, den diese höllische Maschine verursacht hatte. Endlich machte sich Alexander Farnese, nach einer langwierigen Belagerung, Meister von der Stadt Antwerpen. Einer der vornehmsten Artikel der Capitulation war, daß man während den ersten vier Jahren von der Einführung des Inquisitionsgerichts in dieser Stadt nichts erwähnen sollte. Man siehet daraus, daß die Spanier immer noch die Absicht hatten, dieses abscheuliche Gericht in den Niederlanden einzuführen.

Die Staaten, deren Sachen sich in sehr schlechten Umständen befanden, wurden nochmals genöthiget, die Unterstützung einer auswärtigen Macht zu suchen. Frankreich, welches damals in seinem Innern selbst nicht ruhig war, konnte sich auf nichts einlassen. Sie wandten sich demnach an die Königinn Elisabeth, welche ihnen schon wichtige Dienste geleistet hatte. Die Gesandten, welche man an diese Königinn schickte, beklagten sich anfänglich über die Tyranney der Spanier, und erklärten, daß sie sich nie unter die Herrschaft dieser barbarischen Herren wieder begeben könnten, welche sie den Grausamkeiten der Inquisition unterwerfen wollten. „Es ist uns aufgetragen,„ sagten sie, „Eurer Majestät die völlige und unumschränkte Gewalt über die Niederlande anzutragen, da wir uns überzeugen, daß „wir unter Dero Regierung nicht anders als

„glücklich seyn können. Obgleich unsere Pro„vinzen viel erlitten haben, so lange dieser bluti„ge Krieg dauert, so sind uns doch in Bra„bant, in Geldern, in Flandern und Ober-Yssel „noch viele Städte und feste Plätze übrig. Ganz „Holland, Seeland und die Herrschaft Utrecht „sind in unsern Händen, und es findet sich in „diesen Provinzen eine große Anzahl Städte, „Festungen, und besonders Häfen, welche nicht „allein zum Ruhme, sondern auch zum Vortheile „Eurer Majestät und Ihrer Nachfolger dienen „werden. Wenn Dieselben die Oberherrschaft „dieser Provinzen, nebst denen Forts Sluis „und Ostende, vereint besitzen, so werden sich „Eure Majestät nicht allein der Oberherrschaft „des Oceans versichern, sondern auch den Groß„britannischen Thron gegen alle auswärtige „Mächte befestigen, welche ihn etwan künftig „angreifen wollten. Wir bitten demnach, große „Königinn, daß Sie die Niederländer in die „Zahl Ihrer getreuen Unterthanen aufnehmen, „Sich für ihre Beschützerinn erklären, und „Sich der Vortheile ihrer Religion annehmen „wollen.„

Elisabeth übergab diese Sache ihrem Staatsrathe, und nach verschiedenen Berathschlagungen wurde endlich das Bündniß zwischen Ihrer Großbritannischen Majestät und den Generalstaaten geschlossen. Die Königinn wollte anfänglich die Oberherrschaft der Niederlande annehmen; aber die Eroberung von Antwerpen änderte diesen Entschluß. Die Königinn mach-

te sich anheischig, den Niederländern Truppen zu geben, und ihnen einen Commendanten zuzuschicken, der mit aller zum Dienst der vereinigten Provinzen erforderlichen Gewalt versehen wäre. Die Staaten machten sich gleichfalls verbindlich, die Königinn für allen Aufwand schadlos zu halten, den sie machen müßte, um ihnen zu helfen. Der Graf von Leycester, den die Königinn zum Commendanten der Niederlande ernannte, begab sich nach Holland, und wurde mit einer allgemeinen Freude aufgenommen. Die Generalstaaten, die im Haag versammlet waren, übertrugen ihm die unumschränkte Statthalterschaft der vereinigten Provinzen, nebst der freyen Gewalt, nach seinem Gefallen den Krieg zu Wasser und zu Lande zu führen, neue Auflagen zu machen, und die öffentlichen Einkünfte nach Gutbefinden anzuwenden.

Die Einigkeit zwischen dem Grafen von Leycester und den Staaten dauerte nicht lange, und ihre Zänkereyen gaben dem Farnese die beste Gelegenheit, die Sache der Spanier immer mehr zu befördern. Nichts als der Mangel an Lebensmitteln hinderte diesen Prinz einige Zeit seine Projecte auszuführen. Da während dem Kriege der Ackerbau fast in allen Provinzen vernachlässigt worden war, und außerdem die Zufuhre sehr gehindert wurde, so sahe sich Flandern allen Ungemächlichkeiten einer Hungersnoth ausgesetzt. Die Städte waren zu einer Art von Wüsteneyen geworden, in welchen man die Wölfe frey herum schweifen, und Weiber und Kinder auf-

 fressen

fressen sahe, welche der Hunger aus ihren Häusern jagte, um im freyen Felde eine Nahrung zu suchen. Eine Menge angesehener Bürger sahen sich genöthiget, ihr Brodt zu betteln, und Knochen, ja noch ekelhaftere Dinge zur Nahrung aus den Kothhaufen heraus zu suchen. Ein Hund, den man todt auf die Gasse warf, diente diesen Ausgehungerten zur Speise. Die Theurung war so groß, daß eine Metze Mehl mit acht hundert Gulden bezahlt wurde. Auf diese erschreckliche Hungersnoth folgten ansteckende Krankheiten, welche viel Leute wegraften. In diesen Umständen befand sich der Theil von den Niederlanden, der noch unter der spanischen Herrschaft stand. Während dieser Zeit genossen die vereinigten Provinzen eines vollkommenen Ueberflusses; sie waren aber durch innerliche Uneinigkeiten getheilt.

Als die Lebensmittel wieder anfiengen gemeiner zu werden, nahm der Prinz von Parma seine Armee zusammen, und gieng Sluis zu belagern. Dieser Platz vertheidigte sich sehr gut: als aber die Belagerten sich endlich zur Uebergabe genöthigt sahen, verbanden sie sich durch einen Eid mit einander, daß wenn der Prinz von Parma ihnen keine anständige Capitulation zugestehen würde, sie mit den Waffen in der Hand umkommen, oder sich durch die Flucht mitten durch die überschwemmten Felder zu retten suchen wollten, wenn sie vorher die Stadt und die Festung angezündet hätten. Alexander Farnese,

nese, der davon benachrichtigt wurde, hielt es nicht für gut, so tapfere Leute aufs äußerste zu treiben, und räumte ihnen alles ein, was sie verlangten.

Die Uneinigkeit des Grafen von Leycester mit den Staaten verursachte der Königinn Elisabeth viele Kümmernisse. Es fieng außerdem diese Prinzeßinn auch an, den Aufwand den sie für die Niederländer machen mußte, zu bereuen, weil sie nicht Lust hatte, ihre Unterthanen arm zu machen, um auswärtigen Völkern zu helfen. Da sie nun den Frieden sehr wünschte, aber nicht den ersten Vorschlag dazu thun wollte, so ersuchte sie den König von Dännemark, sich ins Mittel zu schlagen. Ranzow, der Abgesandte des dänischen Monarchen, begab sich an den spanischen Hof, und that dem Könige Philipp den Vorschlag, daß er den Niederländern die Gewissensfreyheit gestatten, und ihnen ihre alten Privilegien bestätigen solle. Der König von Spanien antwortete, daß er nie darein willigen würde, und die Staaten, als sie von dieser Unterhandlung benachrichtigt wurden, erklärten, daß sie von keinem Vergleiche mit dem spanischen Hofe hören wollten. Man darf sich nicht verwundern, daß die Niederländer sich der Herrschaft ihrer alten Gebieter nie wieder unterwerfen wollten: es hatten diese Völker die Sache schon zu weit getrieben, und kannten den Character des Königs Philipp zu gut, als daß sie sich mit einer aufrichtigen Versöhnung schmeicheln konnten. Sie waren daher entschlossen, eher alles

zu wagen, als sich der Gefahr auszusetzen, eines Tages Opfer der Inquisition zu werden.

Während daß die Staaten sich den Unternehmungen der Spanier, und den geheimen Streichen des Grafen von Leycester zu widersetzen suchten, der lieber alle Gewalt allein an sich gezogen hätte, stifteten einige Niederländer, und unter andern die Einwohner zu Utrecht Meutereyen wider die Freyheit ihres eigenen Vaterlandes an, und hatten den Anschlag gefaßt, den Engländern alle Gewalt, welche die Generalstaaten hatten, in die Hände zu spielen. Sie nahmen bey diesem Projecte Priester und Pasquille zu Hülfe, um das Volk aufrührisch zu machen, und die Engländer in alle niederländische Städte einzuführen, unter dem Vorwande, daß die Religion in Gefahr sey. Sie suchten sich zuerst Meister von Leyden zu machen; aber ihr ganzes Vorhaben wurde verrathen, und die vornehmsten Anstifter verloren den Kopf auf dem Schaffot.

Diese Vergreifung an der Freyheit der Niederländer machte vollends den Grafen von Leycester verhaßt, so daß die Königinn von England sich genöthigt sahe, ihn zurück zu rufen. Der Schutz, den diese Prinzeßinn denen vereinigten Provinzen angedeyen ließ, wäre ihr bald selbst nachtheilig geworden. Philipp II machte den Entwurf, England anzufallen, und die Königinn Elisabeth vom Throne zu werfen. Er ließ in dieser Absicht eine der furchtbarsten Flotten ausrüsten, die man jemals auf dem Meere gese-

gesehen hat. Sie bestand aus hundert und funfzig Schiffen, und war mit acht tausend Mann Schiffsoldaten, und mit zwanzig tausend Mann Landvolke besetzt, ohne den Adel und die Freywilligen zu rechnen, welche in großer Anzahl waren. Man hatte es auch an Kriegsmunition nicht fehlen lassen. Es waren auf dieser Flotte zwölfmal hundert tausend Canonenkugeln, (einige Schriftsteller sagen nur 120000.) fünf tausend und sechs hundert Centner Pulver, tausend Centner Flintenkugeln, zwölf hundert Centner Lunte, sieben tausend Flinten, zehntausend Aexte, Hellebarden und Spieße, eine Menge Hacken und andere Instrumente, womit man in der Erde arbeitet, nebst einer großen Anzahl Pferde und Maulesel. Proviant war ebenfalls im Ueberflusse da, und man hatte sich damit auf länger als sechs Monate versorgt.

Der spanische Hof hatte den Dom Ludewig Perez de Gusmann, Herzog von Medina-Sidonia, zum Generalißimus dieser großen Flotte ernennet; einen Herrn, der mehr durch seine Geburt und große Reichthümer, als durch seine Erfahrung und Geschicklichkeit im Kriegshandwerke berühmt war. Da die Spanier die Welt bereden wollten, daß diese Ausrüstung nur zur Vertheidigung der Religion geschehen sey, hatten sie einen Generalvicarius der Inquisition, einige Jesuiten, Capuciner und andere Geistliche mit unter Seegel gehen lassen.

Der Pabst Sixtus V hatte dem Könige Philipp II eine Bulle ertheilt, welche sogleich publi-

cirt werden sollte, als die Spanier den engländischen Boden betreten hätten. Der Pabst zu Rom gab in derselben dem spanischen Monarchen das Recht, die Königinn Elisabeth vom Throne zu werfen. „Diese Frau,„ sagte Sixtus V, und benennet mit diesem Ausdrucke die Königinn von England; „diese Frau hat durch ihre „Theilnehmung an der Ketzerey zu einem Schis„ma Gelegenheit gegeben. Sie hat unsere Vor„fahren bewogen, sie von der Gemeinschaft der „Gläubigen auszuschließen, weil sie, mit Hintan„setzung aller göttlichen und menschlichen Rechte, „sich über die engländische Kirche eine Gewalt „und Gerichtsbarkeit anmaßet, die ihr nicht zu„kommt; weil sie einen Thron an sich gerissen, „zu welchem sie kein Recht hat, und weil sie in „den benachbarten Staaten den Aufruhr der „Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Beherr„scher unterstützt hat.„ Er beschuldigte sie auch, daß sie Verräthern, Ketzern, Stöhrern der öffentlichen Ruhe einen Aufenthalt in ihren Staaten verstattet; daß sie alle Arten von Bösewichtern in ihren Schutz genommen; daß sie den Türken aufgefodert habe, die Waffen gegen die christlichen Prinzen zu ergreifen; daß sie die Bischöfe, und alle catholischen Geistlichen sehr übel gehalten; daß sie die Königinn von Schottland durch die Hand des Scharfrichters ums Leben gebracht, und endlich, daß sie die römische Religion in England ganz abgeschafft habe: dieser und verschiedener anderer Ursachen wegen that der Pabst die Königinn Elisabeth von neuem

in

in den Bann, erklärte sie als eine unrechtmäßige Besitzerinn aller Rechte an den Königreichen England und Irrland verlustig, und sprach die Engländer vom Eide der Treue los. Dem zu Folge bat er alle, denen diese Bulle bekannt würde, von was für Stande sie auch wären, bey Strafe der göttlichen Ungnade, dieser Prinzeßinn keine Hülfe und Unterstützung zu statten kommen zu lassen, kein Verständniß mit ihr zu unterhalten, sondern vielmehr alle Kräfte zusammen zu nehmen, um dieselbe wegen ihres Ungehorsams gegen die Kirche zu bestrafen. Er versprach denen große Belohnung, die sich dieser mit dem Banne belegten Frau bemächtigen, und sie den Catholiken ausliefern würden, um sie wegen ihrer Mishandlungen und Verbrechen zu bestrafen.

Elisabeth, welche sich vor den Bannstrahlen des Vaticans weit weniger fürchtete, als vor der Flotte der Spanier, war darauf bedacht, wie sie sich gegen die ihr drohende Gefahr in Sicherheit setzen wollte. Sie schickte in kurzer Zeit hundert Schiffe in See, welche vom Carl Howard commandirt wurden. Zum Viceadmiral ernannte sie den Franz Drake, den geschicktesten Mann zur See damaliger Zeit. Funfzig andere Schiffe unter der Anführung des Heinrich Seymour, sollten im Canale zwischen Douvre und Calais kreuzen. Elisabeth warb ausserdem noch Truppen an, und schlug ein Lager bey Thilbury in der Grafschaft Essex, Gravesend gegen über, auf. Man warf an den Ufern der Themse Schanzen auf, wo man nur einen vortheilhaf-

ten Posten zu finden glaubte, um sich der Landung der Feinde zu widersetzen.

Die spanische Flotte lief den 29. May, 1588 aus dem Hafen zu Lissabon aus, und entfernte sich anfänglich nicht weit von den Küsten. Es überfiel sie aber bald ein gewaltiger Sturm, der sie so aus einander trieb, daß nicht mehr als etwan achtzig Schiffe beym Admirale blieben. Sie kamen endlich wieder zusammen, bis auf achte, welche ihre Masten verloren hatten. Diese furchtbare Flotte gieng wieder unter Seegel, und traf den 28. Junius im Canale ein. An eben dem Tage lief der Admiral Howard aus dem Hafen zu Plymouth aus, und nachdem er lange Zeit ungewiß gewesen war, was für einen Weg die Feinde nehmen würden, traf er sie den folgenden Tag mit vollen Seegeln auf dem Wege nach dem Hafen zu an, den er verlassen hatte.

Die spanischen Schiffe wurden von den engländischen Schiffen verfolgt, welche, da sie kleiner und leichter waren, über den Wind kamen, und den Angriff mit verschiedenen Abfeurungen der Canonen anfiengen. Es fielen vier Treffen zwischen den beyden Flotten vor. Die Engländer trugen stets den Vortheil davon, und in dem letzten Gefechte wurden die Spanier genöthiget, die Flucht zu ergreifen; sie hatten viel Volk und Schiffe verloren.

Ehe sie wieder nach Spanien zurück kamen, hatten sie abermals ein schreckliches Ungewitter

aus-

auszustehen, welches ihnen großen Schaden zufügte. Sie waren genöthigt, an den schottländischen Küsten Anker zu werfen, allwo der Commendant die übriggebliebenen Schiffe nachzählte, und deren noch sechs und zwanzig beysammen fand. Man hielt einen Kriegsrath, und es wurde beschlossen, daß man die Flotte theilen wollte, und daß jede Parthey, so gut als möglich, wieder nach Spanien zu kommen suchen sollte. Der Herzog von Medina-Sidonia hatte das Glück, sich aus dem Handel heraus zu helfen; aber der Viceadmiral, der die andere Parthey der Flotte führte, wurde vom Winde an die irrländische Küste getrieben, und zum Gefangenen gemacht. Ob man nun gleich den unglücklichen Ausgang dieser Unternehmung dem spanischen Admirale nicht zur Last legen konnte, und er weder wegen der Stürme, noch wegen der Krankheiten, die unter seinen Schiffen und Volke eine Zerstöhrung angerichtet hatten, zur Verantwortung zu ziehen war, so erhielt er doch Befehl, nicht am Hofe zu erscheinen, sondern sich auf seine Güter zu begeben. Philipp schien auch mit der Aufführung des Prinzen von Parma sehr übel zufrieden, als welcher nicht zeitig genug unter Seegel gegangen war, um der spanischen Flotte zu Hülfe zu kommen. Während daß Spanien in der äußersten Bestürzung war, feyerte man in Holland und England öffentliche Freudenfeste. Die Königinn von England gestand offenbar, daß man einen so unerwarteten Sieg nicht der Stärke englischen der Nation, sondern bloß

der Vorsehung zuschreiben müsse, welche die nichtigen Anschläge der Großen auf Erden nicht selten zu Schanden macht.

Alexander Farnese, dem das schlechte Glück der spanischen Flotte sehr zu Herzen gieng, suchte durch einen andern wichtigen Dienst den Fehler zu verbessern, den man ihm vorwarf. In dieser Absicht beschloß er, sich von Tolen und Bergen-op-Zoom Meister zu machen; es gelang ihm aber mit keinem von beyden. Das Glück schien sich für die Staaten erklärt zu haben, welche damals das Vergnügen hatten, zu sehen, daß sich die Stadt Utrecht ihrem Gehorsame wieder unterwarf.

Philipp II, der seine Kräfte gegen die Niederländer hätte brauchen sollen, schickte den Prinzen von Parma nach Frankreich, um die Parthey der Liguisten zu unterstützen. Dieser Monarch, der sich beständig über die Königinn von England beschwerte, daß sie den Aufruhr der Niederlande unterstützte, erklärte sich auf eine ähnliche Art für die Franzosen, welche gegen ihren rechtmäßigen Herrn die Waffen ergriffen hatten. Die Angelegenheiten der Spanier in den Niederlanden, die schon vor der Abreise des Alexander Farnese schlecht genung standen, litten durch die Abwesenheit dieses Prinzen gewaltig. Da die deutschen Völker, die an der Grenze wohnten, einen Theil von der Last des Krieges empfanden, der seit so langer Zeit in den Niederlanden dauerte, ernannten sie Deputirte, welche sich sowohl bey den Generalstaaten

als auch bey den Spaniern beschweren sollten. Diese letztern ließen sichs nicht sehr angelegen seyn, auf eine Art zu antworten, daß man damit zufrieden hätte seyn können. Die Deputirten begaben sich nach Haag, allwo sie sehr wohl aufgenommen wurden, und nachdem man ihnen bezeugt hatte, daß man sehr von den Drangsalen gerührt sey, die sie zu leiden hätten, antwortete man ihnen weiter folgender Gestalt:

„Beschuldigt uns nicht sowohl als die Urhe„ber aller dieser Widerwärtigkeiten, sondern be„klagt vielmehr unser Schicksal. Da die Spa„nier eine heftige Feuersbrunst in diesen Pro„vinzen entzündet haben, so ist es nicht zu ver„wundern, daß einige Funken davon bis zu „Euch hinüber fliegen. Wir misbilligen alles, „was wider unsere Edicte und die zu beobach„tende Kriegszucht vorgegangen ist; aber es ist „unmöglich, in dergleichen Umständen, auf ei„ne strenge Beobachtung der Gesetze zu dringen. „Bedenket außerdem, daß wir, indem wir un„ser Vaterland vertheidigen, zugleich zur ge„meinschaftlichen Wohlfarth unserer Nachbarn „arbeiten. Ohne uns würdet Ihr vielleicht ei„nes Tages unter das härteste und grausamste „Joch verfallen. In der That, was kann es „Unerträglicheres für freye Völker geben, als „die Inquisition, dieses blutdürstige Gericht, „welches Spanien in diesen Provinzen einzu„führen sucht? Man will die heiligsten Rechte, „die Privilegien, die Freyheiten, die Gewohn„heiten und Gesetze der Völker abschaffen.

„Spa-

„Spanien geht stets auf eine Universalmonar-
„chie um; ein altes und unüberlegtes Project,
„welches dem deutschen Reiche schon so vieles
„Blut gekostet hat.„

„Die Neapolitaner, die Meiländer, die
„Mauren und die Indianer haben uns gelehrt,
„was Völker befürchten müssen, die das Un-
„glück haben, unter die spanische Herrschaft zu
„gerathen. Was für Unheil haben diese bar-
„barischen Tyrannen nicht in ganz Europa an-
„gerichtet? Sie haben den König in Portugal,
„Antonius, seines Reichs beraubt. England
„und Schottland sind in Gefahr gewesen in den
„verschiedenen Verschwörungen zu Grunde zu
„gehen, welche dieselben wider sie angesponnen
„haben. Noch jetzt setzen sie Irrland in Unru-
„he. Endlich legt sich ihre Herrschsucht am
„deutlichsten in dem Kriege an den Tag, den sie
„in Frankreich erregt haben, allwo sie öffentlich
„behaupten, daß die Unterthanen sich dem recht-
„mäßigen Kronerben nicht unterwerfen dürften.
„Unterdeß unterstehen sie sich, uns vorzuwerfen,
„daß wir Rebellen und Stöhrer der öffentlichen
„Ruhe wären, wir, die wir die Waffen nicht
„eher ergriffen haben, als bis wir uns durch die
„äußerste Noth dazu gezwungen sahen, und
„nachdem wir die demüthigsten und ehrerbietig-
„sten Vorstellungen vergebens gethan hatten.
„Wir wollen den Klagen unserer Nachbarn gern
„abhelfen, daferne man nur kräftige Maaßre-
„geln zur Sicherheit und Vertheidigung dieses
„Landes ergreift. Haben wir nicht das Recht,

„für die Erhaltung dessen, was uns zugehört, „eben das zu thun, was die, die sich über die „Generalstaaten beschweren, denen Spaniern „ungestraft zu thun erlauben, wenn sie das Ei„genthum eines andern anfallen? Außerdem „sind wir es auch nicht, die sich einiger Plätze „auf Euerm Gebiete zuerst bemächtigt haben. „Die Spanier haben uns dazu das Beyspiel ge„geben. Wir sind bereit, die Plätze wieder „heraus zu geben, von denen wir uns Meister „gemacht haben, wenn man uns nur eine hin„längliche Versicherung giebt. Man muß uns „entschuldigen, wenn wir unsern Nachbarn be„schwerlich werden; die Nothwendigkeit einer „gerechten Vertheidigung zwingt uns dazu. „Wir suchen uns auf alle Weise bescheiden auf„zuführen, und um den Unordnungen zu steuern, „bezahlen wir die Soldaten sehr ordentlich, die „in unserm Solde stehen. Spanien hingegen „erhält seine Truppen bloß auf Kosten der Völ„ker, und läßt sie wohl ganze Monate in einem „Lande stehen, das seiner Herrschaft nicht un„terworfen ist. Kurz, ob wir uns gleich genö„thigt gesehen haben, zur Erhaltung unserer „Freyheit gewisse Maaßregeln zu ergreifen, so „kann man doch nicht sagen, daß wir die Ursa„che des Unheils sind, das aus diesem Kriege „entstanden ist.„ Die Deputirten schienen mit dieser Antwort der Generalstaaten sehr zufrieden zu seyn.

Der Kaiser Rudolph bezeigte, so wie sein Vater, der Kaiser Maximilian, ein großes

Verlangen, die Niederländer mit dem spanischen Hofe wieder auszusöhnen. Die Staaten aber baten Seine kaiserliche Majestät, sich nicht mit einer Unterhandlung zu bemühen, welche keinen Erfolg haben würde, und stellten dabey zugleich vor, daß die Spanier nicht aufrichtig handelten. Rudolph schmeichelte sich doch einige Zeit, daß er in seinem Vorhaben glücklich seyn würde; endlich aber sahe er ein, daß es unmöglich sey, zwischen beyden Partheyen einen Vergleich zu treffen.

Das Jahr 1590, welches für die Generalstaaten so glücklich war, sahe den ersten Grund ihrer Republik legen, und die Herrschaft Philipps II über die Niederlande vollends zu Grunde gehen. Während daß die Spanier ihre Kräfte gegen Frankreich brauchten, fiengen die Holländer, die sich bishero bloß vertheidigend verhalten hatten, an, ihre Feinde anzugreifen, und entrissen ihnen endlich die benachbarten Provinzen. Der Sieg folgte ihnen zu Lande und zur See, bey Belagerungen und bey Schlachten, allenthalben nach. Man mochte dem Könige in Spanien immerhin vorstellen, daß er Frankreich in Ruhe lassen, und daselbst das Feuer der Zwietracht nicht unterhalten sollte; daß diese Aufführung ihm wenig Ehre brächte, und in den Niederlanden desto mehr schadete; daß er den Holländern Mittel gäbe, sich in ihrem Aufruhre zu bestärken, so, daß sie bald mächtig genug seyn würden, Flandern von der einen Seite anzugreifen, während daß die Engländer

länder es von der andern angriffen; daß Spanien seine Kräfte vergebens erschöpfte, indem es die Parthey der Liguisten unterstützte; daß die Franzosen, wenn sie sich einige Zeit unter einander herum geschlagen hätten, ruhig werden, und von der Liebe zu ihrem Vaterlande gerührt, endlich zu ihrer Pflicht zurück kehren, und ihren alten Haß gegen Spanien wieder aufwecken würden: alle diese klugen Vorstellungen thaten nicht die geringste Wirkung. Philipp, von seiner Herrschsucht geblendet, wollte lieber einen ansehnlichen Theil seiner Staaten allen Gefahren eines ungewissen Krieges aussetzen, als die chimärischen Projecte fahren lassen, die er zur Festsetzung seines Hauses in Frankreich gemacht hatte. Philipp II, der sich für einen großen Staatsklugen hielt, führte sich bey dieser Gelegenheit auf wie der Hund in der Fabel, welcher den Raub, den er schon hatte, fahren ließ, um nach dem Schatten desselben zu schnappen.

Während daß die Spanier auf den Krieg in Frankreich erpicht waren, liefen ihre Sachen in den Niederlanden, wegen der Abwesenheit des Prinzen von Parma, sehr schlecht. Der Graf Peter Ernst, der an seiner Stelle das Commando führte, war nicht im Stande sich den Holländern zu widersetzen, weil es ihm sowohl an Truppen als an Gelde fehlte. Der Prinz von Oranien belagerte Steenwick, welches die Generalstaaten vormals im Besitz gehabt hatten. Diese Stadt ergab sich nach einem langen Widerstande. Man sagt, daß auf neun

und zwanzig tausend Canonenkugeln bey dieser Belagerung wären verschossen worden. Der Prinz von Oranien machte sich auch noch von verschiedenen andern wichtigen Plätzen Meister.

Indem dieses vorgieng, fiel der Herzog von Parma zu Arras in eine Krankheit. Der Verdruß, den er über den Verfall der Sachen in Flandern empfand, verschlimmerte diese Krankheit, und brachte ihn dem Tode nahe. Da nun seine Kräfte immer mehr abnahmen, sagte er: Es ist aus mit mir; die Arzneymittel sind vergebens. Sein Secretair aber, der eben ins Zimmer trat, versicherte ihn, daß er sich besser befände, und der Prinz gab zur Antwort: Nun so will ich denn arbeiten, so viel meine Kräfte erlauben wollen. Er stand auf, unterschrieb einige Briefe; man mußte ihn aber bald wieder ins Bette bringen, wo er in einem Alter von sieben und vierzig Jahren, im Jahre 1592 verschied.

Der Herzog von Parma war einer der größten Feldherren seiner Zeit. Nicht allein in Flandern hatte er den Krieg mit glücklichem Erfolge geführt, sondern auch Frankreich war ein Schauplatz seiner kriegerischen Thaten geworden. Er machte, daß man die Belagerung von Rouen und von Paris aufheben mußte. Das, was ihm am meisten zum Ruhme gereicht, ist, daß er bey gewissen Gelegenheiten zeigte, wie er selbst Heinrichen IV in der Kriegskunst Unterricht geben könnte. Farnese

leiste-

leistete Spanien große Dienste; sie wurden aber fast alle über dem Verluste der fürchterlichen Flotte, welche England und Holland umkehren sollte, vergessen. Ob er gleich der Rache der Spanier zu dienen abgeschickt war, so war er doch den Holländern nicht so verhaßt, als es seine Vorgänger gewesen waren; denn man erinnerte sich stets mit Vergnügen der Prinzessinn Margaretha, seiner Mutter, welche sich als Statthalterinn der Niederlande sehr bescheiden aufgeführt hatte, und deren Zurückberufung die Niederländer in alles nachherige Unglück gestürzt hatte. Der entseelte Körper des Herzogs wurde nach Parma abgeführt und ohne Pracht allda begraben. Man sagt, daß er in seinem Testamente verlangt habe, in einer Capucinerkleidung begraben zu werden. Er hinterließ zween Söhne, von denen der älteste, Namens Ranucius, sein Nachfolger ward; der zweyte, mit Namen Odoard, war Cardinal. Es hatte der Herzog von Parma auch eine Tochter, welche den Herzog von Mantua heyrathete; diese Heyrath wurde aber nach einiger Zeit wieder aufgehoben, und die Prinzessinn begab sich in ein Kloster, weil sie zur Ehe nicht tüchtig war; quod arctior esset, wie der lateinische Text sagt.

Philipp II gab die Statthalterschaft der Niederlande dem Grafen von Mansfeld, bis der Erzherzog Ernst, der Bruder des Kaisers, ankäme: aber der Nachfolger des Herzogs von Parma war nicht fähig seine Stelle zu ersetzen.

Da die Sachen der Spanier überaus schlecht liefen, so war der Hof zu Madrid auf Mittel bedacht, sie auf bessern Fuß zu bringen. Es wurde beschlossen, daß man keine Kriegsgefangene mehr herausgeben oder auswechseln wollte, damit die Truppen, die im Solde der Generalstaaten stünden, den Dienst verließen oder sich unterwürfen. Man verbot bey Lebensstrafe die Contributionen, welche das Landvolk an beyde Partheyen bezahlte, um seine Güter von der Plünderung und dem Anzünden loszukaufen; man untersagte bey eben der Strafe die Salvegarden, welche die Geistlichen fast allen Adelichen und verschiedenen andern Eigenthümern gaben, um ihre Güter von gewaltsamen Bedrückungen zu befreyen. Dieses Edict machte alle Niederländer stutzig, und brachte sie auf die Gedanken, daß man die Grausamkeiten, die ehemals unter dem Herzoge von Alba waren verübt worden, wieder erneuern wolle. Der Soldat sahe sich durch diese barbarische Verordnung gezwungen, sich entweder todschlagen zu lassen, oder eine schimpfliche Todesstrafe zu erdulden; denn man sahe voraus, daß die Feinde gleiches mit gleichem vergelten würden. In der That handelten auch beyde Partheyen eine Zeitlang auf diese Art. Sobald der Feind sich sehen ließ, gab man ein Zeichen von den Thürmen. Die Bauern ergriffen die Waffen, kamen auf einem bestimmten Platze zusammen, und vereinigten sich mit den Truppen, welche ihrer Hülfe nöthig hatten. Wenn einer von ihnen

nen gefangen wurde, war es ihm nicht erlaubt, sich loszukaufen, sondern man hieng ihn sogleich auf.

Die Generalstaaten gaben ein ganz entgegengesetztes Edict, in welchem sie die traurigen Wirkungen der spanischen Grausamkeit an den Tag legten, welche die Niederlande zu ruiniren sich selbst der Einwohner derselben bedienten. Sie wandten sich hierauf an die Nation selbst, und ermahnten die Niederländer wie überhaupt, so auch ins besondere, auf die Erhaltung ihrer selbst, ihrer Weiber, Kinder und Nachkommen bedacht zu seyn; mit vereinigten Kräften ihre Freyheit zu vertheidigen, und sich der Ausführung der tyrannischen Befehle zu widersetzen, welche der spanische Hof gegeben hätte. Sie droheten mit einem gleichmäßigen Verfahren, wenn jemand dem grausamen Edicte Philipps II gehorchen würde. Dieser Befehl der Generalstaaten that allen Gewaltthaten Einhalt, welche die letzte spanische Verordnung veranlaßt hatte.

Der Krieg wurde zwischen beyden Partheyen beständig fortgesetzt, und die Staaten hatten beschlossen, sich von Gertrudenburg Meister zu machen. Der Prinz von Oranien belagerte diesen Platz, und zwang ihn zur Uebergabe. Noch einige andere Unternehmungen giengen dem Prinzen von Oranien ebenfalls glücklich von Statten. Der Graf von Mansfeld konnte sich den Progressen der Generalstaaten nicht widersetzen, und kam nach Brüssel zurück, ohne

etwas während dem ganzen Feldzuge im Jahre 1593 gethan zu haben. Als der Prinz von Oranien, mit Ruhme gekrönt, im Begriff war nach Seeland zu gehen, überfiel ihn plötzlich ein heftiges Ungewitter, welches verschiedene Schiffe beschädigte, indem es eins gegen das andere warf, oder sie an Felsen stieß. Diese Flotte gieng fast gänzlich verlohren, so viel Mühe sich auch die Matrosen gaben. Vierzig Schiffe, mit mehr als tausend Mann, sowohl Soldaten als Matrosen, wurden von den Wellen verschlungen. Dieser Zufall verminderte die Freude gar sehr, welche das Glück ihrer Armee ihnen gleich Anfangs gemacht hatte. Es wurden zugleich eine Menge Kaufleute durch den Untergang dieser Flotte ruinirt. Der Prinz von Oranien hatte das Glück, sich zu retten. Sein Tod wäre für die Holländer ein weit unersetzlicherer Schade gewesen, als der Verlust aller ihrer Schiffe. Dieser Prinz ist in der That gewissermaßen der Schöpfer der holländischen Republik.

## Jahr 1594.

Der Erzherzog Ernst, den Philipp II zum Statthalter der Niederlande ernennet hatte, begab sich nach Brüssel, und versuchte sogleich nach seiner Ankunft, ob er die Staaten mit dem spanischen Hofe wieder aussöhnen könnte. Er stellte ihnen in den Briefen, die er an sie schrieb, alle das Unglück vor, das ihre Rebellion über Flandern gebracht hätte, und rieth ihnen auf den Frie-

Frieden bedacht zu seyn, welcher allein ihr Land in seinem alten Glanze wieder herstellen könnte. Die Staaten antworteten in einer langen, und mit mancherley heftigen Vorwürfen angefüllten Schrift. Sie führten alles an, worüber sie sich gegen die Spanier zu beschweren hätten, und beschuldigten ihre vormaligen Gebieter, daß sie die ärgste Grausamkeit gegen Flandern verübt hätten. Es war demnach an keinen Vergleich zu gedenken, sondern der Krieg wurde hitziger als jemals fortgesetzt.

Verdugo war indeß mit der Belagerung von Coevorden beschäfftigt: da man aber diesem Platze zu Hülfe kam, sahe er sich genöthigt, von seinem Unternehmen abzustehen. Nach dem Abzuge der Spanier näherte sich der Graf Moritz der Stadt Gröningen, der Hauptstadt von Westfrießland. Die Einwohner gaben eine ziemlich trotzige Antwort, als sie zur Uebergabe aufgefodert wurden. Es schickte sich nicht, sagten sie, daß eine Stadt wie Gröningen so leicht capitulirte. Sie setzten hinzu, daß sie einmal übers Jahr daran denken wollten, im Fall die Belagerung so lange dauerte. Der Graf von Nassau griff zu gleicher Zeit das Fort Awardezil an, und machte sich Meister davon. Dieses Fort war nahe bey Sluis, und von den Royalisten gebauet worden. Man ließ die Besatzung, welche aus hundert und dreyßig Mann bestand, über die Klinge springen.

Die Antwort der Einwohner zu Gröningen bewog den Grafen Moritz, die Belagerung

dieser Stadt mit vieler Lebhaftigkeit zu betreiben. Er machte ein erschreckliches Feuer, und wollte hernach Sturm laufen lassen. Die Belagerten zeigten sich in den Oeffnungen der Mauer, und in Bereitschaft zu einer guten Vertheidigung. Eine Mine, welche damals sprang, schleuderte eine Menge Soldaten in die Luft. Die Besatzung, die sich aufs Aeußerste gebracht sahe, und keine Hoffnung zu einer Unterstützung hatte, verlangte zu capituliren. Um es aber auf eine anständige Art zu thun, baten sie den Grafen, daß er sie zum zweytenmal auffodern möchte, welches ihnen aber abgeschlagen wurde. Die Stadt capitulirte endlich, und öffnete denen Belagerern die Thore.

Nachdem **Moritz** die nöthigen Einrichtungen zu Gröningen gemacht hatte, begab er sich in die Provinz Holland. Kurze Zeit darnach wurde einer von der Leibwache des Prinzen überführt, daß er ihn habe wollen ums Leben bringen. Es war in seiner Verurtheilung mit angemerkt, daß der Erzherzog **Ernst** ihn selbst zur Begehung dieses Verbrechens ermuntert, und daß man ihn beredet habe, er werde durch die Kraft einer Messe, die er mit angehört hatte, denen Augen aller derer unsichtbar seyn, die zugegen wären, wenn er den Schuß thäte. Dieser einfältige Bösewicht wurde zur schmählichsten Todesart verurtheilt, und das Urtheil zu Bergen an ihm vollzogen.

## Jahr 1595.

Der Erzherzog Ernst wurde von einem heftigen Fieber angefallen, welches ihn auch ins Grab brachte, nachdem er eine sehr unbedeutende Rolle in den Niederlanden gespielt hatte. Philipp II hatte die Absicht, daß dieser Prinz die Infante Isabelle heyrathen, und König in Frankreich werden sollte, zum Nachtheil Heinrichs IV, den die Liguisten vom Throne entfernen wollten. Wir würden, wenn dieses thörichte Project ausgeführt worden wäre, an der Stelle des größten Königs, der je über Frankreich geherrscht hat, einen sehr mittelmäßigen Prinzen gehabt haben. Nach dem Tode des Erzherzogs übernahm der Graf von Fuentes, der schon alles in Flandern vermochte, das Obercommando in den Niederlanden. Dieser vornehme Spanier wollte sich durch die Belagerung von Huy einen Namen machen: er bemächtigte sich dieser Stadt, und legte eine Besatzung hinein.

Während dem fiel eine Unterredung zwischen den Generalstaaten und den Spaniern wegen des Friedens vor. Der Graf Moritz bezeugte eine große Freude darüber, daß sich endlich eine so glückliche Gelegenheit anböte, den Krieg zu endigen: er erklärte aber zu gleicher Zeit, daß die Generalstaaten der vereinigten Provinzen den Entschluß gefaßt hätten, sich nur mit den Ständen der andern Provinzen in Tractaten einzulassen, und keineswegs mit dem Könige in Spanien, als welchen sie gänzlich von der Unterhand-

terhandlung ausschlössen, weil sie wüßten, daß dieser Prinz ihr Verhalten gegen ihn nie vergessen, und bey allen Gelegenheiten sich zu rächen suchen würde. Da nun beyde Partheyen sich nicht mit einander vergleichen konnten, so wurde die Conferenz aufgehoben, und bis auf eine andere Zeit verschoben.

Der Graf von Fuentes, welcher den Vorsatz gefaßt hatte, Cambrai zu belagern, machte zu einer so wichtigen Unternehmung alle benöthigten Anstalten. Man räumte erst alles um die Stadt herum auf: hernach beschloß man sich von einigen Plätzen auf der französischen Grenze Meister, und mit Chatelet den Anfang zu machen, welches ein Schloß ist, das Chateau - Cambresis gegen über liegt. Aber während daß man mit den Laufgräben beschäfftigt war, trug sich etwas zu, das die ganze Unternehmung des Grafen von Fuentes über den Haufen warf.

Die Stadt Han in der Picardie hielt es mit der Parthey der Ligue n). Die Spanier, welche sich von diesem Platze Meister machen wollten, nahmen einen sehr heimtückischen Streich zu Hülfe. Sie thaten dem Gouverneur Ludewig de Moui de Gomeron den Vorschlag, eine spanische Besatzung einzunehmen, wodurch sie ihm einen großen Vortheil verschaffen, und ihm alle rückständige Besoldungen bezahlen wollten, die er noch zu fodern hätte. Gomeron, der

n) Es ist hier von der Ligue die Rede, welche Heinrichen IV vom Throne werfen wollte.

der ungemein geizig war, gab diesem Vorschlage Gehör. Er begab sich nach Brüssel, um sich selbst mit dem Grafen von Fuentes in Unterhandlung einzulassen, und nahm seine beyden Brüder mit, um sie als Geisseln daselbst zu lassen. Der spanische General behielt sie als Gefangene zurück, und ließ der Frau von Gomeron, ihrer Mutter, sagen, daß, wenn sie sich weigerte, eine Besatzung von zehn Compagnien Spanier einzunehmen, er ihr die Köpfe ihrer drey Söhne auf drey Lanzen gesteckt zuschicken wolle.

Die Generale, welche von der Parthey des Königs waren, und befürchteten, daß die Stadt Han in die Hände der Spanier gerathen möchte, beschlossen sich derselben zu bemächtigen. Es gelang ihnen ihr Vorhaben; es kostete ihnen aber viel Blut. Sie verlohren dabey unter andern den tapfern d'Hümieres, einen Mann von großem Stande und vorzüglichen Verdiensten. Als Heinrich IV den Tod dieses tapfern Officiers erfuhr, konnte er sich der Thränen nicht enthalten, und sagte, indem er sich die Augen abwischte: „Ich habe den d'Hümieres „verlohren; Han kömmt mir zu theuer zu ste„hen. Ich wollte diesen Platz und noch viel „andere darum geben, wenn ich ihn wieder le„bendig machen könnte.„

D'Orvilliers, der eine Schwester des Gomeron geheyrathet hatte, und in der Citadelle zu Han commandirte, wußte nicht, wie er es anfangen sollte, um seine drey Schwäger dem

Grafen

Grafen von Fuentes wieder aus den Händen zu bringen. Er hatte indeß einige spanische Officiere in seiner Gewalt, an denen er das Recht der Wiedervergeltung ausüben wollte, wenn man gegen den Gomeron und seine beyden Brüder zu einigen Gewaltthaten schreiten sollte: aber man fand Mittel, ihm diese spanischen Gefangenen aus den Händen zu spielen. D'Orvilliers fand sich sodann in ungemeiner Verlegenheit; denn er hatte nicht Lust, seine Citadelle an den Grafen von Fuentes zu übergeben. Dieser ließ unterdeß der Mutter des Gomeron sagen, daß er den mit ihrem Sohne geschlossenen Tractat durchaus erfüllt sehen wolle, widrigenfalls er die geschehenen Drohungen gewiß ausführen würde. Diese unglückliche Dame suchte den Orvilliers durch alles, durch Bitten, durch Liebkosungen, durch Thränen zu bewegen, daß er den Spaniern die Citadelle übergeben sollte. Die Sache war nicht leicht; denn es lag eine starke französische Besatzung in dem Platze, welche sich nach den Absichten des Commendanten nicht würde haben bequemen wollen. D'Orvilliers legte demnach der Frau von Gomeron alle möglichen Ursachen vor, die ihn abhielten, ihr Verlangen zu erfüllen, und suchte sie zu bereden, daß sie eine bequemere Zeit abwartete.

Da aber die mütterliche Liebe einen so langen Verzug nicht ertragen konnte, und diese Dame sich einbildete, daß, wenn die Spanier sich nur vor der Citadelle sehen ließen, d'Orvilliers alsdann

alsdann keine Schwierigkeit mehr machen würde, sich zu ergeben, ließ sie dem Grafen von Fuentes wissen, daß er nur kommen solle, um sich von Chatelet Meister zu machen; daß, wenn er sich mit seiner Armee vor der Citadelle sehen ließe, der mit Gomeron geschlossene Tractat erfüllt werden sollte. Der spanische General gab ihr zur Antwort, daß er sich ungesäumt einfinden wolle, daß aber Gomeron und seine Brüder die Untreue gewiß mit ihren Köpfen bezahlen sollten, wenn sie ihr Versprechen nicht hielte. Der Graf von Fuentes kam vor der Citadelle an, und zeigte der Besatzung ihren unglücklichen Commendanten, mit der Andeutung, daß sie ihn wieder haben sollten, wenn sie den Platz überlieferten, und daß er ihn ums Leben bringen würde, wenn sie sich einfallen ließen, sich zu vertheidigen. D'Orvilliers befand sich damals in der grausamsten Verlegenheit: da er nicht wußte, was für eine Parthey er ergreifen sollte, ließ er einen Officier, Namens Sesseval, bitten, seinen Platz zu übernehmen. Er machte sich sodann aus dem Staube, voller Unruhe wegen dessen, was weiter geschehen würde.

Der neue Commendant ließ sogleich die Canonen gegen die Spanier richten. De Fuentes, den es zum rasend werden verdroß, daß man ihn so bey der Nase herum führte, ließ dem Gomeron den Kopf abschlagen, und schickte die beyden Brüder desselben nach Antwerpen ins Gefängniß. Er führte hierauf seine Truppen nach Peronne zu, und machte sich ohne Schwierigkeit

rigkeit Meister von Cleri, einem zu Frankreich gehörigen Platze, an dem Ufer der Somme gelegen. Die Eroberung von Dourlans kostete ihm schon mehr; um sich aber an den Franzosen ihres Widerstandes wegen zu rächen, ließ er sie alle über die Klinge springen.

Während daß der spanische General auf den französischen Grenzen beschäfftigt war, belagerte der Graf Moritz die Stadt Grolle in Geldern; dieses Unternehmen aber wollte ihm nicht gelingen. Es fiel auch ein Treffen zwischen den Conföderirten und den spanischen Royalisten vor. Diese letzteren wurden geschlagen; aber die Ueberwinder verloren den Grafen von Nassau, General der Cavalerie und Gouverneur zu Nimwegen. Der Graf von Fuentes hatte Willens, Cambrai zu belagern. Dieser Platz wurde bald eingeschlossen, und von der ganzen spanischen Armee angegriffen. Die Besatzung that einen so tapfern Widerstand, daß die Belagerer mehr als einmal auf dem Puncte standen, sich zurück zu ziehen, und gewiß mit ihrer Unternehmung übel angekommen wären, wenn der Marschal von Balagny, Gouverneur zu Cambrai, sich bey den Soldaten nicht verhaßt gemacht hätte. Es entstand in der Stadt ein Aufruhr, der den Spaniern ungemein vortheilhaft war.

Die Marschallinn von Balagny, Renate de Clermont von Büßi d'Amboise, welche einen über ihr Geschlecht erhabenen Muth besaß, that während der Belagerung alles, was ein

uner-

unerschrockener Soldat nur thun konnte. Sie fand sich auf den Wällen ein, richtete die Canonen, brannte sie selbst los, und ritt Tag und Nacht zu Pferde die Stadt durch. Da sie die Einwohner zur Uebergabe geneigt sahe, sagte sie zu ihnen: „Was macht ihr, meine Kinder? „Habt Ihr Euch von einem nichtigen Schrecken „so niederschlagen lassen können, daß Ihr Eure „Hoffnung auf einen grausamen Feind setzen wollet, der nur nach Blut und Morden begierig „ist? Warum fahrt Ihr nicht fort, Euch tapfer „zu vertheidigen? Die Bresche ist so steil und „so enge, daß der Soldat nie dieselbe wird ersteigen können. Glaubt Ihr denn, daß er verwegen genug seyn werde, einen Sturm zu wagen, „da ihm eins von unsern Thoren den Graben „versperrt? Aber gesetzt, daß sie über denselben „kämen, werden diese Euch verhaßten Spanier „gegen fünfhundert Mann, die ihren Posten „herzhaft vertheidigen werden, nicht genug zu „thun bekommen? Der Vortheil ist auf unserer Seite so groß, daß die französischen Soldaten, die allhier sind, eine Armee von funfzig „tausend Mann der besten Truppen zurück schlagen können. Was meynt Ihr nun wohl, was „eine Hand voll Spanier, die uns angreifen „will, für Vortheil haben werde? Nicht ihr „Muth, sondern unsere Zaghaftigkeit macht sie „kühn. Beruhigt Euch demnach, und fasset ein „Herz, nach dem Beyspiele dieser Franzosen, die „Ihr mit den Waffen in der Hand sehet Bedenket, daß Ihr Euch auf Eure Freunde voll-

„kom-

„kommen verlassen könnt, da Ihr hingegen von „ausgesöhnten Feinden, und besonders von den „Spaniern keinen dauerhaften Frieden erwarten „dürft. Betrübet Euch nicht über den Man„gel am Gelde: ich gebe Euch mein Wort, daß „die Kupfermünze, die man Euch jetzt nur zum „Unterpfande giebt, nach der Belagerung aus„gewechselt werden soll. Ich mache mich an„heischig, die Bemühung zu belohnen, die Ihr „zu Eurer Vertheidigung anwenden werdet.„ Sie warf einige Gold- und Silberstücken hin, und sagte sodann weiter: „Ich betrüge Euch „nicht; Ihr sehet, daß ich thue, was ich kann.„ Diese Heldinn ergriff zu gleicher Zeit einen Spieß, und rief ihnen zu: „Folget mir nach! „kommet mit mir, wir wollen streiten, wir eilen „dem Siege entgegen.„ Da sie aber sahe, daß der Haß gegen ihren Mann alles überwog, was sie sagen konnte, wandte sie sich an die Hauptleute der Besatzung, und sagte zu ihnen: „Tapfere Franzosen, ich verlasse mich auf Euch, in „Ansehung der Erhaltung meiner Würde, und „der Vertheidigung einer Stadt, welche ihre „Einwohner so zaghaft verlassen. Ich will „Euch, so viel mir möglich ist, ein gutes Bey„spiel geben. Ich will lieber als eine Ge„bieterinn o) sterben, als in der Unterwürfigkeit „leben.„

Aller

o) Balagny war Gouverneur zu Cambrai geworden, als der Herzog von Alenzon Statthalter

Aller Ermahnungen der Marschallinn von Balagny ungeachtet, ergab sich Cambrai dennoch, mit der Bedingung, daß man den Einwohnern eine Generalamnestie wegen des Vergangenen zugestehen, und ihnen alle ihre Privilegien lassen wolle; ingleichen, daß die Stadt nicht geplündert werden, und in der Gewalt des Erzbischofs, ihres alten Souverains, verbleiben solle. Die Citadelle mußte sich gleichfalls drey Tage darnach ergeben, als die Spanier von Cambrai Besitz genommen hatten. Die Einwohner legten dem versammleten Stadtrathe eine Bittschrift vor, in welcher sie den König in Spanien baten, daß er diese Stadt, zur Sicherheit des Platzes und der benachbarten Provinzen, seinen andern Staaten einverleiben möchte. Der Erzbischof schickte Deputirte an Philipp II, und ließ bitten, daß er ihn und seine Nachfolger nicht um eine herrschaftliche Gewalt bringen möchte, die ihnen mit allem Rechte zugehörte. Um der Sache nun einen Schein zu geben, bestätigte man ihn in der vollen und uneingeschränkten Gerichtsbarkeit der Stadt und ihres Gebietes;

halter in den Niederlanden war. Balagny ergriff anfänglich die Parthey der Liguisten, und erklärte sich hernach für Heinrich IV; er machte mit diesem Prinzen einen Vergleich, durch welchen ihm Heinrich die Oberherrschaft über Cambrai abtrat. Diese Stadt hatte zuvor schon Privatpersonen zu Herren gehabt.

tes; man überließ ihm auch die Citadelle eigenthümlich, und die Schutzgerechtigkeit über die gesammte Bürgerschaft.

Man wartete in Flandern seit dem Tode des Erzherzogs Ernst auf den Cardinal Albert, seinen Bruder, welcher dazumal Vicekönig in Portugal war; und den Se. catholische Majestät zum Statthalter der Niederlande ernannt hatten. Albert brachte den Philipp Wilhelm von Nassau p) mit, den Philipp II in einer beständigen Gefangenschaft, während der Lebenszeit seines Vaters, des Prinzen von Oranien, und noch lange nach seinem Tode, gehalten hatte. Der König in Spanien hatte ihn endlich in Freyheit gesetzt, und ihm den Orden des güldenen Vließes gegeben, in Hoffnung, daß vermittelst dieses jungen Prinzen, der Graf Moritz und die Generalstaaten, die dem verstorbenen Prinzen von Oranien so sehr ergeben gewesen waren, sich desto leichter zum Frieden würden bewegen lassen.

## Jahr 1596.

Albert kam zu Brüssel an, und seine erste Sorge war, der Stadt Fere zu Hülfe zu kommen, welche von den französischen Royalisten belagert

p) Er war der älteste von den Söhnen des Prinzen von Oranien, so wie der Graf **Moritz** der jüngere war.

lagert wurde. Es war dieses der einzige Platz, den die Spanier behielten, nachdem sie viel Millionen angewendet hatten, um die Parthey der Ligue zu unterstützen. Philipp II wandte seit sechs Jahren seine Truppen gegen Frankreich an, und verschaffte dadurch den Generalstaaten die Bequemlichkeit, alle Tage neue Progressen zu machen, so daß dieser Prinz, indem er das Gut eines andern rauben wollte, unvorsichtiger Weise das seinige verlor. Albert nun suchte Lebensmittel nach Fere zu bringen, und es gelang ihm damit. Einige Tage vorher hatte er an die Generalstaaten geschrieben, daß er nur nach Flandern gekommen wäre, um den unglücklichen Krieg zu Ende zu bringen, der seit so langen Jahren dauerte; daß er sie bäte, sich nicht vom Frieden zu entfernen, und durch Deputirte mit ihm zu handeln. Er befahl zu gleicher Zeit dem Philipp Wilhelm, Prinzen von Oranien, daß er eben dieses an seinen Bruder, den Graf Moritz schreiben, und sich zum Unterhändler anbieten solle: aber die Staaten, die nichts weniger als Aufrichtigkeit in diesem Verhalten vermutheten, schlugen die Unterhandlung gerade zu aus. Sie gaben sogar ein Edict, in welchem sie allen Umgang mit den Spaniern verboten, ohne eine ausdrückliche Erlaubniß der Generalstaaten, oder des Senats, oder des Grafen Moritz, oder seines Vetters des Wilhelm von Nassau. Den Jesuiten wurde in diesem Edicte sehr übel begegnet. Man begreift leicht, daß ihre Gesellschaft allen denen äußerst verhaßt

vorkommen mußte, die sich wider die römische Kirche empört hatten.

Als Albert sahe, daß die Staaten keine Friedensvorschläge anhören wollten, machte er sich zum Kriege fertig. Um etwas wichtiges zu unternehmen, wollte er Calais belagern, weil er hoffte, daß die Furcht, einen so wichtigen Platz zu verlieren, die Franzosen nöthigen würde, die Belagerung vor La Fere aufzuheben. Calais wurde demnach eingeschlossen, und die Spanier machten sich Meister davon, so wie auch von der Citadelle. Man glaubte anfänglich, daß Heinrich IV alles Mögliche thun würde, um einen so vortheilhaft gelegenen Hafen wieder zu erobern: da er aber wußte, daß den Engländern und Holländern eben so viel daran liege, ihn nicht in spanischen Händen zu lassen, so erwartete er günstigere Gelegenheiten. Er kehrte nach La Fere zurück, welches sich wegen Mangel an Lebensmitteln und Munition nicht lange mehr halten konnte.

Unterdessen machten sich die Holländer die Entfernung Alberts von Oesterreich zu Nutze, plünderten überall in dem Theile von Brabant, der am weitesten vom Meere entfernt ist, und thaten Streifereyen bis an die Thore von Louvain. Die Spanier ihrer Seits, welche Calais mit einer Leichtigkeit erobert hatten, worüber sie sich selbst wundern mußten, schritten zu neuen Unternehmugen, und belagerten Ardres. Dieser Platz fiel durch die Nachläßigkeit des französischen Commendanten, Namens Belin, der

sich

sich den Ruhm seiner Nation und das Interesse seines Königs sehr wenig angelegen seyn ließ, in ihre Hände. Alle Generale, die Hauptleute und Soldaten machten ihm den Vorwurf, daß er ohne ihr Geheiß und ohne eine dringende Nothwendigkeit den Platz übergeben habe. Man zog diesen feigen Commendanten vor das Kriegsgericht, und er würde den Kopf ohnfehlbar verloren haben, wenn nicht einige vornehme Frauenzimmer ihn der Strenge der Gesetze entzogen hätten. Man begnügte sich, ihm das Gouvernement in der Picardie zu nehmen. Die Eroberung von La Fere tröstete Heinrichen IV ein wenig wegen dieses verdrießlichen Zufalls.

Paul Chouart de Büzenval, der französische Abgesandte in Holland, hielt im Namen des Königs in der Versammlung der Generalstaaten eine Rede, die voller Nachdruck war, und die Holländer aus ihrer Schlafsucht erwecken sollte. „Sehet nicht,„ sagte er zu ihnen, „ auf die „Gefahr Frankreichs, sondern auf die, die Euch „drohet. Die Spanier führen mit uns Krieg, „es ist wahr; aber es sind nicht sowohl die Fran„zosen, als die Generalstaaten, die sie angreifen. „Calais ist verloren; aber Frankreich hat lange „Zeit bestanden, ohne diesen Platz zu besitzen, „und wird auch jetzt nicht schwächer werden. „Wenn man Euch aber anjetzt die Herrschaft „des Meeres streitig zu machen sucht, die ihr „ohne Zweifel mit England getheilt besitzt, so „wisset Ihr wohl, daß Eure Reichthümer, so

„wie auch der Engländer ihre, bloß von der Frey-
„heit der Handlung abhängen. Frankreich hin-
„gegen, das in sich selbst, und durch das, was es
„auf seinem Grund und Boden hervor bringt,
„reich ist, bekümmert sich um diesen Vortheil
„sehr wenig. Da man demnach jetzt Eure Frey-
„heit antastet, und Ihr dieselbe schon als verlo-
„ren ansehen müsset, was bleibt Euch zu thun
„übrig, als daß Ihr aus dem tiefen Schlafe er-
„wachet, der Euch in der Unthätigkeit hält, und
„daß Ihr alles anwendet, um Eure Bundes-
„verwandten aus einer Gefahr zu retten, welche
„zugleich Euch selbst drohet? Ihr wisset, daß
„die Spanier denen Franzosen Friedensvorschlä-
„ge haben thun lassen. Was ist ihre Absicht,
„als sich auf dieser Seite Ruhe zu verschaffen,
„um hernach alle ihre Kräfte gegen England
„und Holland anzuwenden? Der König aber,
„der zum Kriege gebohren, und unter den Waf-
„fen erzogen ist, besitzt zu viel Großmuth, als
„daß er je gegen seine Bundesverwandten ande-
„res Sinnes werden sollte, dafern ihn nur seine
„Freunde nicht selbst verlassen. Ihre Vortheile
„werden ihm stets mehr am Herzen liegen, als
„seine eigenen, und er wird bis auf den letzten
„Augenblick seines Lebens den rühmlichen Vor-
„satz behalten, nicht allein die Ehre Frankreichs
„gegen die grenzenlose Herrschsucht der Spanier
„zu vertheidigen, sondern selbst seine Nachbaren
„von dem Joche dieser unerbittlichen Tyrannen
„zu befreyen.„

Diese

Diese Rede, und die Vorstellungen, welche der Herzog von Bouillon den Generalstaaten machte, brachten die Holländer zu dem Entschlusse der Ligue beyzutreten, welche Frankreich und England mit einander gegen Spanien geschlossen hatten. Dem Tractate zu Folge, welchen diese drey Mächte unter einander errichteten, liessen die Holländer ihre Flotte zu der engländischen stoßen. Der Graf von Essex und der Admiral Howard, welche diese Seearmee commandirten, giengen zu Schiffe, kamen in dem Hafen zu Cadix an, und machten sich Meister von dieser Stadt, nach einem blutigen Treffen, welches zwischen den feindlichen Flotten vorfiel. Die Holländer waren der Meynung, daß man sich diesen Umstand zu Nutze machen, und den Krieg bis ins Innerste von Spanien spielen solle; aber die Engländer, welche das Clima nicht gewohnen konnten, und außerdem viel Beute gemacht hatten, wollten diesen Vorschlägen nie Gehör geben, und kehrten wieder nach England zurück.

Der Cardinal Albert hielt nach der Eroberung von Calais und Ardres mit seinen Generalen Rath, wegen des künftigen Feldzuges. Es sollten vier Städte belagert werden, Breda, Bergen op zoom, Gertrudenburg und Hulst. Man machte den Anfang mit der Belagerung des letzten Platzes, und die Einwohner sahen sich nach einer tapfern Gegenwehr gezwungen, sich zu ergeben. Der Cardinal kehrte nach Antwerpen zurück, allwo er wie im Triumphe aufgenommen

wurde. Die Eroberung von Hulst kostete den Spaniern einen berühmten Capitain, Namens Rosne, von dem berühmten Hause Savigny in Lothringen. Er war in Frankreich erzogen worden, hielt sich zum Herzoge von Alenzon, folgte ihm nach den Niederlanden, und trat nach dem Tode dieses Prinzen völlig auf die spanische Seite. Er war, nach dem Geständnisse aller, der geschickteste Mann im Felde und bey Belagerungen. Der Herzog von Parma, der Graf de Fuentes und der Cardinal Albert hatten die großen Thaten, die sie, der erste in Frankreich, und die beyden andern in den Niederlanden thaten, seinen Rathschlägen zu danken, wie sie denn auch nach seinem Tode nichts merkwürdiges mehr gethan haben. Es wäre zu wünschen gewesen, daß de Rosne ein eben so ehrlicher Mann, als großer Capitain gewesen seyn möchte. Der Prinz von Oranien, den man anfänglich im Verdacht gehabt hatte, daß er auf die spanische Seite hienge, zeigte seinen Landesleuten gar bald, daß er in die Fußtapfen seines berühmten Vaters treten wolle, und erhielt sogleich das Generalcommando über die Truppen der vereinigten Provinzen. Er griff die spanischen Truppen, die vom Grafen de Varar commandirt wurden, bey Turnhout an, und schlug sie. Der Cardinal gab sich, nach der Niederlage seiner Truppen, viel Mühe, neue anzuwerben. Während, daß er damit beschäfftigt war, trug sich eine für die Franzosen sehr verdrüßliche, für die Spanier aber sehr vortheilhafte

Sache

Sache zu. Die Spanier, drey tausend Mann stark, überrumpelten Amiens; in welcher Stadt mehr als funfzehn tausend Bürger waren, welche die Waffen führten. Da der Verlust dieses Platzes von großen Folgen für Frankreich war, so wandte Heinrich IV alle Kräfte an, um Amiens wieder zu erobern, und mußte sichs viel kosten lassen, ehe er es dahin brachte. Diese Begebenheit beförderte den Frieden zwischen Frankreich und Spanien.

Kurze Zeit darauf starb Philipp II, welcher durch sein hartes Regiment die Niederländer zum Aufruhre gegen sich gereizt hatte. Er konnte aus dem Verluste so vieler schönen Provinzen noch vor seinem Tode einsehen, daß eine übermäßige Strenge nicht das sicherste Mittel sey, die Völker in der Unterthänigkeit zu erhalten. Die Art der Krankheit war eine große Demüthigung für diesen stolzen Monarchen. Sein ganzer Leib war mit Geschwüren bedeckt, welche ausliefen, und so viel Eiter machten, daß man ihm fast das Hemde nicht ausziehen konnte. Während daß ihn vier Männer auf einem Tuche schwebend hielten, mußten ihn ein paar Bediente beständig abtrocknen, und konnten kaum damit fertig werden. Es ließ dieser Prinz den eisernen Sarg, in welchen er bald gelegt werden sollte, in sein Zimmer bringen, und befahl einen Todtenkopf mit einem Diadem umgeben auf denselben zu setzen, um sich durch den Anblick dieser Gegenstände zu trösten, welche allen seinen Schmerzen bald ein Ende machen sollten. Da

die Krankheit Philipps aller Augenblicke zunahm, foderte er vier Tage vor seinem Ende ein Crucifix, auf welchem er sein Leben beschließen wollte. Er ließ sich auch eine ganz blutige Geißel bringen, deren, wie er sagte, sich ehemals Carl V bedient haben sollte. Kurz, dieser Prinz, der sich seine ganze Regierung hindurch angelegen hatte seyn lassen, das Feuer der Zwietracht fast in allen Theilen von Europa anzublasen; der alles angewandt hatte, um eine Prinzeßinn vom Throne zu stoßen, deren große Eigenschaften den Ruhm und das Glück Englands ausmachten; der sich für die abscheuliche Faction erklärt hatte, die unter dem Namen der Ligue in Frankreich bekannt ist; der dem Hause Braganza das Königreich Portugal und alle davon abhängende Provinzen entrissen hatte; der die Niederländer, durch unermeßliche Auflagen, durch Verletzung ihrer Privilegien, und durch ein Inquisitionsgericht, das er bey ihnen einführen wollte, zur Verzweiflung gebracht hatte; der kein ander Mittel wußte, seinen Sohn, Dom Carlos, und künftigen Erben der Krone, in Ordnung zu halten, als daß er ihn in der Blüte seiner Jahre ums Leben brachte; der in der Unmenschlichkeit vielleicht so weit gieng, daß er seine Hände mit dem Blute einer Gemahlinn, der **Elisabeth de Valois**, Schwester Heinrichs III von Frankreich, befleckte, die er bloß aus Eifersucht für strafbar hielt; mit einem Worte, Philipp II starb im Escurial den 13. September 1598, in einem Alter von zwey und siebzig

Jah-

Jahren, nachdem er vierzig Jahre regiert hatte.

Es hatte dieser Prinz, ehe er starb, Friede mit Frankreich gemacht, aus Furcht seinem Nachfolger einen Krieg zu hinterlassen, gegen eine kriegerische Nation, welche damals von einem Monarchen regiert wurde, den seine Thaten den Spaniern furchtbar gemacht hatten. Philipp begab sich der Souverainität über die Niederlande seiner geliebten Tochter, der Isabella Clara Eugenia q), zu gefallen, die er zur Gemahlinn für den Cardinal Albert bestimmt hatte, den wir künftig Erzherzog nennen werden. Philipp hatte vier Gemahlinnen gehabt, die Maria von Portugal, die Maria, Königinn von England, die Elisabeth von Frankreich, und Annen von Oesterreich. Von dieser letztern hatte er drey Prinzen, von denen nur Philipp III am Leben blieb. Dom Carlos war von der Maria von Portugal. Maria, Königinn von England, und Elisabeth von Frankreich hatten keine Kinder.

In dem Testamente Philipps II sahe man mehr die Gedanken eines Mönchs, als die Gesinnungen eines großen Prinzen. Man kann nicht läugnen, daß dieser Prinz viel Religion hatte: aber wie konnte er sie mit seiner abscheulichen Politik zusammen reimen? Glaubte er, alle Ungerechtigkeiten, deren er sich während seiner

q) Philipp nannte diese Prinzeßin seinen Spiegel und das Licht seiner Augen.

ner langen Regierung schuldig machte, durch gewisse Andachtsübungen wieder aussöhnen zu können? Er hatte einige Bedenklichkeiten wegen des Königreichs Navarra, und trug seinem Sohne auf, daß er diese Sache von einigen geschickten Rechtsgelehrten untersuchen lassen sollte. Philipp beruhigte aber sein Gewissen bald wieder, da es ihm einfiel, daß das Königreich Navarra von dem Gifte der Ketzerey habe angesteckt werden können, wenn es mit der französischen Monarchie wäre vereinigt worden. Man hielt ihm ein prächtiges Leichenbegängniß, und der, der die Trauerrede auf diesen Prinzen hielt, wußte tausend Tugenden an ihm zu finden.

Albert von Oesterreich, der lieber ein Reich regieren, als den Cardinalshut tragen wollte, legte den römischen Purpur nieder, und verließ Flandern, um die Isabella Clara Eugenia zu heyrathen, welcher Philipp II die Niederlande geschenkt hatte. Ein Theil dieser Provinzen stand nicht mehr unter spanischer Herrschaft, und hatte auch nicht Lust, sich wieder unter dieselbe zu begeben. Albert hatte vor seiner Abreise noch einen Versuch bey den Generalstaaten gemacht, um sie mit den Spaniern wieder auszusöhnen. Er bot ihnen den Frieden auf folgende Bedingungen an: daß die sieben Provinzen ihre Religion, und die Regierungsform beybehalten sollten, die sie eingeführt hätten; daß alle in Aemtern und Würden sitzende Personen dabey gelassen, und daß diese Aemter auf ihre Kinder übergetragen werden sollten, wenn sie

fähig wären denselben vorzustehen. Man versprach dem Grafen Moritz das Commando über die sämmtlichen Truppen, die der König in Spanien nach Hungarn gegen die Türken schicken würde. Diese schönen Versprechungen, die man dem Grafen Moritz that, bestärkten die Holländer nur noch mehr in ihrem Argwohne; sie erinnerten sich dabey der Fabel des Aesops, wo erzählt wird, daß die Wölfe, die sich mit den Schafen in ein Bündniß einlassen wollten, sich vor allen andern ausbedungen, daß sie die Hunde fortjagen sollten.

Nachdem die Vorschläge des Erzherzogs waren verworfen worden, fuhr man auf beyden Theilen mit Feindseligkeiten in den Niederlanden fort. Der König von Spanien schickte unter der Anführung des Dom Sanchez de Leyva vier tausend Mann Infanterie nach den Niederlanden, welche zu Flissingen ans Land stiegen. Damals war es, daß ein Einwohner zu Ypern, Namens Peter Panne, dem Grafen Moritz nach dem Leben trachtete. Der Mörder schob die Schuld auf die Jesuiten; aber diese Ordensgeistlichen gaben eine Schrift zu ihrer Rechtfertigung heraus, und behaupteten, daß die Calvinisten, ihre Todfeinde, den Peter Panne angestiftet hätten, sie auf diese Weise zu verläumden. Man weiß, wie weit der Haß der Protestanten gegen die Jesuiten gieng.

Franz de Mendoza, Admiral von Arragonien, der das Commando der spanischen Armee unter

unter dem Cardinal Andreas r) von Oesterreich, in Abwesenheit des Erzherzogs Albert hatte, rückte mit ohngefähr zwanzig tausend Mann in das Herzogthum Cleve ein, welche alle Arten von s) Ausschweifungen begiengen. Der

r) War der Bruder des Erzherzogs Albert.

s) Es kam eine Schrift unter dem Titel Klagen heraus, in welcher man den Spaniern vorwarf, daß sie sich zu den grausamsten Ausschweifungen hätten verleiten lassen: sie hätten z. E. alle Nonnen des Klosters Schlenhorst zusammen genommen, sie nackend ausgezogen, und die schönsten davon geschändet; sie hätten den Stadtrichter zu Düsselmonde auf seinem Richterstuhle fest gebunden, und seine Frau in seiner Gegenwart von sieben Soldaten misbrauchen lassen; sie hätten einer schwangern Frau den Leib aufgeschnitten, und sie nebst ihrer Leibesfrucht ums Leben gebracht, weil sie sich ihren schändlichen Begierden widersetzte; sie hätten auf diese Weise mehr als einmal die Kinder denen Müttern aus dem Leibe gerissen; sie hätten eine Mutter und ihr Kind von einem Jahre ums Leben gebracht, indem sie dasselbe ihr wieder in den Leib stecken wollen; sie hätten einen Bürgermeister ermordet, der auf das Geschrey seiner Tochter, die man nothzüchtigen wollte, herzu gelaufen kam; sie hätten diese Tochter hernach auf den todten Körper ihres Vaters gebunden, und ihr den höchsten Schimpf angethan. So waren die abscheulichen Ausschweifungen beschaffen, sagt man in dieser Schrift, zu welchen sich eine Armee verleiten ließ, die von einem Cardinal commandirt wurde.

Der spanische General hatte Scharfrichter und Capuciner in seinem Gefolge; diese dienten ihm zu Herolden, und foderten die Städte zur Uebergabe auf. Den Herzogthümern Jülich und Bergen, dem cöllnischen Gebiete und dem Bißthume Münster ergieng es nicht besser, als dem Herzogthume Cleve. Diese Feindseligkeiten weckten die Generalstaaten auf. Der Graf Moritz, der wegen den Provinzen Frießland, Oberyssel und Zütphen in Sorgen war, ergriff Maaßregeln, die Spanier aufzuhalten, und zu verhindern, daß sie nicht ihre Wuth in allen Provinzen ausübten, die seiner Aufsicht anbefohlen waren.

Der Erzherzog Albert kam mit der Infantinn, seiner Gemahlinn, nach Flandern zurück, und übernahm das Commando wieder, das er bisher, in seiner Abwesenheit, dem Cardinal Andreas überlassen hatte. Man that einige Zeit nach der Ankunft des Erzherzogs neue Friedensvorschläge; da aber die Generalstaaten, ehe sie sich auf einen andern Artikel einließen, verlangten, daß man vor allen Dingen die fremden Truppen, das ist, die Spanier und Italiäner aus den Niederlanden ziehen, und alle Festungen den Niederländern wieder einräumen sollte, brach Albert, da diese Sache nicht von ihm abhieng, und er nichts davon einräumen konnte, ohne den Zorn des Königs in Spanien auf sich zu laden, die Unterhandlung ab, und war nur bedacht, den Krieg heftiger als zuvor fortzusetzen.

Der

Der Graf Moritz machte seiner Seits Zurüstungen zur Belagerung von Nieuport: der Erzherzog aber begab sich mit seinen Truppen in Marsch, um sich dieser Unternehmung zu widersetzen. Es fiel zwischen beyden Partheyen ein Treffen vor: die Holländer wurden geschlagen, und verlohren viel tapfere Soldaten. Albert, von diesem Glücke aufgeblasen, wollte sich an eben dem Tage noch in eine Schlacht mit dem Grafen Moritz einlassen: dieser, der eben das fürs Beste hielt, suchte seine Soldaten durch folgende Rede zu ermuntern: „Cameraden, der „Sieg ist unser; der Feind kömmt selbst, uns „denselben anzubieten. Wenn er sich zwischen „Ostende t) und unserm Lager verschanzt hätte, „wären wir ohne Hülfe verlohren gewesen; der „Hunger hätte uns zur Uebergabe gezwungen. „Oder, wenn wir, diesem Unglücke zu entgehen, „uns wieder auf unsere Schiffe hätten begeben „wollen, so wäre den Spaniern nichts leichter „gewesen, als daß sie uns in den Rücken gefallen wären, und uns in Stücken gehauen hätten. „Wissen sie denn aber nicht, daß die Begebenheiten im Kriege einander nie ähnlich sind, und „daß das Glück daselbst unbeständiger und wankelmüthiger ist, als an allen andern Orten? „Der unglückliche Ausgang des letztern Vorgangs hat uns lehren können, daß wir uns „klüger aufführen, und uns die Umstände, in „denen wir uns befinden, zu Nutze machen müs-

„sen,

t) Man hatte diesen Rath dem Erzherzoge gegeben.

„sen, um unsere Parthie großmüthig zu neh„men. Zwischen dem Meere und dem Feinde „eingeschlossen, können wir keine Zuflucht zu „unserer Flotte nehmen, und aus eben dem „Grunde habe ich sie auch schon fortgeschickt. „Wir müssen uns demnach durch unsere Tapfer„keit einen Weg durch die Feinde eröffnen; „wir müssen heut überwinden, oder Hungers „sterben.„

Nach dieser Rede wurde die Schlacht geliefert; man stritt auf beyden Seiten mit der äußersten Hartnäckigkeit. Der Erzherzog, der bey dieser Gelegenheit Proben einer großen Herzhaftigkeit ablegte, gab sich vergebene Mühe, da seine Cavalerie in Unordnung gebracht war, und die Infanterie in Stücken gehauen wurde, seine Truppen wieder in Ordnung und zu einem neuen Angriffe zu bringen. Durch die Bitten seiner vornehmsten Officiere überwunden, suchte er endlich seine Person in Sicherheit zu bringen, und nahm mit den Trümmern seiner Armee den Weg auf Brügge zu. Er verlohr ohngefähr sechs tausend Mann in diesem Treffen. Es schrieb dieser Prinz sogleich an alle niederländische Provinzen, und bat um Unterstützung, damit er den Verlust wieder ersetzen könnte, den er erlitten hatte, und den er um ein Ansehnliches verminderte. Moritz fieng seiner Seits die Belagerung von Nieuport wieder an. Da man aber, aller Vorsicht ungeachtet, dennoch zu verschiedenenmalen Mittel fand, Verstärkung in den Platz zu werfen, und da außer-

dem seine Truppen Ruhe nöthig hatten, so stand er von seinem Unternehmen ab, brachte seine Armee, seine Artillerie und sein Gepäcke zu Schiffe, und kam nach Ostende zurück, welches kurze Zeit darnach von den Spaniern belagert wurde.

Die Belagerung dieser Stadt ist eine von den merkwürdigsten Begebenheiten des Krieges in den Niederlanden. Man versichert, daß dabey von einer und der andern Seite beynahe auf hundert und vierzig tausend Mann verlohren giengen; die größte Anzahl der Todten aber war auf Seiten der Belagerer. Die Krankheiten rissen fast eben so viel Menschen hinweg, als die Kämpfe, die zwischen beyden Partheyen vorfielen. Diese Belagerung von Ostende dauerte drey Jahr, drey Monate und einige Tage. Die Besatzung, die sich so tapfer gehalten hatte, bestand aus Franzosen, Holländern, Engländern und Schottländern. Diese tapfern Soldaten wurden alle mit großen Lobsprüchen vom Marquis de Spinola belegt, welcher die Armee der Belagerer unter der Anführung des Erzherzogs commandirte. Eben diese Stadt Ostende, die sich so lange Zeit der spanischen Macht widersetzte, wurde nach einigen Tagen von den Franzosen erobert, in dem letzten Kriege, den sie mit der Königinn von Hungarn führten. Es ist zwar wahr, daß dieser Platz nicht so wohl mit Truppen versehen war, als zu der Zeit, da er von den Spaniern belagert wurde;

außer-

außerdem stritten auch die Niederländer nicht für ihre Freyheit.

Der Erzherzog und die Erzherzoginn, die zu Gent waren, begaben sich nach Ostende, um die Ruinen dieser unglücklichen Stadt zu sehen. Man sagt, daß die Prinzessinn sich der Thränen nicht habe enthalten können, da sie sich alle das Blut vorstellte, das bey einer so langen Belagerung war vergossen worden. Einige Zeit vorher, ehe die Spanier sich von einem so wichtigen Platze Meister gemacht hatten, war es den Generalstaaten gelungen, Sluis zu erobern, welches sie als eine vortheilhafte u) Vergütung des Verlusts von Ostende ansahen. Sie ergriffen zu gleicher Zeit Maaßregeln zur Fortsetzung des Krieges. Indeß that man auch Versuche zu einem Waffenstillstande oder gar zu einem Frieden durch allerhand Schriften, die man in den Niederlanden ausstreuete, und in welchen man die Bewegungsgründe und die Mittel den Krieg fortzusetzen oder zu endigen vorlegte.

Die Holländer behaupteten sich nicht allein gegen Spanien, sondern brachten auch ihre vortheilhaften Einrichtungen in Indien zu Stande, welche zur Bereicherung dieser Republik so viel beygetragen haben. Sie fiengen schon an die Früchte ihrer Freyheit zu erndten. Diese Völker, welche eine zahlreiche Armee auf die Beine

 gebracht

u) Sie ließen bey dieser Gelegenheit eine Münze schlagen, mit der Aufschrift: Jehova plus dedit, quam perdidimus; Gott hat uns mehr gegeben, als wir verlohren haben.

gebracht hatten, beschlossen ihre Macht gegen Antwerpen anzuwenden. Sie setzten sich in Marsch, um diesen Platz anzugreifen; ihr Unternehmen glückte aber nicht. Auf dem Meere kamen sie besser fort, denn sie schlugen eine spanische Flotte, die den Dom Pedro Sarmianto zum Anführer hatte. Spinola, von seiner Seite, belagerte Lingen, und machte sich Meister davon; er suchte aber vergebens von Bergen-op-Zoom Meister zu werden. Beyde Partheyen nahmen einander wechselsweise Städte weg, und lieferten einander Schlachten, die den Streit nicht entschieden.

Während daß man auf einer und der andern Seite Maaßregeln zur Fortsetzung des Krieges mit Vortheil ergriff, thaten die österreichischen Prinzen und der Kaiser mehr als einmal Vorschläge zum Frieden, oder wenigstens zu einem Waffenstillstande zwischen den Holländern und Spaniern. Es kamen verschiedene Schriften bey dieser Gelegenheit zum Vorscheine. In einer von diesen fieng der Verfasser an, sich über die Fehler auszubreiten, die er in der Verfassung der neuen Republik fand, woraus er schloß, daß sie nicht lange Bestand haben, sondern bald genöthigt werden würde, sich entweder an Spanien oder Frankreich, oder an England zu ergeben; er meynte demnach, daß die Staaten keine bessere Parthey zu ergreifen hätten, als wenn sie sich unter die Herrschaft der Erzherzoge begäben, mit der Bedingung, daß Flandern unter keinerley Vorwand wieder an Spanien kommen,

men, und die Kaiser nie Herren der Niederlande werden sollten. Der Verfasser dieser Schrift that hernach Vorschläge zum Frieden zwischen den Staaten und den Erzherzogen. Die Bedingungen waren, daß alle Spanier und auswärtigen Truppen, die in den niederländischen Städten in Besatzung standen, das Land räumen sollten; daß alle Stände in ihre Rechte und Freyheiten wieder eingesetzt und darinne geschützt werden sollten; daß man ihnen durch ein Reichsgesetz die Religionsfreyheit gestatten, und sie ohne Hinderung aller ihrer Privilegien genießen sollten; daß es erlaubt seyn solle, die geistlichen Güter zu verpfänden, um die Schulden zu bezahlen; daß man allen geistlichen Orden, Communen und neuen Gesellschaften, besonders den Jesuiten, die ihnen am bedenklichsten waren, den Aufenthalt im Lande untersagen sollte; daß der Hof der Erzherzoge nach dem Muster des Hofes der alten Herzoge von Burgund eingerichtet werden sollte; daß die vereinigten Provinzen die Handlungsfreyheit in den Staaten des Königs in Spanien und der Erzherzoge, sowohl in Italien als Deutschland, auf eben die Bedingungen haben sollten, als die andern europäischen Nationen, und ohne höhere Abgaben zu bezahlen; daß die öffentlichen Aemter und Gouvernements mit gemeiner Einstimmung vergeben werden sollten; daß man ohne eine gegenseitige Einwilligung weder Festungen demoliren noch ausbessern, den Gehalt der Münzen nicht verändern, noch etwas anderes unternehmen

sollte, was die öffentliche Ruhe beträfe; daß, im Falle der König in Spanien Bedenken trüge, diese Bedingungen anzunehmen, Frankreich und England dem Grafen Moritz mit gewaffneter Hand beystehen, und ihn zum unumschränkten Herrn der Niederlande machen sollten.

Der Verfasser einer andern Schrift bemühete sich zu beweisen, daß, in Ansehung der Schwachheit der Erzherzoge, und des Hasses der Niederländer gegen die Spanier, das einzige Mittel den Krieg zu endigen, dieses sey, daß man die Herrschaft der Niederlande dem Könige von Frankreich gäbe, welcher nicht allein sie zu beschützen, sondern auch ihre Grenzen, der spanischen Macht zum Trotze, zu erweitern wissen würde.

Es kam eine dritte Schrift heraus, in welcher gezeigt wurde, daß es dem Philipp und den Erzherzogen eben so nützlich als rühmlich seyn würde, auf alle Ansprüche an die Niederlande Verzicht zu thun, und sie, gegen eine große Summe Geldes, für frey zu erklären. Man verlangte auch, daß der König in Spanien aufhören sollte, die Niederländer zu bekriegen, sowohl seines eigenen Nutzens, als auch des Vortheils seiner Unterthanen wegen, welche sehr nach der Ruhe seufzten.

In einer andern Schrift, die allem Ansehen nach auf Befehl der Erzherzoge war verfertiget worden, suchte man allen Verdacht zu heben, und die Einwohner der Niederlande zu bereden,

den, daß man ihnen die Gewissensfreyheit gestatten würde. Sieraueten aber den österreichischen Prinzen zu wenig, um sich auf ihre Versprechungen zu verlassen: „Man kann uns leicht „versprechen, „sagten sie, „unsere Privilegien „und alten Gebräuche zu schützen, unsere Gewissen nicht zu zwingen, und die Drangsalen „bey Seite zu schaffen, unter denen Flandern „seit so vielen Jahren seufzet; alle diese schönen „Versprechungen sind nur Lockspeisen, die uns „die Diener der spanischen Tyranney vorsetzen, „um uns einst ungehindert und ungestraft ganz „unterdrücken zu können. Können wir uns auf „das Wort der Spanier verlassen, da sie den „Grundsatz haben, daß man den Ketzern kein „Wort halten dürfe, unter dem Vorwande, „daß alle Vergleiche der Prinzen mit den Unterthanen, die bewaffnet, und Gott und dem Könige ungetreu sind, auf alle Weise null und „nichtig wären? Man verspricht, uns nicht zu „beunruhigen der Religion wegen: aber können „wir uns dessen wohl schmeicheln? Das noch „neue Beyspiel eines jungen Frauenzimmers, „die man zu Brüssel lebendig vergraben hat, „kann uns lehren, wie weit unsere Feinde die „Grausamkeit in Ansehung derer treiben, die „von einer andern Religion sind. Man weiß, „mit welcher Hitze der Erzherzog sich gegen die „protestantische Religion erklärt hat. Kann „man glauben, daß dieser Prinz sich auf einmal „geändert haben solle? Sollten ihm der Pabst „oder etwann die Inquisitoren gütigere Gesin-

„nungen beygebracht haben? Es weiß außer„dem ein jeder, daß die Spanier auf eine Uni„versalmonarchie umgehen. Dieses chimärische „Project würde verschwinden, wenn sie unsere „Provinzen nicht unumschränkt beherrschen, und „unsere Privilegien über den Haufen werfen „sollten, die ihnen ein Hinderniß in den Weg „legen.„

„Aber, wird man vielleicht sagen, diese Un„ruhen werden demnach nie ein Ende nehmen? „Das Blut wird ohne Aufhören fließen, und „unsere Feindseligkeiten werden ewig dauern? „Das wolle Gott nicht! Der Friede ist ein zu „köstliches Gut, daß wir ihn nicht von ganzem „Herzen wünschen sollten; es muß aber ein auf„richtiger und dauerhafter Friede seyn. Die „Kriege hören entweder durch einen Vergleich, „oder durch den Sieg auf. Sollten wir wohl „sicher mit einem mächtigen Feinde in Unter„handlung treten können, der durch den Ver„gleich, in welchen wir uns mit ihm einließen, „der Schiedsrichter unsers Schicksals würde. „Ein solcher Vergleich kann nicht anders als ge„fährlich seyn. Die einzige Parthey, die uns „demnach zu ergreifen übrig bleibt, ist, daß „wir uns tapfer halten, und unsern Feind end„lich eines so langen und verderblichen Krieges „müde machen. Wir können unter gegenwär„tigen Umständen nichts besseres thun. Von „unserm Muthe allein müssen wir alles hoffen. „Was für Vortheile hat der Krieg nicht den „Niederländern verschafft! Er hat ihre Herr-

„schaft erweitert, Flotten ausgerüstet, die Wäl-
„le der Städte erweitert, neue Festungen er-
„bauet, Schulen angelegt, die Kriegszucht un-
„ter vortrefflichen Generalen verbessert, ihnen
„den Weg nach unbekannten Ländern geöffnet,
„und unermeßliche Reichthümer durch die Schif-
„farth verschafft. Die Provinzen geben auch
„die Kosten des Krieges überflüßig her, und
„unterstützen die neuen Einrichtungen auf die
„rühmlichste Weise. Es kömmt nur noch dar-
„auf an, daß wir durch unsern Muth ein Glück
„behaupten, welches die Frucht davon ist. Die
„Spanier hingegen sind erschöpft, und sehen
„sich genöthigt, den Frieden zu wünschen. Phi-
„lipp II, der selbst einen so beschwerlichen Krieg
„überdrüßig war, hat seinen Sohn mehr in der
„Nothwendigkeit ihn zu endigen, als fortzu-
„setzen hinterlassen. Sollten wir uns wohl nach-
„sagen lassen, daß eine Republik, die von ih-
„rer Wiege an, es gegen den Vater aushielt,
„da er noch allmächtig war, dem Sohne nicht
„habe widerstehen können, dessen Macht weit
„weniger fürchterlich ist?„

„Erinnert Euch des traurigen Endes der
„Grafen Horn und Egmond, und so viel an-
„derer Herren, die ihr Leben unter den Händen
„des Scharfrichters beschlossen haben. Fürch-
„tet besonders die Inquisition, dieses schreckliche
„Gericht, welches die Angeklagten verdammt,
„ohne sie zu hören, und sich das ungeheuere Pri-
„vilegium zuschreibt, das Zeugniß aller lüderli-
„chen und ehrvergessenen Leute, die vor allen

 „andern

„andern Richterstühlen verworfen werden, an„nehmen zu dürfen; welches die Portugiesen in „die kläglichste Verfassung versetzt, und Euch „zu elenden Sclaven der spanischen Tyranney „machen würde.„

Eine solche Schrift trug nicht wenig bey, die Niederländer in dem Hasse zu bestärken, den sie gegen die Spanier gefaßt hatten. Vergebens suchte der Kaiser einen Vergleich zwischen beyden Partheyen zu stiften. Die Generalstaaten stellten ihm vor, daß sie sich mit einer Nation nicht aussöhnen könnten, welche heimlich ihren Untergang geschworen hätte. Sie setzten hinzu, daß der König in Spanien und der Erzherzog, stets mit dem chimärischen Projecte einer christlichen Monarchie beschäfftigt, überzeugt wären, daß die Regierung der Welt eine Umschmelzung nöthig habe, und daß das Mittel, sie in einen guten Stand zu setzen, sey, wenn man zwo Mächte, eine geistliche, in der Person des Pabstes, und eine weltliche, unter dem Könige in Spanien, auf den Ruinen aller andern erbauete.

## Jahr 1606.

Da die Gemüther zu nichts weniger, als zum Frieden geneigt schienen, so rückten der Marquis de Spinola und der Graf Moritz mit ihren Armeen ins Feld. Man griff von beyden Theilen Städte an, bald mit Erfolg, bald ohne etwas auszurichten. Die Holländer erhielten während dem Jahre 1606 einige Vortheile zur See; sie rüsteten eine Flotte aus, die

aus

aus neunzehn Schiffen bestand, und griffen damit die Canarieninseln und die Küste von Brasilien an. Es blieben ihnen nur noch dreyzehn Schiffe übrig, welche die aus achtzehn Schiffen und neun Galeeren bestehende, und aus Indien zurück kommende Flotte der Spanier angriffen. Man wurde handgemein, und der Viceadmiral sahe sich von allen Seiten angegriffen, und genöthigt, ganz allein es mit den Feinden aufzunehmen. Nachdem er sich zwey Tage lang herzhaft vertheidigt hatte, wurde sein Schiff so übel zugerichtet, daß es ihm unmöglich war, sich in See zu halten, wenn man ihm auch erlaubt hätte, sich zurück zu ziehen. Da die Spanier es nicht wagten die feindlichen Schiffe zu ersteigen, und die Holländer ihrer Seits nichts so sehr fürchteten, als in die Hände ihrer grausamen Feinde zu fallen, steckte der Viceadmiral Renier, mit Einstimmung von ohngefähr sechzig Mann, die er auf seinem Schiffe hatte, und alle verwundet waren, das Schiff St. Barbara in Brand, und ließ es in die Luft fliegen. Die Holländer gaben bey dieser Gelegenheit Beweise ihrer Herzhaftigkeit, konnten aber nicht verhindern, daß die spanische Flotte, die bald durch andere aus Indien zurück kommende Schiffe verstärkt wurde, in Gallicien mit allen Reichthümern anlandete, mit denen sie beladen war.

Johann Usselinex von Antwerpen, der sich lange in Spanien und den americanischen Inseln aufgehalten hatte, rieth den Holländern,

eine Seefarth nach Westindien zu unternehmen. Er zeigte mit verschiedenen Gründen, daß diese Reisen der Republik nicht weniger nützlich seyn würden, als die, die man bisher nach Ostindien unternommen hätte: „Dieses, „sagte er,„ „bereichert nur den Staat; jenes aber wird zu „seiner Sicherheit beytragen. Wenn wir die „Spanier in Amerika angreifen, so werden sie „genöthigt werden, ihre Kräfte dorthin zu ziehen, um sich in ihren Besitzungen zu erhalten, „und diese Diversion wird in Spanien *eine* „Macht schwächen, die uns beschwerlich ist.„ Die Generalstaaten ließen sich diesen Vorschlag gefallen, und befahlen eine Compagnie zur Schiffarth nach Westindien zu errichten.

Philipp III, eines Krieges satt, der seine Kräfte erschöpfte, suchte mit den vereinigten Provinzen Friede zu machen. Der Erzherzog Albert, der sich nach den Absichten des Königs in Spanien bequemen wollte, schickte Deputirte nach Flandern, welche den Generalstaaten Friedensvorschläge thun, und ihnen mit vortheilhaften Bedingungen schmeicheln mußten.

Die Deputirten des Erzherzogs stellten den Generalstaaten vor, daß der Prinz, von dem sie geschickt würden, sehnlich wünschte, daß ein aufrichtiger und dauerhafter Friede endlich einen so langen und grausamen Krieg endigen, und den Niederlanden ihren alten Glanz wiedergeben möchte. Sie setzten hinzu, daß, da der Erzherzog und seine Gemahlinn ein geerbtes und unstreitiges Recht über ganz Flandern hätten,

sie

sie nichts als das Erbgut ihrer Väter begehrten. Nachdem sie sich weitläuftig über die Gnade des Erzherzogs, und das allgemeine Elend herausgelassen hatten, das sie zu vergrößern nicht ermangelten, baten sie die Generalstaaten, ihr Land anzusehen, einen dauerhaften Frieden den rühmlichsten Triumphen vorzuziehen, dem Glücke nicht zu viel zu trauen, und auf keinen außerordentlichen Erfolg zu rechnen.

Die Staaten antworteten, daß der Friede unmöglich seyn werde, so lange der Erzherzog glaubte, daß er einiges Recht an ihrem Lande habe, besonders nachdem sie erklärt hätten, daß sie frey seyn, und keine fremde Herrschaft über sich erkennen wollten. Sie setzten hinzu, daß sie alles zu unternehmen bereit wären, ehe sie ihre Freyheit wollten fahren lassen. Die Deputirten kehrten zum Erzherzoge zurück, und überbrachten ihm die Antwort der Generalstaaten. Einige Tage darnach schrieben sie, daß ihr Herr nie die Absicht gehabt, die Regierungsform zu ändern, oder einen Eingriff in ihre Freyheit zu thun. Dieser Brief war kaum an die Generalstaaten geschickt, als der Pater Johann Neyen, Generalcommissarius der Franciscaner, Befehl erhielt, nach den Niederlanden zu gehen. Dieser Ordensgeistliche war ein listiger Kopf, redete verschiedene Sprachen, und verstand sich auf die Hofstreiche besser, als es sich für einen Mann von seinem Stande schickt. Die Prinzen bedienen sich öfters gern bey kützlichen Unterhandlungen wenig bedeutender Männer, damit sie

die

die Freyheit haben, das Abgehandelte zu widerrufen, und diejenigen, die das Wort geführt haben, zu verwerfen, wenn die Vorschläge nicht gelungen sind.

Der Franciscaner begab sich demnach nach Holland, und hielt sich in einem Flecken bey Haag auf, bis er den Generalstaaten von seiner Ankunft Nachricht gegeben hätte. Einige Zeit darauf brachte er seinen Auftrag an, welcher enthielt, daß der Erzherzog nichts gegen die Generalstaaten unternehmen würde; daß er die Regierung, die Freyheit und die Religion in der alten Gestalt lassen, und sich nie an den Rechten, Privilegien und Immunitäten der vereinigten Provinzen vorgreifen wolle. Die Staaten antworteten, daß sie sich in keine Friedenshandlungen mit dem Erzherzoge einlassen könnten, wenn Se. Hoheit nicht vorher erklärten, daß Sie die vereinigten Provinzen als eine unabhängige Republik ansähen. Da es zu vermuthen war, daß der König in Spanien nie in eine seinem Nutzen so nachtheilige Erklärung willigen würde, und daß außerdem die Generalstaaten von ihren Anfoderungen nicht nachlassen würden, so ließ sich der Franciscaner mit den Holländern in nichts ein, sondern sagte, daß er dem Erzherzoge von ihren Gesinnungen einen getreuen Bericht abstatten wolle.

Der Pater Neyen gieng nach Brüssel, und kam hernach mit Briefen nach dem Haag wieder zurück, welche den Inhalt hatten, daß dem Erzherzoge nichts mehr am Herzen läge, als

durch

durch einen aufrichtigen und ewigen Frieden einen eben so langen als blutigen Krieg zu endigen. Man schlug, bis zu Schließung des Friedens, einen Waffenstillstand auf verschiedene Jahre vor, damit man auf beyden Theilen die nöthigen Vorbereitungen dazu machen könnte. Die Generalstaaten willigten in alle diese Vorschläge, und man gab allenthalben öffentliche Kennzeichen der Freude, welche die Nachricht von einem so unerwarteten Glücke verursachte.

Heinrich IV, König in Frankreich, der sich dieser wichtigen Sache sehr annahm, schickte von seiner Seite den Präsident von Dijon, Jeannin, den Paul Chouart de Büzenval, und den Elias de la Place de Rußi zu den Conferenzen ab. Diese drey Gesandte hatten, wenig Tage nach ihrer Ankunft, Audienz bey den Generalstaaten. Der Präsident Jeannin, der das Wort führte, sprach viel von den gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen, welche Frankreich und Holland einander gegeben hatten. Er beklagte sich hierauf ein wenig wegen der Uebereilung, womit die Staaten den Stillstand geschlossen hätten, ohne Se. allerchristlichste Majestät dabey zu Rathe zu ziehen; er gab aber zu gleicher Zeit zu verstehen, daß diese Uebereilung auf keine Weise den Eifer vermindern würde, den der König, sein Herr, den Holländern beyzustehen stets habe blicken lassen. Diese zeigten in sehr verbindlichen Ausdrücken, wie viel Erkenntlichkeit sie der Gnade eines so großen Königs schuldig wären, und

ernann-

ernannten sogleich einen Deputirten von jeder Provinz, daß sie sich mit den französischen Abgesandten wegen der Friedensartikel berathschlagen sollten.

Es kam unterdessen aus Madrid ein Genehmigungsschreiben an, in welchem der König in Spanien, der besten Form nach, alles billigte, was der Erzherzog und seine Gemahlinn, als Regenten, Herren und Eigenthümer von ganz Flandern, in Ansehung des Stillstandes zu bewilligen, für gut befunden hätten. Dieses Eigenthum der Niederlande, das man dem Erzherzoge zuerkannte, machte die Generalstaaten so aufrührisch, daß der König in Spanien genöthigt war, ein anderes Genehmigungsschreiben zu schicken. Dieses letztere war in folgenden Ausdrücken verfaßt: „Weil die durchlauchtigsten Erzherzoge ihr Wort gegeben haben, daß „sie von Uns ein Ratifications- Declarations- „und Einwilligungsschreiben, nach der Gestalt „und dem Inhalte dessen, das sie an die Ver„sammlung der Generalstaaten übergeben, ver„schaffen wollen: So willigen Wir, nach reif„licher und ernstlicher der Sachen Ueberlegung, „mit vorhergegangener Erkundigung, und mit Un„serm freyen Willen, kraft Unserer Gewalt und „königlichen Autorität, darein vollkommen, und „Wir wollen gern sehen, in so fern es Uns ange„het, wenn die durchlauchtigsten Erzherzoge al„les vollkommen erfüllen und in Ausübung brin„gen, was sie versprochen haben: Sie mögen „in Unserm Namen, und in dem Ihrigen an ei-

„nem

„nem Frieden arbeiten, einen Waffenstillstand, „oder Frieden, mit den Generalstaaten schließen, „die Wir für ein freyes Land, Provinz und Volk „erkennen, und worüber Wir Uns keine Rechte „ferner anmaßen.„ Das ist die Sprache, die Philipp III zu führen gezwungen wurde, gegen ein Volk, das so lange unter seiner, oder vielmehr seiner Vorfahren Herrschaft gestanden hatte. Dieses Beyspiel sollte allen Prinzen zur Warnung dienen, welche über ihre Unterthanen eine tyrannische Herrschaft ausüben wollen. Der König in Spanien, nachdem er sich auf die vorbemeldete Weise ausgedrückt hatte, erklärte dennoch, daß, wenn es zu keinem Frieden oder Stillstande kommen möchte, die Sachen im vorigen Stande bleiben sollten.

Die Generalstaaten berathschlagten sich über dieses neue Schreiben sowohl als über das erste. Nach einer ernstlichen Untersuchung und vielen Streitigkeiten wurde beschlossen, daß man zum Friedensschlusse schreiten wolle, wenn man sichs nur zum unverletzlichen Gesetze machte, diese Freyheit, welche die Staaten so viel Geld, Mühe und Schlachten gekostet habe, nach ihrem ganzen Umfange mit aller Macht zu unterstützen.

## Jahr 1609.

Die Holländer, die seit vierzig Jahren gekämpft hatten, um der Grausamkeit der Inquisition zu entgehen, und die sich mit dem Blute

vieler Millionen Menschen die Freyheit erkauften, schlossen endlich, da sie sich vom Gelde entblößt, und mit Schulden überhäuft sahen, einen Waffenstillstand mit Spanien, der ihnen überaus vortheilhaft war, und die Anschläge des Grafen Moritz von Nassau gänzlich über den Haufen warf. Dieser Prinz, der sich zum Herrn seines Vaterlandes machen wollte, sahe die Fortsetzung des Krieges als das einzige Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen, an. Moritz legte daher auch den Unterhandlungen tausend Schwierigkeiten in den Weg, und erfüllte England und Holland mit Schriften wider die Urheber und Beförderer dieses Tractats.

Der Stillstand wurde zu Antwerpen auf zwölf Jahre geschlossen, und Holland für einen freyen und unabhängigen Staat erkannt. Da dieser Stillstand den 9. April 1621. zu Ende gieng, so fieng sich der Krieg im folgenden Monat September mit Jülich wieder an, welches von den Spaniern belagert wurde; und von dieser Zeit an machten die Holländer verschiedene Bündnisse mit Frankreich, dessen Unterstützung ihnen unumgänglich nöthig war, gegen eine Nation, welche noch immer das Recht behaupten wollte, über sie zu herrschen, ob sie gleich dieselben für ein freyes und unabhängiges Volk erkannt hatte. Man kann sagen, daß es eigentlich die Franzosen waren, welche machten, daß Holland nicht wieder unter die spanische Herrschaft fiel. Was für Dienste leistete nicht Hein-

rich

rich IV den vereinigten Provinzen? Dieser Prinz hatte an dem zu Antwerpen geschlossenen Stillstande mehr Antheil, als irgend jemand, aller Staatsabsichten ungeachtet, die ihn bewegen konnten, den Krieg gegen eine Nation fortzusetzen, über die er sich mit großem Rechte beschweren konnte. Ludewig XIII und die Holländer schlossen im Jahr 1635. ein Offensiv- und Defensivbündniß. Im sechsten Artikel wurde gesagt, daß der Bruch zwischen den beyden Kronen Frankreich und Spanien so lange dauern sollte, bis die Spanier gänzlich aus den Niederlanden vertrieben wären, ohne daß der allerchristlichste König oder die Generalstaaten wegen eines Friedens oder Waffenstillstandes anders als gemeinschaftlich und mit beyderseitiger Einwilligung sich in Unterhandlung einlassen sollten. Der zehnte Artikel sagte, daß wenn die vereinigten Provinzen öffentlich mit dem Kaiser oder einem andern Prinzen vom österreichischen Hause brächen, der König in Frankreich gleichfalls gehalten seyn solle, mit ihnen zu brechen. Mit einem Worte, Frankreich und Holland verbanden sich durch verschiedene Tractate, daß sie einander beystehen wollten. Indeß schlossen doch die Holländer, den feyerlichsten Tractaten zuwider, im Jahre 1648. ihren Frieden mit Spanien besonders, und wälzten die ganze Last des Krieges auf die Franzosen. Die Erkenntlichkeit wurde bey dieser Gelegenheit, so wie bey verschiedenen andern, der Staatsklugheit aufgeopfert.

Durch den Stillstand zu Antwerpen wurde den Holländern erlaubt, nach Indien zu handeln; die Spanier verlangten aber, daß dieser Artikel des Tractats in allgemeinen und zweydeutigen Ausdrücken verfaßt werden sollte, um die Ehre des Königs in Spanien zu retten, und ihm Freyheit zu geben, bey Gelegenheit sagen zu können, er habe eine solche Erlaubniß den Holländern nie gegeben. Der Artikel, der die Handlung nach Indien betraf, war in folgenden Worten abgefaßt: „Die Unterthanen und Vasallen „der Generalstaaten sollen in allen Ländern, Pro„vinzen, Gebieten und Domainen des Königs „in Spanien und der Erzherzoge eben *die* Frey„heit und Rechte haben, die den Unterthanen „des Königs von Großbritannien, kraft des Frie„denstractats vom Jahre 1604. und den gehei„men Artikeln gemäß, die zu London mit dem „Dom Juan de Velasco, Connetabel von „Castilien, verabredet und geschlossen worden, „zugestanden sind.„ In dem Friedenstractate aber, den die Generalstaaten zu Münster *mit* dem Grafen von Pegneranda, spanischen Bevollmächtigten, schlossen, wurde ihnen *in* deutlichen und bestimmten Ausdrücken die Schiffarth nach Ost- und Westindien zugestanden.

Der Graf von Pegneranda war es, der im Jahre 1648. die Holländer von der französischen Parthey abwendig machte, und sie zu einem geheimen Frieden mit Spanien vermochte, ohne den allerchristlichsten König, dem sie so viel Verbind-

lichkeit

lichkeit schuldig waren, mit darunter zu begreifen. Dieser geheime Tractat wurde durch den Hadrian Paw und Johann van Knuyt, den beyden verschlagensten Köpfen ihres Landes, geschlossen. Sie waren die vornehmsten Urheber des Bruchs zwischen den Kronen Frankreich und Spanien gewesen, und es scheint, daß sie sich des französischen Bündnisses und der französischen Waffen nur bedient hatten, um sich auf Kosten derselben bessere Bedingungen bey den Spaniern zu verschaffen. Die Holländer waren bey dieser Gelegenheit gar nicht willens, ehrlich zu handeln; denn an eben dem Tage, da ihr Tractat mit Spanien geschlossen wurde, hatte Knuyt, welcher der zweyte Abgesandte der vereinigten Provinzen war, nebst zween seiner Collegen, den französischen Bevollmächtigten gegen acht Uhr des Abends die Visite gegeben, und ausdrücklich versprochen, nichts zu schließen; dem ohngeachtet hatten sie sich sogleich zum Grafen von Pegneranda begeben, und den Tractat unterzeichnet. Auf diese Weise zerriß der spanische Bevollmächtigte alle Maaßregeln des Cardinals Mazarin, da er die Holländer zur Annehmung eines Particularfriedens beredete. Der Cardinal schrieb einen Brief an den Pegneranda, in welchem er sich folgender Gestalt ausdrückt: „Ew. Excellenz sind einer der größten Minister, „den die Krone Spanien anjezt hat. Sie haben „dem Könige, ihrem Herrn, durch den Frieden „mit Holland den wichtigsten Dienst geleistet, „den er von einem seiner Unterthanen erwarten

„konnte. Sie haben sich einen großen Ruhm „erworben, daß Sie so geschickt von Frankreich „Bundesverwandte haben abwendig machen „können, die ihm so sehr ergeben und verpflich„tet waren, deren Vortheile auch, wenn man als „ein Staatskluger davon urtheilt, nie von dem„selben getrennt werden durften. Sie haben „Ihre Klugheit gezeigt, indem Sie alles aufge„opfert haben, um das Band dieser beyden Völ„ker zu zerreißen.„

Der Tractat, den Holland mit Spanien schloß, war mehr eine Wirkung der Furcht und der Eifersucht der Generalstaaten, als eines überlegten Vorsatzes mit Frankreich zu brechen. Um davon zu urtheilen, muß man wissen, daß der Cardinal Mazarin noch bey Lebzeiten des Prinzen von Spanien, bey der Versammlung zu Münster eine Vermählung des Königs, seines Herrn, mit der Infante von Spanien hatte in Vorschlag bringen lassen, mit der Bedingung, daß diese Prinzeßinn die gesammten Niederlande zur Mitgabe bekommen sollte. Der Cardinal sahe wohl ein, daß die Spanier diesen Vorschlag nicht annehmen würden; er wollte aber dadurch die Holländer in Furcht erhalten, und sie nöthigen, sich noch genauer mit der Krone Frankreich zu verbinden. Da der Prinz von Spanien im Jahre 1646. gestorben war, so bediente sich Pegneranda geschickt des vom Cardinal Mazarin geschehenen Vorschlags, und beredete die Bevollmächtigten der Generalstaaten, daß er den Auftrag habe, die Vermählung der Infante mit

Sr.

Sr. allerchristlichsten Majestät zu Stande zu bringen; indem, wie er sagte, der König in Spanien lieber seinen Reichen, durch einen rühmlichen Frieden, die Ruhe wiedergeben, als sich dem Nachtheile aussetzen wolle, die Niederlande, durch eine längere Fortsetzung des Krieges, zu verlieren. Ganz Holland gerieth in Unruhe, als sich diese Nachricht ausbreitete. Der Herr von Estrades, französischer Abgesandter, und alle Franzosen, die sich damals im Lande befanden, liefen Gefahr, vom Pöbel ermordet zu werden; so sehr hatte die Furcht, unter französische Herrschaft zu fallen, diese Republicaner aufrührisch gemacht, welche wohl einsahen, daß, da die sieben vereinigten Provinzen einen Theil der Niederlande ausmachten, der König in Frankreich in alle Rechte der Spanier träte, wenn er die Infante von Spanien heyrathete. Die Generalstaaten befahlen demnach, ohne weitere Ueberlegung, ihren Abgeordneten, den Frieden mit Spanien unverzüglich zu schließen.

Frankreich rächte sich bald deswegen. Der Graf von Servien, der allein Bevollmächtigter zu Münster blieb, suchte den Kaiser von der spanischen Parthey abzuziehen, und griff diese Sache so listig an, daß acht Monate nach dem Tractate der Holländer, er einen andern mit dem Kaiser und den Ständen des Reichs zu Stande brachte, von welchem der König in Spanien, und der Herzog Carl von Lothringen, ihr Alliirter, ausgeschlossen war. Der Cardinal Mazarin

nahm daher Gelegenheit, mit dem Grafen de Pegneranda zu scherzen: „Gestehen Sie nun, „mein Herr, „schrieb er an ihn, „daß, wenn „Sie uns in dem Tractate mit Holland für eine „Null angesehen haben, wir in Ansehung des „Friedens, den wir mit Deutschland geschlossen „haben, ohne Sie darinn zu begreifen, uns auf „die Zahlen noch besser verstehen?„ Es war in der That weit schwerer, den Kaiser vom Könige in Spanien abzusondern, welche durch Blutsfreundschaft und ein gemeinschaftliches Staatsinteresse mit einander verbunden waren, als die Holländer von Frankreich zu trennen, dem sie weiter durch nichts verbindlich waren, als durch die Bande eines Eides und der Erkenntlichkeit: und dieses um soviel mehr, da der Kaiser Ursache hatte, den König in Spanien zu schonen, der sich ohne männliche Erben befand, damit er einst die Erbfolge von ihm bekäme.

Ich will diese Staatsveränderung in den Niederlanden mit der Erzählung einer sonderbaren Begebenheit beschließen, welche dieses Land angeht.

Um die Zeit der Kreuzzüge, ums Jahr 1225. wurde Balduin, Graf von Flandern, zum Kaiser im Orient erwählt. Er genoß diese neue Würde nicht lange. Er belagerte, ein Jahr nach seiner Erhebung zum Kaiserthume, die Stadt Adrianopel. Er wurde überfallen, geschlagen, und vermuthlich gar ums Leben gebracht, indem man nie erfahren können, wo er

hin-

hingekommen. Nach zwanzig Jahren kam in Flandern ein Mensch zum Vorschein, der sich für diesen Kaiser ausgab, den man schon so lange todt geglaubt hatte. Johanna, die älteste Tochter Balduins, war ihrem Vater in den Grafschaften Flandern und Hennegau gefolgt. Diese Prinzeßinn hatte verschiedene Kriege zu führen gehabt, und ihr Gemahl war in der Schlacht bey Bouvines gefangen genommen, und im Schlosse des Louvre zu Paris eingesperrt worden, weil er die Waffen gegen den König Philipp August ergriffen hatte. Der Betrüger, von dem ich jetzt rede, zeigte sich zuerst im Hennegau, allwo er sehr wohl aufgenommen wurde, weil die Einwohner dieses Landes sehr ungern unter der Herrschaft einer Frau standen, und lieber einen kriegerischen Prinzen an ihrer Spitze gesehen hätten. Die Einwohner von Flandern nahmen anfänglich den vorgeblichen Balduin nicht so wohl auf: sie ließen ihn unter keiner andern Bedingung ins Land, als daß er mit wenig Leuten käme; sie wollten ihn auch eben so wenig für ihren Grafen, als für den griechischen Kaiser erkennen.

Es gab sich dieser Betrüger ein sehr majestätisches Ansehen, um sich beym Volke Ehrerbietung zu erwerben. Die Gräfinn Johanna wollte ihn gar nicht sehen: man rieth ihr aber, ihn gerichtlich verhören zu lassen. Er wurde gefodert, und man suchte ihn durch mancherley Fragen in Verlegenheit zu bringen: „Wenn „es wahr ist,„ sagte man zu ihm, „daß Ihr

„der wahre Balduin seyd, und Euch nicht bloß
„den Titel eines morgenländischen Kaisers fälsch-
„lich beylegt, warum habt Ihr Eure Unter-
„thanen zu Constantinopel verlassen? Schickt
„es sich, daß Ihr von ihnen gehet, da sie jetzt in
„der allerschlechtesten Verfassung sind, und Eu-
„res Beystandes am meisten bedürfen? Erinnert
„Ihr Euch nicht mehr der Verpflichtungen, die
„Ihr so viel tapfern Generalen schuldig seyd,
„welche Euch die kaiserliche Krone aufs Haupt
„gesetzt haben, und die Ihr der Wuth der bar-
„barischen Nationen bloßgestellt seyn lasset?
„Wenn Ihr auch der wahre Balduin wäret,
„so würde Eure Aufführung uns doch verhin-
„dern, Euch zu erkennen; wir würden Euch für
„nichts anders, als einen Betrüger ansehen kön-
„nen. Denn wie können wir glauben, daß
„Balduin, der ehemals unser Herr war, auf
„einmal sich des Reichs entschlagen habe, gleich
„als ob er sich nicht fähig gehalten hätte, diese
„schwere Bürde zu tragen? Man hat Euch
„seit zwanzig Jahren todt geglaubt. Was hat-
„tet Ihr für Ursache, uns zu verbergen, daß
„Ihr noch lebtet? Und warum habt Ihr Euch
„so lange nicht sehen lassen? Warum seyd
„Ihr nicht zu den Zeiten Philipp Augusts
„wiedergekommen, der Euch entweder der Be-
„trügerey hätte überführen, oder für seinen
„Schwager erkennen können? In welcher Wü-
„steney habt Ihr gesteckt, um der ganzen Erde
„verborgen zu bleiben, nachdem Ihr eine so glän-
„zende Rolle gespielt hattet? Gestehet aufrich-
„tig, wenn Ihr an unserer Stelle wäret, würdet

„Ihr wohl den Worten eines Mannes glauben, „der nach einer so langen Zeit käme, und zu „Euch sagte: Ich bin der Kaiser Balduin? „Es ist nicht das erstemal, wie Ihr wißt, daß „man Landstreicher unter dem angenommenen „Namen und Titel von Königen und Kaisern „hat auftreten gesehen. Flandern und Henne„gau haben seit der Abreise des wahren Bal„duin viel zu erleiden gehabt. Habt Ihr uns „in unserm Unglücke beygestanden? Und doch „verlangt Ihr, daß wir Euch für unsern Herrn „erkennen sollen, nachdem Ihr uns niederträch„tiger Weise zu einer Zeit verlassen habt, da „wir Eure Hülfe am meisten bedurften.„

Der Betrüger hörte diese Rede mit vieler Gelassenheit an: aber anstatt auf alle die Fragen zu antworten, die man an ihn that, beschwerte er sich über das Verfahren gegen ihn: „Ich habe, „sagte er, „ bey meinen Feinden „mehr Menschlichkeit gefunden, als bey meinen „Unterthanen. Nachdem ich bey Adrianopel „war geschlagen, und zum Gefangenen gemacht „worden, begegneten mir die Ueberwinder mit „aller einem Prinzen und Kaiser schuldigen Ach„tung. Ich habe zwanzig Jahre unter ihnen „so vergnügt gelebt, als immer ein Mensch nur „leben kann, der seine Freyheit verlohren hat. „Ich bin meinem Gefängnisse entgangen, aber „von andern Barbaren gefangen genommen „worden, welche, da sie mich nicht kannten, „mich nach Asien geführt, und mir als einem „elenden Sclaven begegnet haben. Ich habe „mit

„mit diesen Händen, die gewohnt sind den „Scepter zu tragen, den Pflug führen, und das „Feld bauen müssen. Während daß ich mit „diesen niedrigen Verrichtungen beschäfftigt war, „riefen mich einige deutsche Kaufleute, die an „dem Orte, wo ich arbeitete, vorbey reiseten, „und thaten verschiedene Fragen an mich. Ich „sagte ihnen, wer ich wäre, und erzählte ihnen „meine traurigen Begebenheiten; sie wurden „von meinem Schicksale gerührt, und kauften „mich mit einer mäßigen Summe los. Nach„dem ich mich nun frey gesehen habe, bin ich „geeilt, in meine Staaten zu kommen. Ich „vermuthete nicht, daß man mich daselbst für „einen Betrüger ansehen würde; vielmehr „glaubte ich, daß man sich freuen würde, einen „Prinzen wieder zu sehen, der ehemals sein Land „so blühend gemacht hatte. Undankbare Unter„thanen! ist es das, was ich von Euch, nach „allen Wohlthaten, womit ich Euch ehemals „überhäuft, zu gewarten habe? Ich wundere „mich nicht, daß Flandern, seit meiner Abwe„senheit, so viel Ungemach zu erdulden gehabt „hat: mein Volk ist von der Tugend seiner Vor„fahren abtrünnig worden, und hat sich des „Schutzes des Himmels unwürdig gemacht.„

Der falsche Balduin würde ihnen in diesem Tone noch mehr Vorwürfe gemacht haben, wenn der Großschatzmeister, der den Vorsitz bey diesem Gerichte führte, ihn nicht unterbrochen, und die Versammlung aufgehoben hätte, indem er sagte, daß man in einer so wichtigen Sache

nichts

nichts beschließen könne, ohne die Absichten ihrer Beherrscherinn zu wissen.

Die Prinzessinn Johanna konnte nicht zweifeln, daß ihr Vater tod sey. Sie hatte einige Vertraute nach Griechenland geschickt, welche die Nachricht zurück brachten, daß Balduin, nachdem er von dem Könige der Bulgarn gefangen genommen, auf Befehl desselben in ein tiefes Gefängniß sey gesteckt worden, wo man ihn mit Ketten belegt, und auf eine grausame Weise umgebracht habe. Die Gräfinn, die seit so langer Zeit gewohnt war zu herrschen, fürchtete sich genöthigt zu sehen, die Oberherrschaft in die Hände eines Mannes zu übergeben, den sie als einen Betrüger ansahe. Sie beschloß demnach alle Mittel anzuwenden, um hinter seine Betrügerey zu kommen. Ein Theil des Adels erkannte indeß den erdichteten Balduin für den Grafen von Flandern und Kaiser im Orient. Er gieng wie ein Armenianer gekleidet, und trug einen langen verworrenen Bart. Das gemeine Volk glaubte gleichfalls seinem Vorgeben, da es sahe, daß dieser Mann das Land sehr gut kannte, und viel Aehnliches mit dem Balduin hatte. Es fand dieser Betrüger so viel Unterstützung, daß er sich der Gräfinn Johanna zu bemächtigen suchte; und es fehlte nicht viel, daß er sie nicht einmal bald in seine Hände bekommen hätte. Nachdem diese Prinzessinn für ihre Sicherheit gesorgt hatte, schickte sie Abgesandte an Ludewig VIII, den König in Frankreich, und ließ ihn bitten, die Sache

zu untersuchen. Der französische Monarch ließ den vorgegebenen Balduin zu sich nach Compiegne rufen. Der Betrüger begab sich in Begleitung verschiedener Personen von Stande dahin. Als er vor dem Könige erschien, begrüßte er ihn auf eine sehr stolze Art: „Ich weiß „nicht, „sagte Ludewig VIII, „ auf was für „Art ich Euch diesen Gruß erwiedern, oder „was für einen Titel ich Euch geben soll. Bal„duin war mein Onkel, und ein sehr ehrwürdi„ger Prinz. Ich habe seinen Tod als Jüng„ling beweint. Sein Bruder Heinrich und „seine Tochter Johanna sind ihm nachge„folgt, der eine im Reiche, die andere in der „Grafschaft Flandern, welches ein Lehn von mei„ner Krone ist. Ich wünschte, daß dieser mir „schätzbare Anverwandte noch lebte; aber wir „haben zu sichere Beweise, daß er tod ist. „Ihr, der Ihr dieser Balduin seyn wollet, wie „könnet Ihr es beweisen? Ich habe nur eine „kleine Anzahl Fragen an Euch zu thun, und „Ihr sollt Euer eigener Richter seyn. Antwor„tet demnach auf die verschiedenen Artikel, die „ich Euch vorlege. Hat der König Philipp, „mein Vater, Euch als seinen Vasallen ange„sehen, und hat er Euch mit der Grafschaft „Flandern belehnt? An welchem Orte, zu wel„cher Zeit, auf was für Art, vor was für Zeu„gen, und bey welchem Orden hat er Euch zum „Ritter geschlagen? Was für eine Gemahlinn „hattet Ihr in Frankreich geheyrathet? Wer „sind die Unterhändler der Heyrath gewesen?

„An

„An welchem Orte, und mit was für Cärimo„nien ist sie vollzogen worden? Der wahre „Balduin muß alle diese Dinge wissen.„

Der Betrüger wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Unterdessen scheinen doch alle diese Fragen keine großen Schwierigkeiten zu haben. Er hätte doch wenigstens den Namen der Prinzessinn wissen sollen, welche Balduin geheyrathet hatte. War es wohl schwer zu wissen, an welchem Orte, und mit was für Gebräuchen diese Heyrath vollzogen wurde? Ein geschickter Betrüger würde sich eben so leicht in Ansehung der andern Fragen durchgeholfen haben: aber dieser schien seine Rolle sehr schlecht studirt zu haben. Als er aber, um auf diese Fragen zu antworten, Zeit haben wollte, wurde man vollkommen überzeugt, daß er ein Betrüger sey. Der König befahl ihm daher, sich binnen drey Tagen aus seinem Reiche zu entfernen.

Da der erdichtete Balduin sahe, daß seine Betrügerey verrathen sey, begab er sich anfänglich nach Valenciennes. Da er sich auch in dieser Stadt nicht sicher glaubte, verkleidete er sich, um nach Burgund zu flüchten, wo er seine Sachen wieder in Ordnung zu bringen hoffte: man trachtete ihm aber überall so nach, daß er unterwegens aufgefangen wurde. Er fiel einem burgundischen Edelmanne, Namens Castenac, in die Hände, der ihn an die Gräfinn von Flandern für 400 Mark Silbers auslieferte. Sobald die Prinzessinn diesen Betrüger in ihrer

Gewalt hatte, ließ sie ihn auf die Tortur bringen, und zwang ihn, seine Schelmerey zu gestehen. Man erfuhr, daß er aus Champagne war, mit Namen Bertrand de Rans hieß, und ein Einsiedler in den valenciennischen Wäldern gewesen war. Er hatte gehört, daß die Unterthanen in Flandern der weiblichen Regierung müde wären, und immer sagten: Ach! wenn unser lieber Prinz wieder käme, was für Veränderungen würde er im Lande finden! Er hatte darauf geantwortet: Wisset ihr denn, ob der Prinz, den ihr bedauert, nachdem er seine Ketten zerbrochen, nicht bald wieder in seine Staaten kommen könne. Diese Worte machten den flandrischen Einwohnern viel Vergnügen; sie betrachteten denjenigen genau, der ihnen mit einer so angenehmen Hoffnung schmeichelte, und glaubten, daß der Einsiedler wohl ihr alter Herr seyn könnte.

Das Gerücht breitete sich durch ganz Flandern aus, daß Balduin noch lebte, und alles kam, ihn in seiner Einsiedeley zu sehen. Man begegnete ihm als einem Prinzen, und gab ihm Geld, um ihn in den Stand zu setzen, sich mit einer seinem Range anständigen Pracht sehen zu lassen. Er machte sich die Leichtgläubigkeit des Volks zu Nutze, und wollte versuchen, ihr Herr zu werden. Das war das Geständniß, das er unter der Marter ablegte. Um ihn seiner Betrügerey wegen zu bestrafen, band man ihn auf eine Schleife, und führte ihn in allen flandrischen Städten herum; endlich wurde er zu Lille gehangen.

Dieser

Dieser Betrüger hatte die Einwohner von Flandern so eingenommen, daß die meisten dabey blieben, er wäre wirklich der Graf Balduin, und seine Tochter habe ihn lieber wollen hängen lassen, als ihm seine Staaten wieder geben. Man giebt vor, er habe, da man ihn zum Tode führte, offenbart, daß die Prinzessinn Johanna an demjenigen Theile des Leibes, den die Schamhaftigkeit zu zeigen verbietet, ein gewisses Zeichen habe, und daß von diesem Zeichen außer ihm, seiner Gemahlinn und der Amme der Prinzessinn niemand etwas erfahren habe. Da nun die Amme seit langer Zeit tod war, so konnte man nicht glauben, daß der Betrüger dieses Geheimniß von ihr erfahren habe, und man schloß daraus, daß er der wahrhafte Balduin sey. Man sagt, daß die Prinzessinn selbst davon so überzeugt geworden, daß sie, wegen des begangenen Vatermordes vom Himmel Vergebung zu erhalten, zu Lille in Flandern ein großes Spital habe bauen lassen, welches man das Gräfinnenspital nannte, allwo man allenthalben auf eine sehr ausdrückende Art die Ursache der Stiftung vorstellte: denn man sahe auf den Fensterscheiben, an den Mauern, auf den Vorhängen der Betten, auf den Schüsseln, Tellern, Servietten, kurz auf allen Geräthschaften nichts als Galgen. Ganz Europa nahm daher Gelegenheit zu zweifeln, ob der, den die Gräfinn von Flandern hatte hängen lassen, auch wirklich ein Betrüger gewesen sey.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

# Verschwörung wider den Herzog von Farnese.

Da man den Prinzen von Parma noch in frischem Andenken haben wird, der während dem Kriege in den Niederlanden eine so große Rolle spielte, so glaube ich, daß ich die folgende Verschwörung, die wider den Vater dieses Prinzen angesponnen wurde, nirgends besser, als allhier anbringen könne.

Der Pabst Paul III, der auf nichts als die Erhebung seiner Familie bedacht war, hatte seinen Sohn Peter Ludewig von Farnese zum Herzoge von Parma und Placenz gemacht, und also vom Gebiete der Kirche diese beyden Städte abgesondert, welche die Franzosen im Jahre 1547 der Herrschaft des römischen Bischofs unterworfen hatten. Um die Lücke wieder zu füllen, verknüpfte dagegen der Pabst mit dem heil. Stuhle, in der Gestalt eines Tausches, das Fürstenthum Camerino und die Herrschaft Nepi, die er seinem Enkel, Octavius, gegeben hatte, als er Margarethen von Oesterreich, die natürliche Tochter des Kaisers, heyrathete. Paul III befahl auch, daß alle Jahre acht tausend Thaler Pension für den Herzog von Parma und Placenz an die apostolische Kammer bezahlt

zahlt werden sollten. Alles dieses gieng nicht ohne Widerspruch ab: denn der Cardinal Trani, der ein Mann von großem Ansehen war, widersetzte sich mit Heftigkeit, indem er sich durch diesen scheinbaren Eifer die Zuneigung der andern Cardinäle verdienen wollte, um mit der Zeit zur päbstlichen Würde erhoben zu werden. Ardinghello, der den römischen Purpur seit kurzem erhalten hatte, und dem Pabste seine Erkenntlichkeit dafür bezeigen wollte, begünstigte dagegen, so viel in seinem Vermögen stand, die Unternehmungen Pauls III, und half sie getreulich ausführen.

Diese Anstalten misfielen dem Kaiser Carln V, welcher behauptete, daß die Städte Parma und Placenz vom Herzogthume Meiland abhiengen. Margaretha von Oesterreich schien sehr misvergnügt, daß man ihr Camerino und Nepi nahm, welches sie und ihr Gemahl Ottavio besaßen, und zwar um einen Tausch zu treffen, der niemanden vortheilhaft war, als dem Peter Ludewig Farnese. Es sollte zwar nach dem Tode desselben Parma und Placenz an seinen Sohn Ottavio fallen; aber man ziehet doch insgemein einen wirklichen Genuß entfernten Hoffnungen vor.

Der Kaiser fieng an den Peter Ludewig Farnese für sehr verdächtig zu halten, weil er an der Verschwörung zu Genua Antheil gehabt hatte. Er trauete dem Pabste eben so wenig, den man, und zwar nicht ohne Grund, im Verdachte hatte, daß er sich Meister von Siena zu

machen suche: er wollte daher das nicht genehmigen, was Paul III für den Peter Ludewig Farnese gethan hatte; er ließ vielmehr dem Pabste sagen, daß, wenn Parma und Placenz der Kirche gehörten, der Pabst sich darüber nicht freye Gewalt anmaßen könnte, und daß, wenn diese beyden Städte vom Reiche abhiengen, es nicht in seiner Gewalt stünde, sie zum Nachtheile der kaiserlichen Würde zu veräußern. Diese Verweigerung verdroß Pauln III gewaltig. Um sich zu rächen, rief er seinen Enkel Ottavio zurück, und dachte weiter auf nichts, als die Gewalt des Kaisers in Italien zu vermindern. Er wiegelte die Venetianer wider diesen Prinzen auf, machte ein Bündniß mit Heinrich II, Könige in Frankreich, und erklärte sich öffentlich für einen Feind des Kaisers. Um diese Zeit geschahe es, daß der Herzog Urban Guidobaldo die Enkelinn des Pabstes, Victoria Farnese, zu seiner zweyten Gemahlinn nahm. Als man den Pabst Paul III durch dieses Bündniß unterstützt sahe, vermuthete man so gleich, daß die Farnesen nicht lange ruhig bleiben, sondern sich an allen denen zu rächen suchen würden, von denen sie beleidigt zu seyn glaubten, oder daß sie nun durch neue Eroberungen an ihrer Vergrößerung arbeiten würden.

Die Farnesen verriethen ihre Absichten gar bald, denn der Kaiser, der in Sorgen war, daß die Stadt Siena überrumpelt werden möchte, und eine Besatzung hinein legen wollte, wurde

durch den Pabst daran verhindert. Indeß nahmen doch die Einwohner zu Siena, nach vielen Schwierigkeiten, den Diego Urtado von Mendosa mit kaiserlichen Truppen ein, und zwar auf Ansuchen des Herzogs von Florenz, Cosmus de Medicis, welcher hoffte, daß die Stadt, wenn die Kaiserlichen einmal Meister davon wären, mit der Zeit in seine Hände gerathen könnte. Wir wollen hier die Ursache des Zwiespalts zwischen dem Pabste, dem Kaiser und dem Herzoge von Parma erzählen, wozu man noch das besondere Misvergnügen des Ferdinand von Gonzaga, Gouverneurs von Meiland, rechnen kann, welcher sich darüber beklagte, daß der Pabst ihm einen Theil seiner Güter entzogen, und Peter Ludewig Farnese sich mit Gewalt einiger Schlösser bemächtigt habe, welche das Haus Gonzaga seit langer Zeit besessen hatte.

Kaum war der Sohn Pauls III in die Herzogthümer Parma und Placenz eingesetzt, als er sich seinen Unterthanen, und besonders dem Adel verhaßt machte. Dieser Prinz überließ sich unverschämt den schmuzigsten Ausschweifungen, und liebte nichts so sehr, als die Vergnügen, vor denen die Natur selbst Abscheu hat. Man begreift leicht, daß die Einwohner von Parma und Placenz einen Prinzen, der solcher Ausschweifungen fähig war, nicht anders als mit Abscheu ansehen konnten. Was aber die Edeln des Landes am meisten verdroß, war die wenige Achtung, die man gegen sie bezeugte, da doch der Prinz durch alle Arten von gütiger Be-

 gegnung

gegnung die Gunst des niedrigsten Pöbels zu gewinnen suchte.

Man beschloß, sich ein Ungeheuer vom Halse zu schaffen, welches die Menschheit verunehrte. Der Graf Johann von Anguisciola war der Urheber der Verschwörung. Seine Standhaftigkeit und Klugheit halfen ihm alle Hindernisse übersteigen, die sich insgemein bey dergleichen Unternehmungen hervor thun. Der erste, dem er sein Vorhaben entdeckte, war Camillus, der Sohn des Scipio Pallavicini. Sie überlegten mit einander, was für Personen zur Ausführung ihres Vorhabens geschickt wären. Augustin Lando, Graf von Campiano, Johann Ludewig Gonfalonieri, Alexander und Hieronymus Pallavicini, Brüder des Camillus, wurden würdig geachtet, unter die Zahl der Verschwornen aufgenommen zu werden. Ferdinand von Gonzaga trat der Verschwörung gleichfalls bey, und gab dem Kaiser von dem, was vorgieng, Nachricht. Man sagt, daß Carl V in alles gewilligt habe, ausgenommen die Ermordung des Prinzen: aber allem Anscheine nach erlaubte er seinen Eidam ums Leben zu bringen; denn es wäre zu viel gewagt gewesen, wenn man ein solches Unternehmen wider seinen Willen hätte ausführen wollen.

Dem Herzoge von Parma wurde hinterbracht, daß eine Verschwörung wider ihn auf dem Tapete sey. Der Pabst, sein Vater, der sehr viel auf die Weißagungen aus dem Gestirne hielt, warnte ihn, daß er sich den zehnten Septem-

September in Acht nehmen sollte, weil ihn die Gestirne an diesem Tage mit einem großen Unglück bedroheten. Farnese verachtete anfänglich alle diese Warnungen. Indeß hatten ihm einige seiner Freunde aus Cremona geschrieben, daß man ihm nach dem Leben trachtete, und daß sie ihm die Verschwornen mit Namen nennen wollten, wenn er einen Mann an sie schicken würde, auf den man sich verlassen könnte. Diese Nachricht beschleunigte die Stunde seines Todes: denn er fieng an, einige Unruhe blicken zu lassen, und ließ den Grafen von Villa Chiara nach Cremona reisen, um sich nach den Umständen der Verschwörung zu erkundigen. Er ließ zu gleicher Zeit dem Generale seiner Truppen, Alexander de Terni, sagen, daß er sich einer wichtigen Angelegenheit wegen zu ihm verfügen sollte. Die Verschwornen, die von allen diesen Dingen benachrichtigt wurden, sahen, daß es Zeit sey, Hand ans Werk zu legen. Sie begaben sich nach der Citadelle zu Placenz, allwo der Prinz wohnte, und als sie den bequemen Augenblick zur Ausführung ersahen, schoß der Graf Lando eine Pistole los, welches das verabredete Zeichen war. Die Brücke wurde sogleich aufgezogen; man ermordete ohne Mühe die Wache, die am Thore stand. Einige deutsche Soldaten, die sich im Saale einen Zeitvertreib mit Spielen machten, wurden in Stücken gehauen. Der Graf von Anguisciola drang hierauf in das Zimmer des Prinzen ein, welcher sich verschlossen hatte, und ohne Waffen war;

er stach ihn mit einem Dolche nieder, und nachdem dieses geschehen war, kam Hieronymus Pallavicini, der mit einem Trupp auserlesener Leute in der Stadt geblieben war, um sogleich Befehle zu geben, wenn sich etwas neues erheben sollte, in die Citadelle, um sich mit seinen Gesellschaftern wieder zu vereinigen. Man schloß die Thore zu, und löste drey Canonen, um den Ferdinand von Gonzaga, welcher mit Truppen außerhalb der Stadt war, zu benachrichtigen, daß das Unternehmen glücklich abgelaufen sey.

Das Volk, welches noch nicht wußte, was vorgegangen war, lief haufenweise nach der Citadelle. Die Verschwornen legten sich in die Fenster, und riefen aus, daß sie den Tyrannen getödtet, und dem Vaterlande seine Freyheit wieder gegeben hätten. Sie banden den todten Körper mit Ketten, und nachdem sie ihn eine Zeit lang hin und her geworfen hatten, stürzten sie ihn hinab in den Graben. Er blieb vier Tage lang liegen; man that ihm alle Arten von Schimpf an, und begrub ihn nicht eher, als bis die Verschwornen sich mit dem Vergnügen gesättigt hatten, das die Rache bey dergleichen Gelegenheiten gewährt. Diese Begebenheit veranlaßte nicht die geringste Unruhe in der Stadt, und niemand bedauerte den Tyrannen, ausgenommen vielleicht der Pabst, welcher nichts anders erwartete, als daß sein Sohn auf eine gewaltsame Weise ums Leben kommen würde.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

# Verschwörung des Zuski gegen den falschen Demetrius.

Johann Basilides, der mit seiner tyrannischen Regierung Rußland acht und vierzig Jahre plagte, hinterließ bey seinem Sterben zween Söhne, deren der eine Demetrius, der andere Födor hieß. Der älteste folgte seinem Vater nach. Da man sich aber von seiner Fähigkeit nicht große Begriffe machte, so trug man die Regierung dem Boriz Gudenow, dem Schwager des jungen Czaars, auf. Dieser machte sich die Moscowiter so geneigt, daß man öffentlich sagte, er verdiene den beyden Prinzen zu folgen, im Fall sie mit Tode abgehen sollten. Man sahe die Folgen einer solchen Rede nicht ein: das hieß dem Gudenow einen Dolch in die Hände geben, um damit das Herz seines Herrn zu durchbohren. Es währte auch nicht lange, so verrieth er seine stolzen Absichten. Demetrius ward das erste Opfer: er schaffte sich denselben durch Hülfe eines Edelmanns von seinem Hofe, dem er die größten Belohnungen versprach, vom Halse. Gudenow aber, anstatt ihm sein Wort zu halten, ließ ihn umbringen, sobald er von Uglitz zurück kam, allwo der Mord geschehen war. Nicht genung, daß er die Hände in das Blut seines Königs getaucht

hatte, sondern er ließ auch die Stadt Moscau an verschiedenen Orten anzünden, damit die Einwohner dieser großen Stadt mehr mit ihren persönlichen Angelegenheiten, als mit dem gemeinen Besten beschäfftigt wären. Indeß stellte er sich doch, als ob er durch den Tod des Demetrius empfindlich gerührt wäre. Man stellte auf seinen Befehl scharfe Untersuchungen, und sehr strenge Executionen unter den Bürgern zu Uglitz an; man schleifte ihr Schloß, gleich als ob es ein Aufenthalt der Mörder gewesen wäre.

Der ungetreue Boriz hatte nur noch eine einzige Mauer niederzureißen, um sich den Weg zum Throne zu bahnen. Er wollte sich indeß mit der Beyseitschaffung des **Födors**, der ihm die Sorge der Regierung ohnedem ganz überließ, nicht übereilen. Nach einer Regierung von einigen Jahren fiel der junge Czaar unvermuthet in eine Krankheit, und starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Man bot damals dem Boriz Gudenow die Krone an; er stellte sich aber, als ob er sie nicht annehmen wollte, und schien endlich nur den inständigen Bitten seiner Freunde nachzugeben. Durch diese verstellte Weigerung wollte er ohne Zweifel den Verdacht von sich ablehnen, den man wegen des Todes der beyden jungen Prinzen wider ihn gefaßt hatte.

Unter der Regierung dieses Boriz kam der Betrüger zum Vorschein, dessen Geschichte ich jetzt beschreiben will. Er war von Gerislaw, und hieß **Griska Utropeia**. Seine Eltern, die

die von Adel, aber arm waren, zwangen ihn ein Mönch zu werden, weil sie große Neigung zu einem lüderlichen Leben bey ihm verspührten. Er trat in den Orden des heil. Basilius, bey welchem er auch einige Jahre blieb. Ein Mönch aus eben dem Kloster, der den Griska als einen wohlgebildeten und viel Verstand habenden Menschen sahe, glaubte, daß dergleichen Eigenschaften nicht in einem Kloster vergraben bleiben müßten. Er ließ sich einfallen, seinen jungen Mitbruder auf den Thron zu erheben, in Hoffnung ohne Zweifel, daß er eines Tages selbst eine große Figur am Hofe machen könnte. Nachdem der alte Mönch dem jungen Griska allen nöthigen Unterricht, in Ansehung der Rolle, die er spielen sollte, gegeben hatte, ließ er ihn aus dem Kloster Abschied nehmen, und schickte ihn nach Litthauen zu einem vornehmen Herrn, Namens Adam Wenewetski, in Dienste. Da dieser sich eines Tages wider seinen neuen Bedienten erzürnt hatte, nannte er ihn mit einem schimpflichen Namen, den man nur Leuten von unehrlicher Geburt geben kann, und begleitete noch diese Grobheit mit einer schlimmen Begegnung. Griska fieng an zu weinen, und sagte, daß man ihm nicht so begegnen würde, wenn man wüßte, wer er wäre. Und wer bist du denn? fragte ihn sein Herr. „Ich bin,„ antwortete der junge Moscowit, „ich bin der Sohn „des Czaars Johann Basilides. Boriz „wollte mich umbringen lassen; aber einige mei-

„ner

„ner Freunde stellten an meinen Platz eines Prie„sters Sohn, der mir vollkommen gleich war, „und ließen mich hierauf entwischen. Sehet „nun, ob ich nicht mit Recht wegen der unan„ständigen Begegnung empfindlich bin, die ich „von Euch habe erdulden müssen.„ Der Betrüger zeigte zugleich ein goldenes mit kostbaren Steinen besetztes Kreuz vor, von welchem er sagte, daß man es ihm an den Hals gehangen hätte, da er getauft worden. Er setzte hinzu, daß ihn bloß die Furcht, dem Boriz in die Hände zu gerathen, bisher verhindert habe, sich zu erkennen zu geben. Er fiel hierauf dem Wenewetski zu Füßen, und bat ihn, sich eines unglücklichen Prinzen anzunehmen, der vielleicht einst im Stande seyn würde, die ihm geleisteten Dienste zu erkennen. Griska spielte seine Rolle so gut, daß der Litthauer gewiß glaubte, dieser Betrüger sey der Sohn des Johann Basilides. Er ließ ihm sogleich kostbare Kleider, Pferde, und eine seinem vermeynten Stande gemäße Hofstatt geben. Diese Neuigkeit breitete sich bald im ganzen Lande aus, und man glaubte sie um so viel leichter, da Boriz demjenigen eine ansehnliche Summe Geldes versprach, der ihm diesen falschen Demetrius tod oder lebendig liefern würde.

Wenewetski, um für die Sicherheit des vermeynten Prinzen zu sorgen, schickte ihn nach Polen zum Woywoden von Sendomir, der ihn sehr wohl aufnahm, und ihm eine hinlängliche Unterstützung versprach, um ihn wieder auf den

Thron

Thron zu setzen, mit der Bedingung, daß er die römisch-catholische Religion in Rußland einführen sollte. Demetrius willigte in alles, und machte sich zugleich anheischig, nach seiner Wiedereinsetzung die Tochter des Woywoden zu heyrathen. Der Betrüger sahe sich bald an der Spitze eines mächtigen Heers, mit welchem er in Moscau einrückte. Er eroberte verschiedene Städte, und erhielt so große Vortheile über seine Feinde, daß der Czaar für Gram starb.

Die moscowitischen Magnaten erwählten sodann den Sohn des Boriz, Födorn, zu ihrem Beherrscher. Da sie aber über das Glück, das die Waffen des Demetrius allenthalben begleitete, nachdachten, machten sie den Schluß, daß der Himmel sich nicht für einen Betrüger interessiren könne, und daß der, dessen Unternehmungen alle so glücklich von statten giengen, nothwendig ihr rechtmäßiger Prinz seyn müßte. Der Pöbel fand gar nichts wider diese falschen Schlüsse einzuwenden, und schrie für Freude und Entzücken: **Es lebe Demetrius! und es sterben alle seine Feinde!** Die Moscowiter liefen sogleich nach dem Schlosse, sperrten den jungen Födor ein, verjagten alle Anverwandten des Boriz, schickten Deputirte an den Demetrius, und ließen ihn bitten, je eher je lieber zu kommen, und von seinen Staaten Besitz zu nehmen. Sie erboten sich, zum Beweise ihrer Treue, ihm den Czaar Födor, nebst seiner ganzen Familie in die Hände zu liefern. Er schickte sogleich wieder einige ab, ließ die Mutter und den Sohn

dieses

dieses Prinzen erwürgen, und ein Gerücht ausbreiten, daß sie sich mit Gift vergeben hätten.

Der Betrüger begab sich nach Moscau, und wurde mit den gewöhnlichen Ceremonien gekrönt. Und damit man an seiner Geburt nicht zweifeln könnte, ließ er die Mutter des wahren Demetrius holen, welche Boriz in ein von der Hauptstadt weit entferntes Kloster verwiesen hatte. Er gieng ihr entgegen, wies ihr eine Wohnung im Schlosse an, und ließ ihr auf die ehrerbietigste Weise begegnen. Er besuchte sie alle Tage, und erwies ihr alle Ehrenbezeugungen, die eine Mutter nur von ihrem Sohne erwarten kann. Diese Prinzeßinn wußte indeß gewiß, daß Demetrius nicht mehr lebte: sie schwieg aber, um sowohl sich an der Familie des Boriz zu rächen, als auch aus Furcht für einer üblen Begegnung. Es gefiel ihr außerdem auch, daß sie sich so geehrt sahe, und ein vergnügtes Leben führen konnte, nachdem sie, seit dem Tode ihrer beyden Söhne, so viele Widerwärtigkeiten erduldet hatte.

Der falsche Demetrius machte sich aber bald bey den Moscowitern verhaßt, da sie sahen, daß er eine catholische x) Prinzeßinn heyrathen wollte, und die Schätze des Reichs plünderte, um den Woywoden, seinen künftigen Schwiegervater, mit Gelde zu versehen, und in den Stand

zu

x) Er hatte selbst auch die catholische Religion angenommen.

zu setzen, sich prächtig aufzuführen. Man fieng an, Verdacht gegen ihn zu haben, und seine Aufführung zu tadeln. Einer der vornehmsten Cronbedienten, Namens Basilius Zuski, machte den Anfang zur Erregung eines Aufruhrs. Er stellte die Gefahr vor, in welcher sich die Religion und der Staat befinden würden, wenn die Vermählung des Czaars mit einer auswärtigen und catholischen Prinzeßinn zu Stande kommen sollte. Er setzte hinzu, daß Demetrius ein Betrüger und Verräther sey, von dem man Moscau befreyen müsse. Sogleich entstand eine Verschwörung, welche aber bald entdeckt wurde. Zuski, der der vornehmste Urheber davon war, wurde beym Kopfe genommen, und zum Tode verurtheilt. Als das Urtheil vollzogen werden sollte, begnadigte ihn Demetrius, indem er durch diese anscheinende Gütigkeit die Zuneigung der Moscowiter zu gewinnen hoffte y). Man ließ den Czaar

y) Man sagt, die Moscowiter wären dadurch aufgebracht worden, daß Demetrius den Patriarchen nicht um die Erlaubniß, bey seiner Frau zu schlafen, habe bitten wollen; daß er, nachdem er bey ihr geschlafen, sich nicht nach der Gewohnheit des Landes habe baden wollen; und daß die neue Vermählte und die andern pohlnischen Damen, als sie Piquet spielten, ihre Striche mit Kreide auf ein umgekehrtes Bild schrieben, das den heil. Niclas vorstellte, welches von den Moscowitern als eine entsetzliche Entheiligung angesehen wurde.

Czaar ziemlich ruhig, bis an den Tag seiner Vermählung. Da aber die Tochter des Woywoden zu Moscau mit einer großen Anzahl wohlbewaffneter Pohlen, die leicht im Stande waren, sich von der Stadt Meister zu machen, angekommen war, fiengen die Einwohner an, die Augen zu öffnen. Zuski versammlete die vornehmsten Herren des Reichs in seinem Hause, gab ihnen die gegenwärtige Gestalt der Sachen zu überlegen, und erbot sich, zur Unterstützung der Religion und des Staats sein Leben noch einmal zu wagen. Alle diese Herren statteten ihm ihre Danksagung ab, und versprachen ihm, mit ihrem Vermögen und selbst mit ihrem Leben beyzustehen, wenn er eine günstige Gelegenheit dazu finden würde. Da nun der Prinz und alle Leute seines Hofes betrunken und eingeschlafen waren, ließen die Moscowiter um Mitternacht die Sturmglocke läuten, ergriffen die Waffen, und drangen ins Schloß ein, wo sie zuförderst die pohlnische Wache niedermachten. Sie kamen ins Zimmer des **Demetrius**, der, um der ihm drohenden Gefahr zu entgehen, zum Fenster hinaus in den Hof sprang, wo er ergriffen wurde. Zuski schoß ihm eine Kugel durch den Kopf. Den Woywoden von Sendomir, seinen Sohn, und die Tochter desselben, die das Vergnügen, sich als Großherzoginn von Moscau zu sehen, nicht lange genossen hatte, setzte man ins Gefängniß. Mit den pohlnischen Damen, die sich im Palaste befanden, trieb man allen Muthwillen, und mehr als siebzehn hundert

Mann

Mann, meistentheils Pohlen, wurden ums Leben gebracht. Man zog den Körper des Demetrius aus, und schleppte ihn auf einen Platz vor dem Schlosse. Hier ließ man ihn drey Tage lang vor den Augen des Volks liegen. Er wurde hierauf ohne alle Ceremonien begraben; man grub ihn aber bald wieder aus, um ihn zu verbrennen, und die Asche in die Luft zu zerstreuen. Auf diese Weise erhob sich ein gemeiner Mönch zum Beherrscher eines weitläuftigen Reichs, dessen ruhiger Besitzer er lange Zeit hätte bleiben können, wenn er eben so viel Klugheit auf dem Throne bewiesen hätte, als er Muth bezeigt hatte, um auf denselben zu steigen.

Nach einer so sonderbaren Begebenheit erwählten die Moscowiter den Johann Basilowitz Zuski zu ihrem Beherrscher, der der vornehmste Anstifter des Aufruhrs gewesen war. Kaum aber sahe er sich im Besitz der Krone, als sie ihm von einem andern Betrüger, Namens Gregorius Schacovski, streitig gemacht wurde. Da dieser Gelegenheit gefunden hatte, sich des großen Siegels zu bemächtigen, begab er sich nach Pohlen, wo er, so wie sein Vorgänger, vorgab, daß er während der Nacht entkommen sey, daß man einen andern an seiner Stelle ergriffen habe, und daß er nach Pohlen gekommen sey, daselbst Truppen zu werben, um sich wegen der ihm wiederfahrnen Beleidigungen zu rächen. Die Pohlen unterstützten diesen Betrüger, um Gelegenheit zu haben, ihre Rache gegen die

Moscowitern ausbrechen zu lassen. Diese hatten lange Kriege zu führen, deren Ausgang nicht glücklich war. Sie legten ihre Widerwärtigkeiten dem Zuski, ihrem neuen Monarchen, zur Last, und machten ihm ein Verbrechen daraus, daß der Sieg sich immer für seine Feinde erklärte. Um ihn deswegen zu strafen, verjagten sie ihn vom Throne, und sperrten ihn in ein Kloster.

Die moscowitischen Magnaten beschlossen, einen auswärtigen Prinzen zu ihrem Herrn zu erwählen, um alle Gelegenheit zur Eifersucht gegen einander zu vermeiden. Sie boten demnach die Krone dem Uladislaus, ältestem Sohne des Königs in Pohlen Sigismund, an. Ihr Anerbieten wurde mit gewissen Bedingungen angenommen. Einer von den Artikeln des Tractats enthielt, daß Zuski aus seinem Kloster geholt, und nebst noch einigen von seiner Familie in die Hände des pohlnischen Monarchen übergeben werden sollte, welcher sie noch lange zu Smolensko gefangen hielt, wo Zuski endlich starb.

Stanislaus Solkovski, der an der Spitze einer guten Armee aus Pohlen abgegangen war, und in Moskau ankam, in der Absicht, den Tod seiner Landesleute zu rächen, die man an dem Hochzeitfeste des Demetrius umgebracht hatte, legte die Waffen nieder, da er von dem geschlossenen Tractate Nachricht bekam, und nahm im Namen des Uladislaus die Huldigung von den Moscowitern ein. Nachdem diese den Eid der

Treue

Treue geleistet hatten, führten sie den pohlnischen General, nebst tausend Mann von seinen Leuten, in das Schloß. Der Ueberrest der Armee blieb außerhalb der Stadt, und unternahm nichts, was den Einwohnern des Landes Verdacht geben konnte. Beyde Nationen lebten anfänglich in einem guten Verständisse mit einander; nachdem aber die pohlnischen Soldaten sich endlich nach und nach, bis auf sechs tausend Mann, in die Stadt geschlichen hatten, bemächtigten sie sich aller Zugänge zum Schlosse, und quartirten sich bey den Bürgern ein, denen sie durch ihre Ungezogenheiten und Plackereyen bald unerträglich wurden. Die Weiber und Jungfern durften sich nicht mehr sicher sehen lassen; sie waren allen Ausschweifungen ausgesetzt, deren unverschämte Soldaten nur fähig sind. Eben so wenig Ehrerbietung hatte man vor den Bildern der Heiligen, nach welchen man zum Zeitvertreibe mit Pistolen schoß.

Die Einwohner zu Moscau, die durch eine solche Aufführung aufgebracht wurden, versammleten sich vor dem Schlosse, und beschwerten sich über die Beleidigungen, die sie alle Augenblicke erfahren mußten. „Es ist uns nicht möglich,„ sagten sie, „eine solche Menge Soldaten so lange „Zeit zu unterhalten: unsere Handlung gehet „darüber zu Grunde, und wir leiden einen be„trächtlichen Verlust. Wir sehen außerdem „unsern neuen Monarchen nicht ankommen: was „sollen wir von dieser Verzögerung denken?

„Wir können nicht länger in diesen Umständen „leben, und man zwingt uns, zu Mitteln zu greifen, welche die Natur den Menschen zu ihrer „Erhaltung gegeben hat.„ Stanislaus suchte sie zu beruhigen, und ließ diejenigen von seinen Soldaten bestrafen, die es zu arg gemacht zu haben schienen. Als er aber sahe, daß er durch diesen Schritt nichts gewann, und Ursache hatte, einen allgemeinen Aufstand zu befürchten, verdoppelte er die Wachen, bemächtigte sich der Haupstraßen, und verbot den Einwohnern, Gewehr bey sich zu führen. Die Moscowiter wollten nicht gehorchen, und hielten in verschiedenen Vierteln der Stadt Zusammenkünfte, um sich wegen gewisser Gegenmittel zu berathschlagen. Die Pohlen hingegen, die nicht bloß vertheidigend gehen wollten, zündeten die Hauptstadt des Reichs an verschiedenen Orten an, und zwangen dadurch die Moscowiter, ihren Weibern und Kindern zu Hülfe zu eilen. Sie bedienten sich der durch die Feuersbrunst verursachten Unordnung, griffen die unglücklichen Einwohner allenthalben, wo sie dieselben antrafen, an, und richteten ein solch Blutvergießen an, daß innerhalb zween Tagen mehr als zweymal hundert tausend Personen theils durchs Schwerdt, theils durchs Feuer umkamen. Fast alle Häuser in der Stadt wurden von den Flammen verzehrt. Man plünderte die Paläste, die Kirchen, die Klöster, und brachte eine ungeheuere Menge Gold, Silber und Edelsteine aus denselben zusammen. Man sagt, die Beute der Soldaten sey so reich gewe-

gewesen, daß sie große Perlen in die Pistolen luden.

Vierzehn Tage nach dieser Begebenheit kam Zacharias Lipenart, ein vornehmer Moscowite, mit einer starken Armee seiner Nation zu Hülfe. Er belagerte die Pohlen im Schlosse, tödtete verschiedene von ihren Leuten, zwang sie zu einem Vergleiche, und das Königreich zu verlassen. Die Betrügerey des Demetrius war es, welche alle diese blutigen Begebenheiten veranlaßte, von denen ich das schreckliche Gemälde vorgelegt habe.

Die Moscowiter, welche mehr als zu viel Ursache hatten die Pohlen zu verabscheuen, wollten den Uladislaus nicht mehr zu ihrem Herrn haben. Sie erwählten einen von ihrer Nation, Namens Michael Föderowitz, der dreyßig Jahre lang mit vieler Gelindigkeit und Klugheit regierte. Unter der Regierung seines Sohnes Alexis erregte ein neuer Demetrius, durch die Pohlen unterstützt, nochmals große Unruhen; der aber, von dem ich reden will, war bloß unglücklich, ohne strafbar zu seyn. Wir müssen dieses etwas mehr ins Licht setzen.

Die Tochter des Woywoden Sendomir, welche den falschen Demetrius geheyrathet hatte, war nach dem Tode ihres Gemahls, wie wir gesagt haben, ins Gefängniß gesetzt werden. Da sie nun befürchtete, daß ihr die Moscowiter übel begegnen möchten, gab sie vor, daß sie schwanger sey, und sie war es auch in der That. Ob man sie gleich sehr genau bewachte, um sich des Kin-

des zu versichern, das sie zur Welt gebähren würde, fand sie doch Gelegenheit, als sie entbunden war, ihren Sohn einem Cosaken in die Hände zu spielen, in den sie ein großes Vertrauen setzte. Der Priester, der das Kind taufte, beizte ihm auf den Schultern mit Scheidewasser gewisse Charactere ein, welche seine Geburt andeuteten. Der Cosake trug das ihm anvertraute Pfand in seine Heimat, und einige Zeit darnach starb die Witwe des Demetrius im Gefängnisse. Sie offenbarte vor ihrem Tode einigen Frauenzimmern, die in ihrem Dienste waren, was sie zur Errettung ihres Sohns gethan habe. Die Pohlen wurden von dieser Begebenheit unterrichtet; sie konnten aber nicht erfahren, wo der junge Demetrius wäre, denn der Cosake lebte nicht lange, und man wußte nicht, an welchem Orte er gestorben sey, oder wo er den jungen Prinzen gelassen habe, der ihm war übergeben worden.

Von ohngefähr fand man endlich den jungen Demetrius. Er war zu Samburg, einer kleinen Stadt in Schwarz-Reussen, und wollte sich da an einem öffentlichen Orte baden. Ein anderer, der die Zeichen auf seinen Schultern sahe, bildete sich ein, daß es ein von den Händen der Gerechtigkeit gebrandmarkter Mensch sey, welches dem Demetrius eine Menge Schimpfnamen zuzog. Dieser antwortete freymüthig, wie er sich nicht erinnern könne, daß man diese Zeichen auf seinen Leib eingebrannt habe, und daß er sie, allem Anscheine nach, mit auf die Welt

gebracht

gebracht haben müsse. Es schien dieses um so viel gewisser, da diese Charactere denen nicht gleich waren, die man dem Körper der Missethäter eindrückt.

Das Gerücht von dieser Begebenheit verbreitete sich sogleich in der Stadt Samburg, und kam dem Niclas Danielowski, Großschatzmeister von Pohlen, zu Ohren. Dieser Herr ließ durch einige seiner Bedienten den Demetrius aufsuchen. Man fand ihn in dem allerschlechtesten Wirthshause des Orts. Er hatte einen alten grünen Rock an, mit Schafpelz gefüttert, und trug eine schlechte Mütze aus eben solchem Pelzwerke. Unter einem so wenig bedeutenden Aeußerlichen entdeckte man doch einen Menschen von guter Miene und Gestalt an ihm. Man führte ihn zu dem pohlnischen Herrn, welcher durch eine Art von Ahndung vermuthete, daß es wohl der Prinz Demetrius seyn könne, den man so lange gesucht gehabt, ohne daß man etwas von ihm hatte erfahren können. Danielowski nahm ihn sehr leutselig auf, und bat, daß er ihm die Zeichen auf seinen Schultern zeigen solle. Demetrius machte damit keine Schwierigkeit. Da nun der pohlnische Herr von diesen Zeichen nichts verstand, ließ er einen Popen oder rußischen Priester rufen, welcher sechs Buchstaben heraus brachte, denen er folgende Bedeutung gab: Demetrius, Sohn des Czaars Demetrius.

Alle Anwesende erhoben ein Freudengeschrey, und man kam haufenweise gelaufen, ihm Glück

zu wünschen. Er war damals sechs und zwanzig Jahre alt. Der Großschatzmeister gab ihm prächtige Kleider, und schickte einen Courier an den König von Pohlen, um ihm von der geschehenen Entdeckung Nachricht zu geben. Uladislaus, der, wie ich gesagt habe, zum Großherzoge von Rußland war erwählt worden, und damals in Pohlen regierte, erfuhr diese Nachricht mit Vergnügen, und befahl, daß man den Demetrius nach Warschau schicken sollte. Dieser erschien demnach am Hofe, und erwarb sich die Liebe und Hochachtung aller pohlnischen Magnaten. Es kam eine sehr genaue Verbindung zwischen ihm und dem Neffen des Tartarchams zu Stande, den sein Onkel verstoßen, und der seine Zuflucht nach Pohlen genommen hatte. Die Aehnlichkeit ihrer beyderseitigen Zufälle trug nicht wenig zu ihrer Vereinigung und Freundschaft bey. Uladislaus, der keine Kinder hatte, begegnete ihnen so liebreich, als ob es seine eigenen Söhne gewesen wären, und versicherte sie alle Augenblicke, daß er alles Mögliche anwenden wolle, um sie auf den Thron zu erheben.

Als diese Nachrichten nach Moscau gekommen waren, schickte der Czaar Alexis Michaelowitz den Gabriel Pouski nach Pohlen, um den König ersuchen zu lassen, daß er ihm den Demetrius ausliefern möchte. Man sehe hier, wie sich der Abgesandte ausdrückte: „Wenn „jemals der Kaiser, mein Herr, Ursache gehabt „hat, auf die Freundschaft des großmüthigen

„Ula-

„Uladislaus, Königs in Pohlen, zu rechnen, „so ist es besonders bey gegenwärtiger Gelegen„heit. Ich komme jetzt nicht, Provinzen zu be„gehren, oder Schätze zurück zu fodern, welche „die Pohlen mit sich genommen haben, als der „falsche Demetrius Unruhen im Reiche erregte. „Ich komme nicht, um einen Vortheil für „unsere Religion zu suchen, oder wegen des Vor„zugsrechts mich in einige Streitigkeiten einzu„lassen: es betrifft nur eine einzige Person, die „man bestraft wissen will. Und was für eine „Person? Einen offenbaren Betrüger, der das „königliche Blut der Kaiser von Rußland durch „seine niedrige Herkunft beflecken will. Wir „erinnern uns mit Betrübniß der Widerwär„tigkeiten, und des Unglücks, das uns die „Betrügerey des Griska zugezogen hat; der „blutigen Kriege; der Erschlagenen bey „Tausenden; der Flammen, die unsere „Hauptstadt verzehrten. Das sind die Wider„wärtigkeiten, die uns betroffen haben, und die „wir noch einmal zu erfahren Gefahr laufen, „wenn man uns den nicht ausliefert, der dazu „Anlaß geben kann. Es ist von der Groß„muth eines großen Königs, wie Uladislaus „ist, zu erwarten, daß er Rußland von seiner „gerechten Furcht befreyen, und so gegen uns „handeln werde, als er wollte, daß man bey „dergleichen Gelegenheiten gegen ihn handeln „möchte. Ew. Majestät können einer gleichen „Gefahr ausgesetzt werden. Es ist nichts selte-

 „nes,

„nes, Betrüger zu sehen, welche Königreiche „umstürzen, und die gräulichsten Verwüstungen „anrichten, um Thronen und Reiche an sich zu „reißen. Der Himmel bewahre Sie, daß Sie „nicht einst Ihre Rechte gegen dergleichen Bö= „sewichter vertheidigen müssen! Dabey bitten „wir aber auch, unser Ansuchen statt finden zu „lassen, und uns denjenigen auszuliefern, der uns so „lebhafte Unruhen verursacht. Ew. Majestät „werden dadurch zeigen, wie sehr Ihnen das „Glück des Czaars, meines Herrn, und die Ruhe „seiner Staaten am Herzen liege.„

**Uladislaus** antwortete, daß er in Ansehung dieser Bitte nicht willfahren könne. „Wenn „die moscowitische Krone, „ sagte er, „demje„nigen gehört, der jetzt von mir gefodert wird, „so habe ich keine Gewalt über ihn, und ich „würde es als ein Verbrechen ansehen, die„sen jungen Prinzen dem Stolze seines Ne„benbuhlers aufzuopfern. Gesetzt aber, daß „dieser Mensch nicht der wahre Demetrius ist, „so sehe ich nicht, worüber ihr euch beschwert, „da er zur Behauptung seiner vermeynten An„sprüche noch nichts unternommen hat. Wenn „er ein Pohle wäre, und sich eines Verbrechens „schuldig gemacht hätte, so sollte er von den Rich„tern des Landes nach den Gesetzen bestraft „werden. Da er aber ein Fremder ist, und sich „außerdem sehr bescheiden aufführt, so nöthigen „mich so wohl die Gesetze der Gastfreyheit, als

„auch

„auch die Christenpflicht, ihm meinen Schutz „angedeyhen zu lassen. Man verlange demnach „nichts weiter von mir, denn alle Bitten werden „in diesem Stück vergebens seyn.„

Der Abgesandte begab sich zurück, ohne daß er etwas hatte erhalten können, und Demetrius stand mehr als jemals beym pohlnischen Hofe in Ansehen. Aber nach dem Tode des Uladislaus änderte sich die Gestalt der Sachen. Johann Casimir, der Bruder und Nachfolger dieses guten Königs, sahe sich genöthigt, die Freundschaft der Moscowiter zu suchen, weil er einen Krieg mit Schweden hatte. Demetrius sahe ein, daß er einen andern Aufenthalt suchen müsse. Er begab sich nach Reval in Liefland, eine kleine Republik, welche von Schweden abhieng. Der Stadtrath aber, der sich Verdrüßlichkeiten von Seiten der Moscowiter zuzuziehen befürchtete, bat ihn, einen andern Ort zu seinem Aufenthalte zu wählen. Damit aber ihr Verfahren weniger hart scheinen möchte, nöthigte ihn diese Obrigkeit, ein ansehnliches Geschenk anzunehmen, und ließ ihn, auf ihre Kosten, bis nach Riga bringen. Demetrius gieng nach Schweden: aber andere Staatsabsichten hinderten ihn, daselbst zu bleiben. Der Ruhm des Herzogs von Holstein-Gottorp bewog ihn, sich zu diesem Prinzen zu begeben. Er wurde anfänglich ganz wohl aufgenommen: aber ein gewisser Factor, oder Commißionär moscowitischer Kaufleute,

Jo-

Johann Fangourne, ließ sich mit einigen Ministern des Herzogs in Unterhandluug ein, und machte es ihnen so wahrscheinlich, daß Demetrius ein Betrüger sey, daß sie ihn auf Befehl ihres Herrn, an die vom Czaar Alexis abgeschickten Leute auslieferten. Der Herzog von Holstein gewann durch die Aufopferung dieses unglücklichen Prinzen eine sehr mäßige Summe, welche seine Abgesandten in seinem Namen von dem kaiserlichen Schatze zu Moscau geborgt hatten.

Sobald Demetrius nach Moscau gebracht wurde, sperrte man ihn ein, und legte ihm ein Band an den Mund, daß er nicht reden konnte. Hierauf schickte man ein altes Weib, von denen, die ihr Brodt an den Kirchthüren erbetteln, zu ihm: „Was, mein Sohn, „ sagte sie zu ihm, „du thust, als ob du mich nicht kennetest! Du „mußt sehr aus der Art geschlagen seyn! Gestehe dein Verbrechen, und mache mir nicht den „Kummer, daß ich dich in deiner Verstockung „sterben sehen muß. „ Demetrius wandte das Gesicht weg, um den Abscheu zu erkennen zu geben, den ihm der Anblick und die Rede dieses Weibes verursachte. Die Priester redeten mit ihm aus eben dem Tone; anstatt aber sie zu hören, hob er seine Hände und Augen gen Himmel, um sich Gott zu empfehlen. Der unglückliche Demetrius sahe wohl ein, daß man es ihm nicht verzeihe, der Sohn eines Mannes zu seyn, der sich zum Herrn von Rußland gemacht,

und

und ihm dadurch einiges Recht zu diesem Reiche hinterlassen hatte. Man säumete nicht, ihm das Todesurtheil zu sprechen. Er wurde am ersten Tage des Jahrs 1635. vor dem Schlosse zu Moscau hingerichtet. Man schlug ihm den Kopf herunter, und hieb ihm die Aerme und Beine ab, die man hernach auf langen Stangen an eben dem Orte aufsteckte. Der Rest des Körpers blieb auf dem Schnee liegen, und wurde von den Hunden gefressen.

Der pohlnische Abgesandte, der an diesem Tage Audienz beym Czaar gehabt hatte, wurde in einem Hofwagen an den Ort gefahren, wo die Execution war vollzogen worden; er sahe die traurigen Ueberbleibsel eines Mannes, der unter der Regierung des Königs Uladislaus in Pohlen eine so glänzende Rolle gespielt hatte. Der Neffe des Tartarchams, der sich mit seinem Onkel wieder ausgesöhnt hatte, und ihm nachgefolgt war, erfuhr den Tod des Demetrius mit Betrübniß, da er ihm stets sehr gewogen gewesen war, und gewiß gehofft hatte, ihn einst auf dem rußischen Throne zu sehen.

Ver-

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

# Verschwörung des Sabatai Sevi.

Ich rechne zur Classe der Verschwörungen das Unternehmen jenes verwegenen Juden, der sich für den Messias ausgab, und durch seine Betrügerey die Gemüther in Aufruhr brachte, indem er für den einzigen Beherrscher der ganzen Welt erkannt seyn wollte. Die Verschwörungen haben sonst insgemein die Ermordung eines Prinzen, oder die Umstürzung eines Staats zur Absicht: diese aber ist von einer ganz besondern Art, und vielleicht als eine Verschwörung wider alle Könige anzusehen. Denn wenn der berüchtigte Betrüger aus Arabien ehemals seine Hoheit auf den Umsturz verschiedener Reiche gründete, was für Zerrüttung konnte ein Mensch in der Welt nicht anrichten, der die Unverschämtheit und Tollkühnheit hatte, sich für den Sohn Gottes auszugeben? Wir werden ein zerstreutes Volk von allen Enden der Erde zusammen kommen, und sich unter die Fahnen eines Aufrührers begeben sehen, welcher, da er sich für einen Gesandten des höchsten Wesens ausgab, die Augen eines leichtgläubigen Volkes auf sich zog, und sich bald im Stande gesehen haben würde, alles zu unternehmen, wenn man sich seinen ungeheuern Projecten nicht in Zeiten widersetzt hätte.

Als

Als die Juden unter der Regierung des Kaisers Hadrianus einen Aufstand erregt hatten, schickte dieser Prinz den Julius Severus, einen der größten Feldherren seiner Zeit, gegen sie. Der Anführer der Rebellen, der die Zahl seiner Anhänger gern vermehren wollte, nahm den Titel Messias an, und ließ sich Bencochab, das ist, Sohn des Sterns, nennen; um die Prophezeyung auf sich zu deuten, welche sagt, daß ein Stern aus Jacob aufgehen werde. Es bemächtigte sich dieser Betrüger verschiedener Städte, und machte das Schloß Betheron so fest, daß man drey Jahr zu thun hatte, ehe man es erobern konnte. Der Kaiser mußte in Person zu dieser Belagerung kommen, welche den Juden viel Blut kostete. Man rechnet die Zahl der Erschlagenen auf 200000 Mann, ohne was durch Pest und Hunger umkam. Bencochab blieb selbst im Treffen, und stürzte seine Nation in eine weit tiefere Sclaverey, als jemals, anstatt daß er sie davon befreyen sollte, wie er versprochen hatte.

Ein anderer Jude, Namens David Elroy, hatte gleichfalls im Jahre 932 die Unverschämtheit, sich für den Messias auszugeben, und kündigte allen von seiner Nation an, daß er gekommen sey, sie aus der Sclaverey zu erlösen, und sie wieder nach Jerusalem zu führen. Der Sophi von Persien schrieb an alle in seinen Staaten zerstreueten Synagogen, daß dieser Betrüger allen Juden den Untergang zuziehen würde, wenn man ihn nicht verhinderte, das

Volk durch seine Blendwerke zu verführen. Die durch diese Drohung erschreckten Juden schickten folgendes Schreiben

## An den vorgegebenen Messias:

„Wir thun dir zu wissen, daß die Zeit unse„rer Befreyung noch nicht gekommen sey, und „daß wir noch keins von den Zeichen gesehen ha„ben, welche vor der Ankunft unsers Erretters „vorher gehen müssen. Ob du gleich wunderns„würdige Dinge thust, so wirst du doch damit „nur schwache Köpfe hintergehen. Laß deine „chimärischen Projecte fahren, wenn du willst, „daß wir dich für einen Sohn Israels erkennen „sollen.„ Der Betrüger kehrte sich an diese Warnung nicht, und blieb bey seinem närrischen Vorhaben; sein Schwiegervater aber, den man mit Gelde gewonnen hatte, ermordete ihn im Schlafe. Das wenige Glück, das diese beyden Betrüger gehabt hatten, verhinderte doch den Sabatai Sevi nicht, eben diese Rolle zu spielen.

Einige Schriftausleger hatten in der Offenbahrung Johannis gefunden, daß im Jahr 1666 die Juden sich zur christlichen Religion bekehren, und die königliche Würde unter sich wieder hergestellt sehen sollten. So lächerlich diese Meynung war, so breitete sie sich doch aus, und machte Eindruck auf viele schwache Köpfe. Die Juden besonders, die stets den Kopf von ihrer künftigen Größe voll haben, bildeten sich ein, daß der Augenblick zu ihrer Befreyung gekom-

gekommen sey, und daß sich nichts dem Glücke mehr widersetzen könne, das sie seit so langer Zeit hofften. Es liefen damals verschiedene Gerüchte, welche sie in dieser thörichten Einbildung bestärkten. Man sprach von der Wanderung eines ungeheuern Volks, welches man für die seit so vielen Jahrhunderten verlohrnen Stämme Israels ausgab, und welches aus unbekannten Ländern käme, und sich in den entferntesten Wüsteneyen von Arabien versammelte. Man erzählte so gar, daß man an den mitternächtlichen Küsten von Schottland ein Schiff mit seidenen Segeln und Tauwerk gesehen habe, und daß die Leute auf dem Schiffe keine andere Sprache als die Hebräische redeten, und auf der Flagge die Worte hätten: die zwölf Stämme Israels.

Verschiedene Personen, die den Kopf von diesen Possen voll hatten, warteten mit Verlangen, was daraus werden würde, als Sabatai Sevi zu Smyrna zum Vorschein kam. Dieser Mensch gab sich öffentlich für den Messias aus, und redete den Juden von nichts als von der nahen Größe ihrer Monarchie, und von der Macht Gottes vor, kraft deren er sie aus der Sclaverey erlösen, und aus allen Theilen der Welt sammlen werde. Alle hier und da zerstreueten Juden richteten sich ein, daß sie nach Jerusalem abreisen könnten. Ihre Unterredungen waren stets von dem vermeynten Messias, dessen Herkunft, Geburt, Erziehung, Thorheiten und Untergang ich jetzt erzählen will.

Der berüchtigte Betrüger, von dem hier die Rede ist, war ein Sohn des Mardochai Sevi, Factors eines englischen Kaufmanns. Da er zur Handlung keine Lust hatte, legte er sich aufs Studiren, und machte große Progressen in den Wissenschaften, und in Erlernung der Sprachen. Die Dolmetscher des Gesetzes, die deswegen eifersüchtig wurden, gaben genau auf ihn Achtung, und da sie sahen, daß er fleißig mit Rabbinen umgieng, daß er die dunkelsten und schwersten Stellen der heil. Schrift und des Talmuds zu verstehen suchte, daß er sich rühmte, er wolle die hebräische Sprache verbessern, und sie von aller Vermischung fremder Sprachen reinigen, die seit der Zerstörung des Tempels dazu gekommen waren, daß er eine neue Lehre erdacht, und sich verschiedene Anhänger gemacht habe, welche in den Synagogen Aergerniß anstifteten, so bewogen alle diese Beschwerden die Dollmetscher des Gesetzes, ihn aus Smyrna zu verbannen. Während seiner Verbannung begab er sich nach Salonich, allwo er ein sehr schönes Frauenzimmer heyrathete, die sich aber bald wieder von ihm schied. Eben dieses begegnete ihm mit seiner zweyten Frau. Er setzte seine Reisen fort, und nahm zu Ligourne die dritte Frau, welche mit ihrem Manne eben so wenig zufrieden war, als die beyden erstern: denn er war nicht im Stande den ehelichen Pflichten Genüge zu leisten.

Sabatai Sevi mochte ohngefähr vierzig Jahre alt seyn, als er anfieng sich unter dem

Titel

Titel des Messias bekannt zu machen. Seine Lebensart war sehr streng: er beobachtete das Gesetz Mosis sehr gewissenhaft, ob er gleich in einigen Artikeln eine Aenderung vornehmen wollte, worunter hauptsächlich gewisse befohlne Fasten gehörten. Fünf bis sechs Rabbinen machten seine Begleitung aus. Der vornehmste darunter war ein gewisser Nathan Benjamin, von Gaza gebürtig, welcher für einen sehr erleuchteten, tugendhaften und besonders demüthigen Mann gehalten wurde. Die Synagoge zu Jerusalem, die ihn, auf Anstiften seiner Feinde, verbannt hatte, jetzt aber hörte, daß er die Wiederherstellung des Volks Israel weissagte, und seine Weißagung durch alte Prophezeyungen unterstützte, schickte fünf Rabbinen an ihn, um sich wegen eines Mannes genauer zu erkundigen, dessen Ruf anfieng allgemein zu werden.

Die abgeschickten Rabbinen machten sich, nach einigen Unterredungen, die sie mit dem Nathan gehalten halten, einen sehr vortheilhaften Begriff von ihm, und gaben seinen Erscheinungen Beyfall. Sie legten denen eine schwere Strafe auf, die vor seine Person Verachtung bezeigt hatten, indem sie dieselben unwürdig erklärten, den Ausgang seiner Prophezeyungen zu sehen. Die vornehmste war die Ankunft des Messias, dessen Vorläufer er sich nannte. Sobald Sabatai angefangen hatte, sich als den Befreyer der Juden bekannt zu machen, gab sich Nathan für den Propheten

desselben aus. Er verbot allen Juden, die zu Jerusalem waren, die Fasten, und verkündigte ihnen, daß der neue Bräutigam gekommen sey, und man nun unter ihnen nichts als Freudengesänge und Triumphslieder hören müsse. Er schrieb an alle Synagogen, um ihnen von dieser großen Begebenheit Nachricht zu ertheilen, und hatte die Unverschämtheit, zu prophezeyen, daß im Monat Junius 1666 der Messias vor dem Großsultan erscheinen, ihm die Krone nehmen, und ihn in Ketten gefangen hinweg führen würde.

Sabatai erhob indeß seine Stimme in der Stadt Gaza, und ermahnte die Einwohner, die Lehre anzunehmen, die er ihnen predigte. Diese Ermahnungen thaten ihre Wirkung: die Juden waren stets im Gebet, gaben Almosen, und unterließen nichts, wodurch sie ihre Freude über die Ankunft des Messias an den Tag legen konnten. Als diese Nachricht sich verbreitete, sahe man von allen Orten und Enden her, wo Juden waren, Abgesandte, mit Glückwünschungsschreiben wegen ihrer nahen Befreyung, nach Gaza kommen. Man sahe in ihren Händen nichts als Prophezeyungen, von denen einige die Herrschaft verkündigten, welche der Messias über die ganze Welt haben würde; andere enthielten, daß er neun Monate nach seiner Erscheinung verschwinden würde; daß während dieser Zeit die Juden viel würden zu leiden haben; daß so gar einige unter ihnen den Märtyrertod würden ausstehen müssen; daß

aber

aber endlich der Messias, auf einem himmlischen Löwen sitzend, mit einer siebenköpfigen Schlange, statt des Zügels in der Hand, und von allen Juden begleitet, welche über dem Flusse Sabbaticus wohnten, wieder kommen, und als der einzige Beherrscher des ganzen Erdbodens erkannt werden würde; daß alsdann der heilige Tempel völlig gebauet, und mit aller Pracht geschmückt vom Himmel herab kommen sollte, und sie ihre Opfer bis ans Ende der Welt darinne darbringen würden.

Die Briefe aus Jerusalem enthielten, daß über hundert tausend Juden wären, welche den Entschluß gefaßt hätten, dem Messias zu folgen, und ihn für ihren König und Propheten zu erkennen. In der That kamen auch eine fast unzählbare Menge Juden, aus allen Theilen der Welt, nach Palästina, um ihn zu begleiten. Es waren so gar einige in Amsterdam, die ihre Güter verkauften, um sich zu dem Gefolge des Betrügers zu schlagen, welcher ihnen den Kopf verrückt hatte.

Da Sabatai sahe, daß seine Sachen so glücklich von statten giengen, beschloß er eine Reise nach Smyrna zu thun, und sich von da nach Constantinopel zu begeben, wo das Hauptwerk seiner vorgegebenen Sendung ausgeführt werden sollte. Nathan, ehe er wieder zu ihm kam, hielt sich noch einige Zeit zu Damas oder Damascus auf, um daselbst seine Lehre zu predigen, und schrieb folgenden Brief an den Sabatai.

## Den 22. Kesvan dieses Jahrs.

„Dem Könige der Könige, und Herrn der „Herren, der die Zerstreueten Israels sammlet, „und uns aus der Gefangenschaft erlöset; dem „Manne, der über alles Hohe erhaben ist; „dem Messias des Gottes Jacob, dem wahr„haften Messias, dem himmlischen Löwen, Sa„batai Sevi, dessen Ehre erhöhet, und dessen „Herrschaft in kurzer Zeit und auf ewig ausge„breitet werde. Amen.„

„Nachdem ich deine Hände geküßt, und den „Staub deiner Füße abgewischt habe, wie es „meine Schuldigkeit ist in Ansehung des Kö„nigs der Könige, dessen Majestät erhöhet und „das Reich ausgebreitet werde. Dieser Brief „wird deiner unumschränkten Hoheit, welche „mit der Schönheit deiner Heiligkeit geziert und „geschmückt ist, zu erkennen geben, daß das „Wort des Königs des Gesetzes unsere Augen „erleuchtet habe. Dieser Tag ist ein festlicher „Tag in Israel gewesen, ein Tag des Lichts de„nen, die uns beherrschen: denn kaum ist er er„schienen, daß wir uns befleißigen, deine Be„fehle zu vollziehen, wie es unsere Schuldig„keit ist; und ob wir gleich verschiedene schreck„liche Dinge gehört haben, sind wir dennoch „unverzagt, und unser Herz ist ein Löwenherz. „Wir begehren nicht die Ursachen der Dinge zu „wissen, die du thust, weil deine Werke wun„derbar sind; wir sind in unserm Glauben „gänzlich befestigt, und weyhen unsere eigenen „Seelen der Heiligkeit deines Namens. Wir „sind

„sind jetzt zu Damas, in der Absicht unsern „Weg nach Scanderonne fortzusetzen, wie du „uns befohlen hast, damit wir dadurch zeigen „und sehen können das Angesicht Gottes in sei„ner Herrlichkeit, als den Glanz von dem An„gesichte des Königs des Lebens, und wir als „Knechte deiner Knechte den Staub von deinen „Füßen abwischen. Wir bitten deine Herr„lichkeit und glorreiche Majestät, du wollest „auf uns sehen von dem Orte, da du wohnest, „uns helfen durch die Stärke deiner rechten „Hand und deiner Gewalt, und den Weg ver„kürzen, der vor uns liegt, und wir werden un„sere Augen gegen den Herrn gerichtet haben, „der eilen wird uns beyzustehen und uns zu er„retten, damit die Kinder der Ungerechtigkeit „uns kein Leid thun; unsere Herzen verlangen „nach ihm, und werden verzehret inwendig in „uns. Wer wird uns geben eiserne Nägel, um „unter dem Schatten deines Erstgebohrnen zu „bleiben? Das sind die Worte des Knechts „deiner Knechte, der sich in den Staub legt, „um von deinen Fußsolen getreten zu werden.

Nathan Benjamin.„

Der eingebildete Vorläufer des Messias schrieb auch an die Juden zu Aleppo und der umliegenden Gegenden. Hier ist der Brief, den er an sie abschickte:

„Den Ueberbliebnen von Israel Friede oh„ne Ende.„

„Dieser Brief soll Euch benachrichtigen, daß „ich in Friede zu Damascus angekommen bin,

„und den Vorsatz habe, dem Angesichte unsers „Herrn, dessen Majestät erhöhet werde, entgegen zu gehen. Er hat uns und den zwölf „Stämmen befohlen, ihm zwölf Männer zu erwählen. Wir haben seine Befehle vollzogen: „Wir gehen jetzt nach Scanderonne, auf seinen „Befehl, mit einigen seiner auserwählten Freunde, denen er erlaubt hat, sich an diesem Orte „zu versammlen. Ihr habt schon große Dinge „gehört von dem Herrn, der da kömmt, Euch „aus der Knechtschaft zu erlösen. Stärket Euch „in Eurem Glauben, weil alle Werke Eures „Erretters so wunderbar sind, daß der menschliche Verstand sie nicht begreifen kann. Wer „kann die Tiefen derselben erforschen? In kurzem wird Euch alles deutlich und klar offenbaret werden. Ihr werdet seine Werke sehen, „und durch ihn selbst davon unterrichtet werden, „der sie thut. Gesegnet ist der, der zum Heil „des wahren Messias gelanget, welcher bald „seine Herrlichkeit und sein Reich an uns offenbaren wird, jetzt und in Ewigkeit.

Nathan Benjamin.„

Dieser Brief bestärkte alle Juden der Levante in der Erwartung des Messias: sie ließen von Stund an ihre Gewerbe und Arbeiten liegen, um sich bloß mit Uebungen der Buße zu beschäfftigen. Es gab einige darunter, welche sieben Tage nach einander fasteten, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen; andere hungerten sich gar zu Tode. Einige gruben sich nackend in die Erde ein, und ließen nur den

Kopf hervor ragen; andere legten sich in den Koth und Schlamm, bis sie von Kälte ganz starr wurden. Einige ließen sich geschmolzenes Wachs auf die Schultern tröpfeln; andere wälzten sich im Schnee herum, oder stürzten sich, mitten im härtesten Winter, ins kalte Wasser. Die gemeinste Art der Disciplin aber war, daß man sich den Rücken mit Stacheln zerritzte, und sich hernach dreißig Schläge mit einer Geissel gab.

Die Juden beredeten einander, daß die Bachas zu Jerusalem und zu Gaza aus Ehrerbietung dem Propheten Nathan die Hände geküßt hätten, und daß einer ihrer Brüder in einer Stadt des glücklichen Arabiens eine große Menge Juden aufgewiegelt habe, welche sich von den Städten Sidon und Mecca Meister gemacht, und dreißig tausend Türken in Stücken gehauen hätten. Der Wahnwitz der Juden nahm von Tag zu Tage so zu, daß die unglaublichsten Dinge, die man sich vom Sabatai Sevi nur konnte einfallen lassen, als gewisse Wahrheiten angesehen wurden. Ob nun gleich diese Vorurtheile dem Betrüger überaus vortheilhaft waren, so fand er doch für gut, Wunder zu thun, um seine Schüler in ihrem Glauben zu bestärken, die Ungläubigen aufmerksam zu machen, und alle Welt zu überzeugen, daß er der wahre Messias sey. Man wagt eben nichts, wenn man vor einem von Schwärmerey verblendeten Volke Wunder zu thun unternimmt. Als sich eines Tages Sabatai zum

Cadi begeben hatte, um einige von seinen Anhängern zu vertheidigen, riefen die Juden, die ihn begleiteten, daß sie eine feurige Säule zwischen ihm und dem Richter sähen. Das Gerücht breitete sich sogleich durch den ganzen Saal aus. Einige versicherten und schworen, daß nichts wahrer sey, und daß sie dieselbe mit eigenen Augen gesehen hätten. Die das Glück nicht gehabt hatten die Säule zu sehen, verließen sich auf das, was die andern sagten.

Sabatai kehrte im Triumphe zurück, unter dem lauten Zurufe des Volks. Dieses vorgegebene Wunder bestärkte die Juden vollends in ihrer lächerlichen Meynung. Indeß fanden sich auch einige, welche von der Ankunft des Messias nicht so gewiß überzeugt schienen: man schalt sie Ketzer, und es war nicht erlaubt mit diesen Ungläubigen zu essen. Die wahren Schüler des Sabatai brachten ihr Gold, Silber, Edelsteine, kurz alles, was sie kostbares hatten, und legten es zu seinen Füßen. Er hätte über alle Reichthümer zu Smyrna gebieten können; aber er hütete sich etwas anzunehmen, damit man ihn nicht einer Herrschsucht oder eines Geizes beschuldigen möchte.

Alle Geschäffte blieben während der Zeit liegen, und der Handel wurde unterbrochen. Niemand arbeitete, und man öffnete kein Gewölbe, als die Waaren heraus zu holen. Die von Hausrath mehr besaßen, als sie brauchten, verkauften ihn um das, was man ihnen dafür bot; aber nicht an Juden, weil es ihnen bey

Strafe

Strafe des Bannes, oder einer Geldbuße, ja selbst bey körperlicher Züchtigung verboten war, etwas zu kaufen und einen Handel zu treiben. Es war eine gemeine Meynung unter ihnen, daß in den Tagen der Erscheinung des Messias, sie von allem Herren werden würden, was den Ungläubigen gehörte, und sie glaubten, daß sie bis zu der Zeit nur mit den nothwendigsten Dingen des Lebens zufrieden seyn müßten. Da aber die meisten nicht reich genung waren, daß sie ohne Arbeit leben konnten, so kann man den Klagen und Murren der Armen, ingleichen den Ausschweifungen einiger Juden, welche leicht Räuber und Spitzbuben geworden wären, dadurch zuvor, daß man Collecten zu sammlen befahl, welche so gut von Statten giengen, daß in der einzigen Stadt Salonich täglich vier hundert arme Juden von den reichen erhalten wurden.

Aus Furcht, daß man ihnen nicht eine Vernachläßigung des Gesetzes: **Seyd fruchtbar und mehret euch**, vorwerfen möchte, verheyratheten sie Kinder von zehn und wenigern Jahren mit einander. Sie sahen dabey weder auf Stand noch auf Reichthümer. In der folgenden Zeit aber machten sich fast alle, die auf diese Art verheyrathet worden waren, das Gesetz zu Nutze, das die Ehescheidung erlaubte.

Es wurde zu Smyrna keine Versammlung gehalten, bey welcher sich Sabatai nicht von einer großen Anzahl seiner Anhänger begleitet einfand. Die Straßen, durch welche er gieng, wurden mit prächtigen Teppichen bedeckt; er

gieng

gieng aber immer neben denselben hin, um von seiner Demuth eine desto größere Vorstellung zu erregen. Als er endlich die Juden in der Verfassung sahe, in welcher er sie wünschte, fieng er an sich öffentlich für den Sohn Gottes zu erklären. Hier ist der Brief, den er an das ganze jüdische Volk schrieb:

„Der einige Sohn Gottes, Sabatai Se„vi, der Messias und Befreyer Israels, der „Auserwählte Gottes, kömmt um Euch würdig „zu machen, zu sehen den großen Tag der Be„freyung und des Heils Israel, und der Erfül„lung der Verheißungen Gottes, durch die Pro„pheten geschehen, damit Eure Traurigkeit in „Freude verkehrt werde, und ein jeder von Euch „fröhlich sey. Klaget demnach nicht mehr, mei„ne geliebten Söhne Israels, weil Gott Euch „einen unaussprechlichen Trost geschenkt hat. „Feyert Feste mit Cymbeln und Harfen, und sa„get Dank dem, der erfüllet hat, was er den „künftigen Zeiten versprochen hatte. Thut alle „Tage etwas von dem, was Ihr in den ersten „Tagen der Monate zu thun pfleget: verwan„delt den Tag der Traurigkeit und Betrübniß in „einen Tag der Fröhlichkeit, weil ich mich offen„baret habe. Erschrecket vor nichts, weil Ihr „die Herrschaft über alle Völker erhalten sollet, „nicht allein über die, die auf dem Erdboden „wohnen, sondern auch über die, die im Grun„de des Meeres sind, alles zu Eurem Trost und „Freude.„

Es glaubten nicht alle Juden an diesen vorgegebenen Messias, wie wir schon gesagt haben; es waren so gar einige, die ihn öffentlich für einen Betrüger ausgaben. Der vornehmste seiner Widersacher war ein Jude, Namens Samuel Pennia, ein sehr reicher und angesehener Mann; dieser behauptete öffentlich in der Synagoge, daß Sabatai ein Betrüger sey, der keins von den Kennzeichen des Messias an sich habe. Pennia aber fieng in kurzen an, es zu bereuen, daß er die Betrügerey dieses neuen Propheten zu entdecken gesucht hatte. Er gab durch seine Reden zu einem so starken Aufruhre Anlaß, daß sein Leben in Gefahr war, und er viel Mühe hatte, der Wuth des Volks zu entgehen. Einige Zeit darnach wurde dieser Pennia einer der eifrigsten Anhänger des Sabatai, und seine ganze Familie folgte seinem Beyspiele.

Die Schwärmerey griff alle Tage weiter um sich. Man sahe nichts als Propheten und Prophetinnen, welche mit schäumenden Munde und gräßlichen Convulsionen die künftigen Glückseligkeiten und die Befreyung des Hauses Jsrael verkündigten. Sabatai, der durch diese glücklichen Zufälle immer kühner gemacht wurde, erwählte einige zu Fürsten, welche das jüdische Volk auf der Reise nach dem gelobten Lande regieren, und nach der Wiedereinsetzung der Nation in dasselbe das Recht sprechen sollten. Da der Betrüger sich im Stande sahe, alles zu unternehmen, gab er vor, daß er von Gott Befehl erhalten habe, nach Constantinopel zu gehen.

Er gieng zu Schiffe, und nahm nur eine sehr kleine Anzahl Volks mit sich, aus Furcht, daß die Türken Verdacht schöpfen möchten, wenn er zu viel von seinen Jüngern mit sich brächte. Indeß begab sich doch eine unglaubliche Menge Juden zu Lande nach Constantinopel, um die Wunder zu sehen, die er allda thun würde. Die Reise des Sabatai dauerte länger, als man sich einbildete. Er hatte widrigen Wind, und dieser Messias, der den Elementen nicht gebieten konnte, blieb neun und dreißig Tage auf der See.

Die Juden zu Constantinopel machten Zubereitungen zu seinem Empfange: der Groß*vezier* aber, der wegen der Unruhen in Sorgen war, die ein Mensch von der Art erregen konnte, schickte ihm zwo Barken entgegen, mit Befehl ihn aufzufangen, und ins Gefängniß zu setzen, welches auch geschahe. Man wird sich das Erstaunen der Juden leicht vorstellen können. Unterdeß ließen sie den Muth nicht sinken: diese Begebenheit bestätigte sie vielmehr in ihrer Meynung. Sie sahen die Begegnung, die ihr Messias erfuhr, als eine Erfüllung der Weißagungen an, die Dinge betreffend, die vor seiner Herrschaft vorhergehen sollten. Sie besuchten ihn im Gefängnisse, und bewiesen ihm so viel Ehrerbietung, als ob er auf dem Throne Israels säße. Einige standen ganze Tage vor ihm mit gekrümmten Leibe, mit niedergeschlagenen Augen, und mit kreuzweise über den Leib gelegten Armen. Alle Juden zu Jerusalem, die bloß mit

ihrem vermeynten Erretter beschäfftigt waren, dachten an ihren Handel nicht mehr, und vergaßen so gar ihre Schulden zu bezahlen. Einige englische Kaufleute aus Galata, die Ansoderungen an sie hatten, und nichts erhalten konnten, wandten sich mit ihren Klagen an den Sabatai. Er hörte sie, und schrieb folgenden Brief an die Juden zu Constantinopel.

„Ich bin benachrichtigt worden, daß Ihr einigen englischen Kaufleuten Geld schuldig seyd; „wir befehlen Euch, sie zu bezahlen. Wenn Ihr „nicht gehorchen werdet, so wisset, daß Ihr nicht „mit uns zur Freude und in unser Reich eingehen werdet.„ Dieser Brief that seine Wirkung, und die Schulden wurden bezahlt.

Sabatai saß schon seit zween Monaten zu Constantinopel gefangen. Der Großvezier, der im Begriff war, zu Schiffe nach Candien zu gehen, wo eine Kriegsunternehmung seine Gegenwart nothwendig machte, wollte in der Hauptstadt des Reichs, in seiner und des Großsultans Abwesenheit einen Menschen nicht zurück lassen, der Unfug und Aufruhr veranlassen konnte. Man schickte demnach den Sabatai nach den Dardanellen, und sperrte ihn an einem etwas angenehmern Orte ein, als der, den er verlassen hatte. Die Juden überzeugten sich jetzt mehr als jemals, daß dieser Gefangene der Meßias sey. Sie sagten, daß, wenn es in der Gewalt des Großveziers und der andern türkischen Officiere gestanden hätte, den Sabatai umzubringen, sie ihn weder weiter geschickt, noch so lange

hätten

hätten leben lassen, weil sie gewohnt sind, diejenigen bald aus der Welt zu schaffen, die ihnen einige Unruhe verursachen können. Nun hätten die Türken triftige Gründe gehabt, sich den Sabatai vom Halse zu schaffen: er hatte sich nicht allein zum Könige der Juden aufgeworfen, sondern auch Prophezeyhungen vorgebracht, welche dem Großsultan und seinem ganzen Reiche den Untergang ankündigten.

Die Juden begaben sich haufenweise nach den Dardanellen. Es kamen ihrer in Menge aus Pohlen, Deutschland, Livorno, Venedig, Amsterdam, Hamburg und andern Orten. Sabatai gab ihnen seinen Segen wegen der aufgewandten Reisekosten, und versprach ihnen eine außerordentliche Vermehrung ihrer Güter, und ein ansehnliches Erbe und Eigenthum im gelobten Lande.

Die Türken glaubten, daß sie sich die Thorheit der Juden zu Nutze machen müßten; sie verkauften ihnen alles theurer, und ließen den Sabatai nicht anders, als für Geld sehen. Sie taxirten einen jeden nach seinem Eifer und nach seinem Vermögen. Das war Ursache, daß man sich am ottomannischen Hofe über das nicht beschwerte, was in den Dardanellen vorgieng. Sabatai beschäfftigte sich während seiner Gefangenschaft mit Verfertigung einer neuen Andachtsübung für die Juden: er lehrte sie besonders, wie sie seinen Geburtstag feyern sollten; ihre Thorheit stieg von Tag zu Tage höher. Es wurde ein Brief der Rabbinen zu

Jeru-

Jerusalem, an die Synagoge zu Amsterdam geschrieben, bekannt gemacht, in welchem man berichtete, daß der Tempel wieder gebauet werden sollte. Wir sehen, hieß es, so wunderbare Dinge, daß alles Papier und Dinte auf der Welt nicht zureichen würde, sie zu beschreiben. Die Synagoge zu Amsterdam bezeugte ihre Freude darüber, durch Illuminationen und andere Frölichkeitsbezeugungen. Einige Zeit darauf kam eine kleine Schrift in hebräischer Sprache zum Vorschein, in welcher die Ceremonien enthalten waren, welche bey der Aufnahme, der Salbung und Krönung des neuen Königs beobachtet werden sollten.

Die Schüler des Sabatai rühmten sich der Gabe der Weißagung: sie fielen auf der Gasse nieder, verdreheten die Augen und schäumten, wie Leute, die die fallende Sucht haben; hernach standen sie auf, und brachten tausend ungereimte Dinge vor, wozu sie besonders die Prophezeyungen Joels anführten, welche sie für erfüllt ausgaben. Es fanden sich indeß noch einige vernünftige Leute unter den Juden; aber ihre Zahl war sehr klein. Ein Lehrer des Gesetzes, der in Sorgen war, daß die Betrügerey des Sabatai der ganzen Nation zum Verderben gereichen möchte, wagte es, die Aufführung des Betrügers verdächtig zu machen. Er begab sich zum Cadi von Smyrna, und protestirte öffentlich wider die Schwärmerey des Sabatai, mit der Versicherung, daß er keinen Theil

daran habe, und ein abgesagter Feind dieses vorgegebenen Meßias und aller seiner Anhänger sey. Die Liebe zur Wahrheit war nicht der Hauptgrund, der diesen Lehrer des Gesetzes zu dieser Erklärung nöthigte; sondern er fürchtete mit in den Untergang verwickelt zu werden, mit welchem er seine Nation bedrohet zu werden glaubte. Er hatte aber von Seiten der Türken nichts zu befürchten. Die Betrügerey des Sabatai diente ihnen nur zur Belustigung, und vermehrte die Verachtung, die sie gegen die Juden hatten. Diese letztern wurden gegen ihren Doctor außerordentlich aufgebracht, und glaubten, daß keine Strafe für einen Mann groß genug sey, der sich unterstünde, die Heiligkeit ihres Meßias zu schmähen. Sie sparten nichts, dieselbe zu rächen, und erkauften von dem Cadi mit schwerem Gelde, daß er ihnen erlaubte, den Doctor zu verdammen, den Bart zu verlieren, und auf den Galeeren zu rudern.

Man wartete nur noch auf die Ankunft des Elias, welcher aber nicht eilte, die Wünsche der Nation zu erfüllen. Endlich hatte man das Vergnügen, ihn zu sehen. Bey einem großen Gastmahle, das ein Einwohner zu Smyrna verschiedenen Juden gab, stand einer von den Gästen, nachdem er sich tapfer bezecht hatte, schleunig vom Tische auf, und versicherte, daß er den Elias z) an der Wand des Zimmers sähe, und gieng

z) Da die Juden die Ankunft des Elias alle Augenblicke erwarten, so decken sie insgemein einen

gieng ihm mit tiefen Verbeugungen seine Ehrerbietung zu bezeugen. Die andern, die eben so große Phantasten waren, und den Kopf eben so voll hatten, behaupteten, daß sie den Propheten auch gesehen hätten. Ein Jude zu Constantinopel gab vor, daß er ihn in türkischer Kleidung gesehen, und daß nach einer langen Unterredung Elias ihm befohlen habe, verschiedene Gebräuche wieder einzuführen, die nicht mehr beobachtet wurden, besonders die, deren in einer Stelle der heiligen Schrift Meldung geschiehet, wenn es heißt: Rede mit den Kindern Israel und sprich, daß sie Franzen an ihre Kleider setzen, und sie mit Bändern von gelber Seite einfassen. . . . Ihr sollt eure Haare nicht rund herum abschneiden, noch euch den Bart scheren lassen. Die Erscheinung des Elias wurde so gleich für gewiß angenommen, als sie bekannt wurde, und ein jeder fieng an die Befehle des Propheten zu beobachten. Man setzte Franzen unten an die Kleider; und ob es



nen Tisch für diesen Propheten. Sie setzen Arme daran, und lassen den ersten Platz für den Elias leer, von dem sie glauben, daß er unsichtbar bey dem Feste zugegen sey, und mit äße und tränke. Den Abend vor dem Sabathe nehmen die Juden einen vollen Becher Wein, den sie tropfenweise im Hause herum vergießen, und dreymal die Worte sagen: Eilas komm geschwind zu uns mit dem Meßias, dem Sohne Gottes und Davids.

gleich gewöhnlich, und sogar eine Bequemlichkeit bey den morgenländischen Völkern ist, sich die Haare abzuschneiden, so ließen doch die Juden dieselben wachsen, und hüteten sich gar sehr sie in der Runde zu verschneiden. Man unterschied an diesem Merkmaale die Gläubigen von den Ketzern.

Sabatai saß noch immer in den Dardanellen gefangen, mehr geehrt als jemals, und von Pilgrimmen besucht, die aus allen Ländern herzu kamen, wo die Ankunft des Meßias bekannt geworden war. Einer der angesehensten darunter war **Nehemias Cohen**, ein sehr gelehrter Mann, der die Rolle des Meßias selbst sehr gut gespielt haben sollte, wenn nicht ein anderer dieselbe schon zu spielen angefangen hätte. Er besuchte den Sabatai, und hatte einen sehr heftigen Streit mit ihm. Cohen behauptete, daß der Schrift und den Auslegern zu Folge, zween Meßiasse seyn müßten: der erste, ein armer, verachteter, Knecht des andern und sein Vorläufer, wäre bestimmt, das Gesetz zu predigen. Der zweyte, ein reicher und mächtiger Meßias, sollte die Juden wieder nach Jerusalem führen, sich auf den Thron Davids setzen, und große Eroberungen machen. Cohen war mit dem Character des geringern Meßias zufrieden, und Sabatai hatte anfänglich nichts dagegen; als er aber den genauer kennen lernte, der sein College seyn wollte, mochte er nichts mehr mit einem Menschen zu thun haben, der ihm über lang oder kurz ein Bein unterschlagen konnte. Der

Zank

Zank der beyden Meßiasse kam vor die andern Juden, welche, ein jeder nach seiner Einbildung, davon dachten. Da aber Sabatai den meisten Anhang hatte, so behielt auch seine Lehre die Oberhand, und Cohen wurde als ein Sectirer verworfen. Dieser letztere, durch diese Begegnung beleidigt, beschloß sich zu rächen. Er begab sich in dieser Absicht nach Adrianopel, allwo der ottomannische Hof sich damals aufhielt, und gab den Ministern von allem Nachricht, was in den Dardanellen vorgieng. Verschiedene Lehrer des Gesetzes schlugen sich zum Cohen, und stellten dem Kaimakan, der in Abwesenheit des Großvezirs die Regierung besorgte, vor, daß Sabatai ein Betrüger sey, der die Juden verführte, und sie von dem Gehorsame, den sie dem türkischen Kaiser schuldig wären, abwendig machte. Sie setzten hinzu, daß dieser Betrüger ein gefährlicher Mensch sey, den man sich vom Halse schaffen müsse, wenn man nicht die größten Unruhen im Reiche entstehen sehen wollte. Der Kaimakan gab seinem Herrn von allem, was man ihm vorgebracht hatte, Nachricht, und seinem Berichte zu Folge wurde sogleich ein Chiaoux nach den Dardanellen geschickt, der den Sabatai nach Constantinopel holen mußte. Es gieng damit so schleunig zu, daß der Gefangene nicht einmal Zeit hatte, von seinen Freunden und Schülern Abschied zu nehmen.

Seine ganze Herzhaftigkeit, oder vielmehr Unverschämtheit verließ ihn, als er vor dem Großsul-

tane erschien. Es that dieser Prinz verschiedene Fragen in türkischer Sprache an ihn. Sabatai verlangte einen Dollmetscher, welcher ihm gegeben wurde; aber alle Anwesenden verwunderten sich sehr, daß der Meßias nicht die Gabe der Sprachen hatte. Der Sultan sagte sodann zu ihm: „Wenn du der Sohn Gottes bist, so „kann es dir nicht schwer ankommen Wunder zu „thun. Du mußt mich einige davon sehen las„sen. Ich will dich nackend ausziehen und an „einen Pfal binden lassen; meine besten Schü„tzen mögen sodann nach dir schießen. Wenn „dein Leib von keinem Pfeile getroffen oder ver„wundet wird, so will ich den Augenblick ein „Jude werden, und dich für den Meßias er„kennen.„

Sabatai wollte es auf eine so harte Probe nicht ankommen lassen. Er begehrte nicht mehr Meßias zu seyn, sondern gestand seine Betrügerey. Der Großsultan war mit diesem Geständnisse noch nicht zufrieden, sondern sagte zu diesem „Betrüger: Du hast allen, die sich zur Religion „des Mahomet bekennen, ein groß Aergerniß ge„geben: dieses Verbrechen nun zu büßen, mußt „du ein Muselmann werden, oder ich lasse dich „an einen Pfal spießen.„ Sabatai bedachte sich nicht lange: „Ich habe stets Willens ge„habt,„ antwortete er, „zur Religion des Ma„homets zu treten: ich schätze mich glücklich, die„sen Vorsatz in Gegenwart des Großsultans aus„führen zu können.„

Wie erstaunten die Juden, da sie sahen, daß ihr Meßias ein Türke geworden war! Diese Entwickelung, deren sie sich nicht versahen, machte sie sehr schamroth. Ihre thörichte Leichtgläubigkeit gab zu den empfindlichsten Spöttereyen Anlaß, und sie wurden das Gelächter aller Völker des Erdbodens. Dem ohngeachtet fanden sich noch einige Juden, welche in ihrer Dummheit behaupteten, Sabatai sey kein Türke geworden, sondern es sey sein Schatten, der sich mit einem Turban sehen ließe. Sie gaben vor, er wäre mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen worden, daselbst zu bleiben, bis die Prophezeihungen erfüllt werden sollten.

Die Betrügerey des Sabatai Sevi giebt zu Betrachtungen Anlaß, die für den menschlichen Verstand sehr demüthigend sind. Ein Betrüger tritt mit Träumen und Thorheiten auf, giebt einer lächerlichen Fabel den Schein der Wahrheit, hält von ihren einträglichen Geschäfften die eigennützigste Nation ab, die es je auf dem Erdboden gegeben hat, und ziehet ganze Tausende von Menschen, die in allen Theilen der Welt zerstreuet waren, nach sich. Es findet sich bey einem überaus zahlreichen Volke fast nicht ein einziger, der den Irrthum einsähe; und wenn unter der ganzen jüdischen Nation ein paar vernünftige Männer sich der allgemeinen Thorheit widersetzten, so machte man es ihnen zum Verbrechen, daß sie vernünftiger dachten, als die andern, und sie zogen sich die härtesten Züchtigungen zu. Man

muß

muß indeß gestehen, daß die Juden leichter zu verführen sind, als irgend ein Volk auf dem Erdboden. Da sie noch immer auf den Meßias warten, so ist es nichts außerordentliches, daß sich listige Köpfe gefunden haben, und vielleicht künftig noch finden werden, welche diese Rolle spielen.

## Ende des fünften Theils.

---

## Inhalt.

I. Verschwörung der Niederländer gegen Spanien . . Seite 3
II. — — wider den Herzog von Farnese . 322
III. — — des Juski gegen den falschen Demetrius . . 329
IV. — — des Sabatai Sevi 350

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duport du Tertre, François-Joachim, 1715-1759

Des Therrn Düport dü Tertre Geschichte der sowohl alten als neuern Verschwö
rungen, Meutereyen und merkwürdigen Revolutionen

Bd.: 5

Breslau (1766)

H.misc. 87-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738118-1
VD18 80315453-001